Das Brom.

Leipzig,
gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

Das Brom,

ein

neuentdeckter einfacher Stoff,

nach

seinen sämmtlichen chemischen Verhältnissen

betrachtet.

Besonderer Abdruck

aus dem letzten Bande von Thenard's Lehrbuch der Chemie.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Leipzig, 1828.

Verlag von Leopold Voß.

Vorwort.

Da meines Wissens noch keine zusammenfassende Beschreibung des Broms existirt, so habe ich geglaubt, daß ein besondrer Abdruck derjenigen, welche ich dem letzten Bande des Thenardschen Lehrbuchs anhangsweise beigefügt habe, für manchen, dem das größere Werk selbst nicht zugänglich ist, nicht ohne Interesse seyn würde, um so mehr, da neben den Untersuchungen Balard's, welche die Verhältnisse des neuentdeckten Körpers am durchgreifendsten aufgeklärt haben, viele Notizen

andrer Beobachter darüber ſich in verſchiedenen Journalen zerſtreut befinden, deren Sammlung dieſe kleine Monographie erſparen kann.

Leipzig im Auguſt 1828.

Fechner.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite.
Brom	9
Bromwasserstoffsäure	17
Bromwasserstoffsaure Salze und Brommetalle	20
Bromsäure	25
Bromsaure Salze	26
Chlorbrom oder Bromchlor	27
Bromjod oder Jodbrom	28
Bromphosphor oder Phosphorbrom	28
Bromschwefel oder Schwefelbrom	29
Bromselen	29
Bromkohlenwasserstoff	30
Bromwasserstoffnaphtha	31
Bromkyan	32

Brom. *)

Literatur. — Balards Unterſuchungen über das Brom und deſſen verſchiedene Verbindungen. Ann. de Ch. et de Ph. XXXII. 337; auch in Schweigg. J. XLVIII. 61. auch in Kaſtn. Arch. IX. 241.; auch in Pogg. Ann. VIII. 114. 319. 461. — Juſt. Liebig über das Brom und mehrere Verbindungen deſſelben Schweigg. J. XLVIII. 196. — Schweigger Nachſchr. zu Balards Abhandl. über das Brom ib. 127 — Kaſtner über Verhalten im Voltaiſchen Kreiſe: Kaſtn. Arch. IX. 383 — Vogel Verhalten des Broms zum Chlorjod Kaſtn. X. 119 — Wurzer über einige Verhältniſſe des Broms. Kaſtn. X. 390 — Serullas über das Brom und mehrere ſeiner Verbindungen. Kaſtn. X. 392, auch Schweigg. XLIV. 261. — de la Rive Eigenſchaften des Broms. Kaſtn. XI. 387, auch Pogg. X. 397. — Serullas Bromſelen Kaſtn. XII. 121, auch Pogg. X. 622. — Anzeige von Bromverkauf. Pogg. IX. 360. XI. 371; ferner in Schweigg. LI. 253. — Hermann Darſtellung des Broms, ohne Anwendung von Aether. — Schweigg. XLIX. 101. Derſelbe in Pogg. XIII. 175. — Liebig nachträgliche Bemerkungen über das Brom und Bromkalium. Schweigg. XLIX. 102. — Desfoſſes Darſtellungsart. Schweigg. L. 109. — Lampadius Bromgold Schweigg. L. 377.

Nat. Vork. des Broms. — Schweigger-Seidel Zuſammenſtellung der verſchiedenen Arten des Vorkommens. Schweigg. XLIX. 250. Meißner in der Salzſoole zu Halle. Schweigg. XLVIII. 108. — Fromherz in mehrern Salzſoolen Schweigg. XLVIII. 252. — Hermbſtädt im Waſſer des todten Meeres. ib. 256; auch in Pogg. VIII. 475. — Gmelin im W. des todten Meeres Pogg. IX. 177. — Liebig in mehrern Salzſoolen. Kaſtn. Arch. IX. 256 — Vogel in der Saline Roſenheim Kaſtn. IX. 378. — Kaſtner

*) Brom ſo wie Bromkalium fertig liefert Loewig, Profeſſor der Schmedel'ſchen Apotheke in Creuznach, und Prof. Gmelin bezeugt die Reinheit der letzterern Präparate. Die Unze Brom koſtet 3 Thlr. in Ducaten; doch wird nicht weniger als ½ Unze verkauft. — Die Unze Bromkalium koſtet 1 Thlr. 4 Gr. Auch das gegen Ende zu beſchreibende Bromöl (Bromkohlenwaſſerſtoff) kann von hier bezogen werden. — Neuerdings zeigt der Adminiſtrator Hermann in Schönebeck an, daß er die Unze Brom zu 2½ Thlr. und die Unze Bromkalium und Bromnatronium zu 1 Thlr. (auch Kalium und Natronium die Unze zu 6 Thlr.) abtaſſen könne.

in der Soole zu Ludwigshall. Kaſtner IX. 383. — Derſelbe im Oſtſeewaſſer. Kaſtn. XII. 256. — Fleinus in der Magnesiaquelle zu Kissingen Kaſtn. X. 61. — Stromeyer in den Soolen von Lüneburg, Vermont, Salz der Helden, Sülbeck und im Nordſeewaſſer Kaſtn. X. 117. — Wöhler im Oſtſeewaſſer Pogg. X. 509. — Herrmbſtädt im Meerſchwamm und den Schwammſteinen. Pogg. X 627. — Jonas in Meerſchwämmen. Brandes Arch. XXI. 45. — Brandes in der Salzſoole zu Salzuffeln in Brandes Arch. XX. 145. — Göbel in der Lauge der Saline zu Sulza. Brandes Arch. XIX. 268. Widerlegung dieſes Vorkommens von demſ. ibid. XX. 118. — Aſchoff in der Saline zu Rehme bei Minden. Brandes Arch. XX. 148. — Geiger in der Salzſoole zu Rappenau. Geiger Mag. XVI. 207. XVII. 57. — Walchner in der Durrheimer Soole. Geiger Mag. XVII. 56. — Meißner in den Salzſoolen zu Halle, Artern, Durrenberg und Cape d'Istria. Berl. Jahrb 1827. 29. Jahrg. 1. Abth. 102. — Hollunder in Zinkerzen Kaſtn. XII. 252. — Karsten in der Saline Werl. Schweigg. XLIX. 499. — Derſelbe in den Salinen von Salins. Schweigg. L. 109. — In dem Waſſer der Kochſalz führenden Sümpfe in der Ebene Aren, Schweigg. XLVIII. 128. — Balard in Seepflanzen und Seethieren. Schweigg. XLVIII. 102. — Cochler über Vorkommen von Jod und Brom im Schleſiſchen Cadmium. Kaſtn. XIII. 336.

Das Brom iſt ein, erſt neuerdings von Balard entdeckter, einfacher, allen ſeinen Verhältniſſen nach zwiſchen Chlor und Jod*) ſtehender Körper, welcher nicht nur im Meerwaſſer und Meerpflanzen, ſo wie einigen Seethieren (Janthina violacea, Meerſchwamm) vorkommt, ſondern auch in ſehr vielen andern ſalzigen Waſſern, ja ſelbſt in Zink- und Cadmiumerzen gefunden worden iſt,**) worüber die obige Literatur ausführlichere Auskunft giebt. Die anfänglich von mehrern aufgeſtellte Vermuthung, daß das Brom eine Verbindung von Chlor und Jod ſey, hat ſich bis jetzt noch nicht be-

*) Nicht nur den äußern Eigenſchaften, ſondern auch den Verwandtſchaften nach. So werden nach Balard die Jodverbindungen durch das Brom zerſetzt und umgekehrt die Bromverbindungen durch das Jod. Das Jod, welches bei einer erhöhten Temp. das Kali und Natron ſehr gut zerſetzt, wirkt nicht ſo gut auf den Kalk, ſondern verbindet ſich geradezu mit dieſem. Das Brom dagegen zerſetzt dieſe Baſis und ſelbſt den Kalk; kann aber auf die Magnesia nicht ſo kräftig wirken; während das Chlor ſeine zerſetzende Wirkung auf dieſes Oxyd ausdehnt.

**) Stets im Zuſtande eines bromwaſſerſtoff. Salzes von Natron oder Magnesia; in dem Schwammſtein ſcheint es nach Herrmbſtädt in geringer Menge als jodwaſſerſtoff. Kalk vorzukommen.

ſtätigt; da theils die Verſuche, das Brom hierein zu zerlegen, bis jetzt noch nicht geglückt ſind, theils auch das künſtlich zuſammengeſetzte Chlorjod, wiewohl in mehrern Stücken mit dem Brom übereinkommend, doch in andern weſentlich davon unterſchieden iſt.*) Der Name Brom iſt von βρωμος (foetor) wegen ſeines üblen Geruchs abgeleitet, und wurde dieſem Stoffe von Balard auf Anglada's Rath gegeben, nachdem er es anfangs Muride genannt hatte.

Zur Entdeckung des Broms wurde Balard von folgender Erſcheinung auf geleitet. Wenn er die Lauge von ſodhaltigen Fucusaſchen mit wäßrigem Chlor behandelte, ſo bemerkte er mehreremale, daß, nach Hinzufügung einer Stärkeauflöſung, nicht nur eine blaue Zone ſich zeigte, an welcher das Jod Theil hatte, ſondern, ein wenig oberhalb derſelben, noch eine andre, von ziemlich intenſiv gelber Färbung. Dieſelbe orangegelbe Farbe zeigte ſich gleichfalls, als er die Mutterlauge aus den Salinen bei Montpellier auf die nämliche Weiſe behandelte. Je concentrirter die Fl. war, um ſo dunkler war jene Färbung und das Hervortreten derſelben war mit einem durchdringenden eigenthümlichen Geruch begleitet.

Indem nun Balard dem Urſächlichen dieſer Erſcheinungen weiter nachforſchte, gelangte er dahin, das Brom aufzufinden.

Bereitung.**) — 1) Nach Balard. — Nachdem man durch die Mutterlauge eines, Brom haltenden, Salzwaſſers einen Strom Chlor***) hat hindurchſtreichen laſſen,†) ſchüttet man eine gewiſſe Menge Aether darüber und füllt die Flaſche, in welcher ſich die Fl. befindet, damit voll. Schüttelt man hierauf beide Flüſſigkeiten ſtark durch einander, ſo ſchwimmt, (nachdem man ihnen einige Augen-

---

*) So fand Vogel, daß wenn man trocknes Chlorgas in ebenfalls trocknes Jod ſtreichen läßt, letzteres ſich nach und nach zu einer dunkelorangegelben Fl. auflöſt, welche in Geruch und Farbe, Auflöslichkeit in Waſſer und Weingeiſt, von demſelben faſt gar nicht verſchieden iſt. Dagegen finden folgende Unterſchiede Statt: die ſchweflige S., ſo wie die Schwefelwaſſerſtoffſäure färben das Chlorjod ſogleich braunſchwarz und es fällt Jod nieder; durch die beiden eben angeführten Säuren wird hingegen das Brom ganz entfärbt und farblos wie Waſſer. Auch die Kalilauflöſung, das Ammoniak und das Barytwaſſer ſchlagen aus dem Chlorjod eine beträchtliche Quantität Jod nieder, dahingegen die ſie nämlichen Alkalien das Brom gänzlich entfärben.

**) Ueber die Erzeugung einer dunkelrothen Fl. und dunkelgrüner Kryſtalle bei der Bromdarſtellung vergl. die Notiz von Van Mons in Kaſtn. Arch. X. 190

***) Das Chlor hat den Zweck, das Brom aus ſeiner bromwaſſerſtoffſ. Verb. auszuſcheiden.

†) Es iſt zweckmäßig, das Chlor nicht in zu großem Verhältniß zuzuleiten, wenn man den Verluſt einer gewiſſen Menge des Brom vermeiden will, da ſonſt Chlorbrom entſteht.

blicke Ruhe gelassen, um die Abscheidung zu begünstigen) der Aether schön hyacinthroth gefärbt oben auf, während die entfärbte Mutterlauge, statt des lebhaften und irritirenden Bromgeruchs, nur den angenehmen Geruch des Aethers, den sie aufgelöst hat, darbietet. Der gefärbte Aether (eine wahre ätherische Lösung des Brom) wird mit kaustischem Kali geschüttelt, wovon das Brom unter Verschwinden seiner Farbe, seines Geruchs und der alkalischen Eigenschaften des Kali's absorbirt wird, indem sich dieses dabei in eine Salzmasse umwandelt, welche in W. gelöst und durch dessen Verdunsten in kubischen Krystallen daraus erhalten wird.

Diese Krystalle werden, nachdem sie gepulvert worden sind, mit gereinigtem Braunstein gemischt, das Gemeng in einen kleinen Destillirapparat gebracht und Schwefels., welche mit der Hälfte ihres Gewichts W. verdünnt ist, darauf geschüttet. Diese S., welche, wenn man sie mit den Krystallen allein in Berührung gebracht hätte und sogar, wenn man sie in sehr conc. Zustande auf das angegebene Gemeng hätte einwirken lassen, nur weiße Dämpfe und sehr wenig Brom entwickelt haben würde, erzeugt unter diesen Umständen feuerrothe Dämpfe, welche sich zu Bromtröpfchen verdichten. Diese fängt man auf, indem man den Hals der Retorte hinabsenkt bis auf den Boden eines mit kaltem Wasser angefüllten kleinen Recipienten. Das Brom, welches in Dampfgestalt übergeht, löst sich in der Fl. auf. Dasjenige, welches sich im Halse der Retorte zu Tropfen verdichtet, fällt seines großen spec. Gewichts wegen auf den Boden des Gefäßes hinab; und da das überstehende Wasser bald mit Brom gesättigt ist, so wird es hievon nicht weiter angegriffen. Man hat es daher nur noch vom W. abzusondern und durch Destillation über Chlorcalcium von dem anhängenden W. zu befreien.

Balard vermochte ansehnliche Mengen von Brom aus der Mutterlauge der Varechoda, welche zur Darstellung des Jods angewandt wird, abzuscheiden. In diesem Fall und überhaupt, wenn er das Brom aus Substanzen darstellen wollte, die zugleich Jod enthielten, schlug er das Jod erst durch ein Kupfersalz nieder, schied das unlösliche Jodkupfer durch Filtriren ab, verdunstete die Fl. und behandelte den Rückstand mit Schwefelsäure und Braunstein wie oben.

2) Nach Desfosses. — Man kocht die Mutterlauge des bromhaltenden Wassers mit dem 4ten Theile ihres Gewichts vorher zu Brei gelöschten, frisch gebrannten Kalks. Die von dem hiebei Ausgeschiedenen (Magnesia) abgegossene Fl. wird verdunstet und zu wiederholten Malen der Krystallisation überlassen. Die so auf $\frac{1}{10}$ ihres Umfangs reducirte Mutterlauge wird hierauf mit Salzsäure und Braunstein aus einer kleinen Retorte mit Vorstoß destillirt und die feuerrothen Dämpfe

in einem, durch Eis gehörig kühl erhaltenen, mit Waſſer gefüllten, Probeglaſe aufgefangen *).

3) Nach Hermann. — 30 Pfund Mutterlauge des Brom haltenden Salzwaſſers werden mit 6 Unzen fein gepulvertem Braunſtein vermiſcht und dieſem Gemiſch 8 Unzen mit der Hälfte ihres Gewichts W. verdünnte Schwefelſ. zugeſetzt. Die Retorte wird in eine Kapelle gebracht, eine Vorlage angefügt und angekittet, welche 8 Unzen in W. aufgelöſtes Aetzkali enthält, und zwar ſo, daß die Mundung der Retorte mit der Aetzkalilauge in Berührung kommt. Die Vorlage wird mit einem Sicherheitsrohr verſehen, welches mit einem Theil der beſagten Aetzkalilauge geſperrt iſt. Sobald die Retorte erwärmt wird, wird ſie mit ſchönen rothen Dämpfen angefüllt, welche ſich bei fortgeſetzter Deſtillation mit der vorgeſchlagenen Kalilauge verbinden. Wird die Kalilauge abgeraucht, ſo kryſtalliſirt hieraus ein gemiſchtes Salz, welches aus bromwaſſerſtoffſaurem und ſalzſaurem Kali beſteht. Wird dieſes gemiſchte Salz mit einer verhältnißmäßigen Menge Braunſtein und Schwefelſ. gemiſcht, ſo iſt das Brom durch Deſtillation leicht zu ſcheiden.

Neuerdings giebt Hermann eine vortheilhafte Modification dieſes Verfahrens an, wodurch die Abſcheidung des Broms ſehr erleichtert wird, und welche ſich darauf gründet, daß das bromwaſſerſtoffſaure Salz, als welches ſich das Brom in der angewandten Soole befindet, von Schwefelſ. blos bei Zuſatz von Braunſtein, wo ſich Chlor bildet, zerlegt wird. Man ſoll daher vor der gleichzeitigen Anwendung des Braunſteins und der Schwefelſ. erſt die übrigen in der Mutterlauge befindlichen Salze durch Schwefelſ. allein zerlegen, die Salzſ. abdeſtilliren, dann die gebildeten ſchwefelſ. Salze durch Kryſtalliſation trennen, und nun erſt die Mutterlauge mit Braunſtein und Schwefelſ. zugleich behandeln.

Eigenſchaften **). — Das Brom erſcheint bei gew. Temp. in Geſtalt einer Fl., die in Maſſe oder im Aeußere betrachtet, ſchwarzroth, in einer dünnen Schicht aber zwiſchen das Licht und das Auge gebracht hyacinthroth iſt. Sein Geruch iſt ſehr unangenehm und erinnert an den der Chlorоxyde, wiewohl er viel intenſiver iſt. Sein Geſchmack iſt ſehr ſtark. Es greift organiſche Subſtanzen, Holz, Kork u. ſ. w. an, beſonders die Haut, welche es dabei ſtark ins Gelbe färbt. Die Farbe, welche es dieſer mittheilt, iſt weniger intenſiv, als die vom Jod erzeugte, und verſchwindet wie dieſe nach einiger Zeit. Wenn je-

*) Aus 30 Pfund Mutterlauge von der Saline zu Salins erhielt Desfosses hiedurch 1 Drachme Brom.

**) Alle nachfolgenden Angaben über das Brom und ſeine Verbindungen rühren von Balard her, außer wo eine beſondre Autorität hinzugefügt iſt.

doch die Berührung mit dem Brom einige Zeit gedauert hat, verschwindet die Farbe nur mit der Zerstörung der Epidermis. Es röthet nicht die Lackmustinctur, aber es entfärbt dieselbe schnell, fast eben so augenblicklich, als Chlor. Es wirkt mit Heftigkeit auf die Thiere. Ein Tropfen, einem Vogel in den Schnabel gebracht, reicht hin, ihn zu tödten. Das spec. Gewicht, so weit es sich im Kleinen ausmitteln ließ, fand sich zu 2,966. Das Atomgewicht des Broms bestimmt Liebig zu 98,110, gegen den Sauerstoff = 10.

Nach Balard erstarrt das Brom noch nicht bei — 18° C. Nach Servillas erstarrt es zwischen — 18° und — 20° C. Nach Liebig bei — 25° C. Es wird hiebei nach Liebig zu einer harten krystallinischen, im Bruche blättrigen, Masse, die an manchen Stellen ein bleygraues metallisches Ansehen besitzt. Selbst bei — 12° C. blieb noch ein großer Theil davon fest.

Das Brom verflüchtigt sich leicht, und diese große Flüchtigkeit sticht sehr gegen sein spec. Gewicht ab. Es ist hinreichend, einen Tropfen von Brom in ein beliebiges Gefäß zu bringen, um dasselbe sogleich mit einem sehr dunkeln röthlichen Dampfe zu füllen, welchen man wegen seiner Farbe mit dem [illegible] salpetrigen S. verwechseln würde, wenn er sich nicht von diesem durch eine Menge andrer Kennzeichen unterschiede. Bei 47° C. fängt das Brom an zu sieden. Beim Hindurchtreiben durch eine beschlagene und stark glühende Glasröhre bleibt es unverändert.

Die Dämpfe des Broms vermögen die Verbrennung nicht zu unterhalten. Eine angezündete Kerze, welche man in eine solche Atmosphäre eintaucht, verlöscht in dieser bald. Vor dem Verlöschen aber brennt sie mit einer an der Basis grünen und an dem obern Theile röthlichen Flamme, wie es im Chlorgase der Fall ist.

Was das Verhalten des reinen Broms im Volta'schen Kreise anlangt, so unterbricht es durchaus die Strömung der Elektricität und verhält sich sonach als Nichtleiter für dieselbe, wie dieß sowohl Balard als de la Rive fanden. — Als de la Rive eine wäßrige Lösung des Broms in den Voltaischen Kreis brachte, erfolgte blos eine Entwickelung von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas in den zur Wasserbildung erforderlichen Verhältnissen. — Nach Kastner soll Bromwasser, den Polen einer mäßig starken galvanischen Säule ausgesetzt, sich in dem, den Platindraht des positiven Pols umgebenden, Flüssigkeitsantheil sichtbar concentriren und seine hier statt findende und am entgegengesetzten Pole mangelnde Anwesenheit durch den Geruch deutlich zu erkennen geben.

Das Brom löst sich in Wasser, in Alkohol und besonders in Aether auf. Die gefärbten Lösungen, welche der Aether und Alko-

bol bilden, verlieren nach einiger Tagen ihre Farbe, und man findet in denſelben Bromwaſſerſtoffſäure gebildet.

Zur Waſſerzerſetzung ſcheint das Brom nicht fähig zu ſeyn. In der That, als Balard Brom mit Waſſerdämpfen durch ein glühendes Glasrohr durchſtreichen ließ, war weder Entwickelung von Erſtgas, noch Erzeugung von Bromwaſſſt. zu bemerken.

Das Brom läßt ſich mit Waſſerſtoff, Sauerſtoff, Chlor, Phosphor, Schwefel, Selen, ölbildendem Gaſe in Verb. bringen, entweder auf directem oder indirectem Wege; von welchen Verbindungen beſonders gehandelt werden wird; die Verbindungen mit Waſſerſtoff und Sauerſtoff ſind Säuren. Mit bloßer Kohle glückte keine Verbindung, als Balard bei verſchiedenen Temperaturen Brom damit zuſammenbrachte. Auch nach Liebig wird Kohle in der Glühhitze nicht durch Brom verändert.

Von den Erſcheinungen bei der Einwirkung des Broms auf jene einfachen Körper wird bei den entſprechenden Verbindungen geredet werden. Ueber die Wirkung auf Jodwaſſſt., Schwefelwaſſſt. und das Phosphorwaſſſtgas ſiehe ebenfalls die Bromwaſſerſtoffſäure.

Nach Lampadius löſt ſich das Brom leicht in Schwefelkohlenſtoff auf, und wird dadurch dem Waſſer entzogen.

Schwefelſäure löſt von dem Brom nur ſehr wenig, und man kann dieſe Eigenſchaft benutzen, das Brom in unvollſtändig geſchloſſenen Gefäßen aufzubewahren, indem die leichtere Schwefelſ. ein Hinderniß für ſeine Verdampfung wird.

Es löſt ſich recht gut in Eſſigſäure und reagirt nur langſam darauf.

Die Wirkung des Broms auf die Metalle hat große Aehnlichkeit mit der, welche das Chlor auf dieſe Körper ausübt. Das Antimon und Zinn brennen in Berührung mit Brom. Das Kalium entwickelt ſo viel Wärme und Licht, daß eine Verpuffung entſteht, die heftig genug iſt, um die Glasgefäße, mit welchen man arbeitet, zu zerſprengen und das Product der Verbrennung weit umher zu ſchleudern.

Bringt man Eiſenfeile, Brom und Waſſer zuſammen, ſo entſteht nach Liebig eine äußerſt heftige Reaction; die Maſſe erhitzt ſich und man erhält eine dunkelgelbe Eiſenauflöſ., worin das Eiſen als Peroxyd vorhanden iſt.

Als Liebig reines Brom durch eine Röhre, in welcher ſich Chlorcalcium befand, in eine andre Röhre, in welcher feiner ſpiralförmig gewundener Platindraht erhitzt wurde, ſtreichen ließ, ward der kaum glühende Draht in dem Augenblicke, als ihn die Bromdämpfe berührten, rothglühend und ſchmolz zu Bromeiſen zuſammen, ohne daß ſich etwas

anders, als atm. Luft aus der Röhre entband. Als statt des Eisendrahts zusammengewundener Platindraht in die Glasröhre gebracht wurde, ward das Platin nicht angegriffen und das Brom ging unverändert über.

Was seine Wirkung auf die Oxyde und Salze betrifft, so hat Balard darüber folgende Beobachtungen gemacht.

Läßt man Brom in Dampfgestalt über rothglühendes Kali, Natron, Baryt und Kalk streichen, so zeigt sich ein lebhaftes Weißglühen; es entwickelt sich Sauerstoffgas, und im Innern der Röhre findet man Verbindungen des Broms mit Kalium, Natronium u. s. w. wieder. Es gelang nicht, die Magnesia oder Thonerde auf dieselbe Weise zu zerlegen. Das Brom cirkulirte um diese rothglühenden Erden herum, ohne auch nur Spuren von Sauerstoffgas daraus zu entwickeln und ohne mit denselben in Verbindung zu treten. Sublimirtes Zinkoxyd erlitt eben so wenig eine Veränderung durch die Einwirkung des Broms, welche von einer hohen Temperatur unterstützt wurde.

Diejenigen Oxyde, welche das Brom zu zersetzen vermag, scheinen sich doch dieser Veränderung zu entziehen, wenn sie an eine mächtige Säure gebunden sind. Vergeblich versuchte Balard, aus rothglühendem schwefels. Kali Sauerstoffgas zu entwickeln, indem er Bromdämpfe darüber streichen ließ. Nicht so verhält es sich, wenn die Säuren nur geringe Verw. zu dem Oxyde besitzen. Die kohls. Alkalien können in der That vom Brom zersetzt werden, und liefern ein Gas, welches aus 2 Vol. Kohls. und 1 Vol. Sauerstoffgas besteht.

Sehr verschieden hievon sind die Erscheinungen, wenn man das Brom auf die genannten Alkalien und Erden, im Zustande der Auflösung oder der Vertheilung in einer großen Menge Wasser wirken läßt. Man nimmt keine Entwicklung von Sauerstoffgas wahr; der Geruch und die Farbe des Broms verschwinden; aber die Verbindung, welche sich bildet, besitzt die Eigenschaft, daß sie mittelst schwacher Säuren, wie Essigsäure, Brom giebt, und die Lackmustinktur augenblicklich entfärbt. Diesen Versuchen nach würde das Brom im Stande seyn, Verbindungen mit Oxyden zu bilden, ähnlich dem Chlorkalk, Chlornatron u. s. w.

Wenn man Brom mit einer sehr concentrirten Auflösung von Kali in Berührung bringt, oder den mit Brom beladenen Aether mit diesem Alkali in fester Gestalt schüttelt, so erhält man durch Verdampfung der Flüssigkeit nicht bloß kubische Krystalle von bromwasserstoffsaurem Kali, sondern auch andre nadelförmige, die nichts andres zu seyn scheinen, als bromsaures Kali. Der Baryt verhält sich zu dem Brom auf dieselbe Art. Eben so der Kalk. Die Magnesia scheint diese Eigenschaft nicht zu besitzen. Die Analogie sagt hinlänglich, daß

die Bildung dieſer beiden Salze auf die Zerſetzung des Waſſers gegründet iſt.

Das Waſſer, welches unter Mitwirkung von Alkalien ſo leicht zerſetzt wird, wird es ebenfalls, doch auf eine weniger verwickelte Art, wenn das Brom unter dem Einfluſſe der Sonnenſtralen auf daſſelbe wirkt. Eine Auflöſung von Brom in Waſſer, welche lange Zeit den Sonnenſtralen ausgeſetzt worden, gab merkliche Anzeigen von Bromſäure und Bromwaſſerſtoffſäure, deren Bildung kaum anders, als durch die Annahme, daß Waſſer zerſetzt worden iſt, erklärt werden kann.

Die Wirkung des Broms auf organiſche Subſtanzen anlangend, ſo brachte nach Vogel das Stärkmehl in Brom keine Veränderung hervor. Nach de la Rive jedoch ertheilen einige Tropfen Brom der Stärkmehlloſung auf ähnliche Art eine orangegelbe Farbe, als das Jod eine blaue. Als Rive in eine durch Jod blau gefärbte Stärkmehllöſung einige Tropfen Brom brachte, erhielt er dadurch eine Verbindung, welche dem Stärkmehl zwei verſchiedene Farben gab, eine bräunliche und eine gelbliche. Der Farbenunterſchied ſchien von der verhältnißmäßigen Menge des Broms herzurühren und den beiden, von Balard beſchriebenen, Verbindungen von Brom und Jod zu entſprechen. Als dieſe, in Stärkmehl gelöſten, Verbindungen von Brom und Jod der Wirkung der galv. Säule ausgeſetzt wurden, ſah man ſogleich am negativen Pole die Löſung eine ſchön blaue Farbe annehmen und dadurch die Gegenwart von Jod andeuten, hingegen am poſitiven Pole, wohin ſich das Brom zu begeben ſchien, eine Orangefarbe.

Die fetten Oele wirken nur ſehr langſam auf das Brom, es in Bromwaſſerſtoffſ. verändernd. Eine augenblickliche Reaction aber erfolgt beim Zuſammenbringen des Broms mit ätherſ. Oelen. Als Balard einige Tropfen Brom in Terpentin- und Aniſöl eintröpfelte, bemerkte er Wärmeerzeugung, Entwickelung bromwaſſerſtoffſaurer Dämpfe, und das ätherſ. Oel änderte ſich in eine harzige, gelbliche, pechartige, dem Terpentin ähnliche Maſſe um. Weißes Pech verhält ſich gleicherweiſe. Kampher löſt ſich ſehr wohl im flüſſigen Brom auf, und es verliert daſſelbe hiebei zum größten Theil ſeinen Geruch und ſeine Flüchtigkeit. Dieſe Verbindung des Kamphers mit dem Brom wird in niederer Temp. feſt und kryſtalliſirt.

Bromwaſſerſtoffſäure.

Die Bildung von Bromwaſſerſtoffſäure kann unter verſchiedenen Umſtänden Statt finden. 1) bei Erhitzung eines Gemengs von Waſſerſtoffgas und Bromdampf; 2) bei Berührung von Jodwaſſſtgas, Schwe-

felwasserstoffgas oder Phosphorwasserstoffgas mit Brom; 3) bei Berührung eines Gemischs von Phosphor und Brom mit Wasser; 4) beim Zusammenkommen des Broms mit mehrern organischen Substanzen, namentlich ätherischen Oelen; 5) bei Zersetzung von bromwasserstoffsauren Salzen mittelst Schwefelsäure.

Von den beiden ersten Bildungsarten wollen wir etwas specieller handeln; von der vierten ist oben die Rede gewesen; auf die dritte gründet sich die Bereitung der Bromwasserstoffsäure ganz nach der Analogie mit der Jodwasserstoffsäure.

Als Balard einige Zeit hindurch Wasserstoffgas gemengt mit Bromdämpfen dem Einflusse der Sonnenstralen aussetzte, waren keine merklichen Erscheinungen einer Verb. zu beobachten. Als er aber dieß Gemeng der Flamme einer Kerze aussetzte, oder noch besser, als er einen glühenden Eisendraht in dasselbe brachte, sahe er bromwasserstoffsaures Gas sich bilden. In allen diesen Fällen pflanzt sich die Wirkung nicht durch die ganze Masse fort, wie es beim Chlor und Wasserstoffgas der Fall ist. Die Verbindung erzeugt sich nur rings um den heißen Körper, der sie hervorgebracht hat. Das Jodwasserstoff-, Schwefelwasserstoff- und Phosphorwasserstoffgas werden durch das Brom zersetzt, und dieses verwandelt sich in Bromwasserstoffsäure, während es Dämpfe von Jod, Schwefel oder Phosphor niederschlägt. Diese Zersetzung geschieht immer mit Entwickelung von Wärme. Das Volumen verändert sich nicht merklich, wenn man Jodwasserstoffgas durch Brom zersetzt; dagegen vergrößert es sich, wenn man Schwefel- oder Phosphorwasserstoffgas durch dasselbe zersetzt. Auf gleiche Art wirkt das Brom auf diese Wasserstoffverbindungen, wenn sie in Wasser gelöst sind; auf Kosten derselben wird ebenfalls Bromwasserstoffsäure gebildet.

Bereitung. — Um die Bromwasserstoffsäure zu bereiten, bringt man Brom und Phosphor mit einander in Berührung und befeuchtet sie mit einigen Tropfen Wasser. Sofort entwickelt sich in reichlicher Menge eine gasförmige Substanz, welche man in der pneumatischen Wanne über Quecksilber auffangen kann, und welche nichts anders als bromwasserstoffsaures Gas ist.

Man kann zwar auch bromwasserstoffsaures Gas dadurch erhalten, daß man die mit Kali und mit der ätherischen Lösung des Broms erhaltenen kubischen Krystalle mittelst Schwefelsäure zersetzt: allein das so gesammelte Gas ist oft mit kleinen Quantitäten von schwefliger Säure und Salzsäure verunreinigt.

Eigenschaften der gasförmigen Bromwasserstoffsäure. — Farbloses Gas von vollkommen saurem Geschmack. Verbreitet an der Luft weiße Dämpfe, welche dichter und als die, welche unter gleichen Umständen von der Salzsäure erzeugt werden.

Das bromwaſſſt. Gas erleidet keine Zerſetzung, wenn man es durch ein glühendes Glasrohr hindurch gehen läßt. Eben ſo wenig wird es verändert, wenn man es zuvor mit Stickgas miſcht und dann durch ein ſolches Rohr hindurchleitet oder in dieß Gasgemeng eine brennende Kerze taucht.

Ueber die Wirkung des Waſſers vergl. unten.

Das bromwaſſſt. Gas wird durch Chlor zerlegt, welches, indem es ſich des Waſſſts der Bromwaſſſt. bemächtigt, ſogleich eine Menge röthlicher Dämpfe und einen Niederſchlag von Brom in Tröpfchen bewirkt. Arbeitet man über Queckſilber, ſo werden dieſe Tröpfchen bald von dem Metall abſorbirt, und die gasförmige Subſtanz, welche nach dieſer Einwirkung übrig bleibt, zeigt alle Eigenſchaften der Salzſäure.

Auch gewiſſe Metalle vermögen das bromwaſſſt. Gas zu zerſetzen. Das Queckſilber, wenn es rein iſt, ſcheint keine Zerſetzung darin zu bewirken; aber Zinn und Kalium bringen eine völlige Zerſetzung zuwege, das erſtre bei einer etwas erhöhten, das letztre bei gewöhnlicher Temperatur. — Ein Stück Kalium, das in eine graduirte, mit dieſem Gaſe gefüllte Röhre hineingebracht wurde, verlor bald ſeinen Metallglanz und ging in eine weiße Subſtanz über, die, bei Einwirkung von Chlor, Brom entwickelte. Das Volumen der gasförmigen Subſtanz verminderte ſich bei dieſem Verſuche genau auf die Hälfte, und Waſſerſtoffgas fand man als Rückſtand.

Wäßrige Bromwaſſerſtoffſäure. — Die gasförmige Bromwaſſerſtoffſäure iſt ſehr ausd. in Waſſer. Dieſe Auflöſung kann bereitet werden ſowohl dadurch, daß man Brom mit wäßriger Schwefelwaſſerſtoffſäure behandelt, als auch, indem man das nach einem der bereits angezeigten Verfahren entwickelte ſaure Gas in Waſſer ſtreichen läßt. Dieß erhitzt ſich, nimmt an Volumen zu, erlangt eine große Dichtigkeit und auch die Eigenſchaft, an der Luft weiße Dämpfe auszuſtoßen. Dieſe Auflöſung iſt bei zweckmäßiger Bereitung farblos; wenn aber das Bromwaſſerſtoffgas mit Dämpfen von Brom gemengt geweſen iſt, beſitzt ſie eine ſehr dunkle röthliche Farbe. Man kann der farbloſen Auflöſung des Bromwaſſerſtoffgaſes dieſe Farbe geben, wenn man ſie mit Brom ſchüttelt. Sie löſt mehr davon auf, als ein gleiches Volumen von reinem Waſſer gethan haben würde. Dieſe Auflöſung könnte mit dem Namen brombaltige Bromwaſſerſtoffſäure bezeichnet werden. Wenn man dieſe neue Verbindung erhitzt, ſo entwickeln ſich Bromdämpfe und Bromwaſſerſtoffſäure, und es bleibt eine ſaure Auflöſung zurück, die zwar farblos, aber auch weniger concentrirt iſt.

Das Chlor wirkt augenblicklich auf die wäßrige Bromwaſſerſtoffſäure und theilt ihr die Farbe des freigewordenen Broms mit. Die Salpeterſäure wirkt auf die Bromwaſſerſtoffſäure nicht ſo plötzlich, aber

desto kräftiger, sobald die Reaction angefangen hat. Es wird alsdann viel Brom frei gemacht und wahrscheinlich Wasser nebst salpetriger S. erzeugt. Man erhält dadurch eine dem Königswasser ähnliche Flüssigkeit, die wirklich Gold und Platin auflöst. Die Schwefelsäure besitzt in einem gewissen Grade ebenfalls die Eigenschaft, die Bromwasserstoffsäure zu zersetzen.

Gewisse Metalle wirken auf die wässrige Bromwasserstoffs. — Das Eisen, Zink und Zinn lösen sich in derselben unter Entwickelung von Wasserstoffgas auf.

Die Oxyde, mit dieser S. in Berührung gebracht, wirken verschiedenartig auf sie. Der größere Theil von ihnen, die Alkalien, die Erden, das Kupfer- und das Quecksilberoxyd bilden auflösliche Verbindungen, die man als bromwasserstoffs. Salze betrachten kann. Dagegen giebt es Oxyde, mit welchen die Bromwasserstoffs. eine doppelte Zersetzung eingeht, indem sich Wasser und Brommetalle erzeugen. Solche Oxyde sind das Blei- und Silberoxyd. Diejenigen Oxyde, welche viel Sauerstoff enthalten, keine Verwandtschaft zur Bromwasserstoffsäure besitzen oder durch Zerlegung derselben keine ihrem hohen Oxydationsgrade entsprechende Bromverbindung bilden können, verlieren einen Theil ihres Sauerstoffs, und dieser, indem er einen Theil der Bromwasserstoffsäure zersetzt, macht Brom frei. Die so eines Theils ihres Sauerstoffs beraubten Oxyde bilden nun mit der Säure, welche der Zersetzung entging, ein bromwasserstoffs. Salz oder ein Brommetall. Eine solche Wirkung üben die Mennig, das braune Bleioxyd, die Antimonsäure und der Braunstein aus.

Zusammensetzung. — Nach dem, was über die Wirkung des bromwasserstoffs. Gases auf das Kalium gesagt worden ist, muß dasselbe, analog mit dem salzs. und jodwasserstoffs. Gase, aus gleichen Vol. Wasserstoffgas und Bromdampf bestehen, ohne Vergrößerung oder Verringerung des Volumens. Dieß giebt, wenn man das Atomgewicht des Broms zu 94,110 annimmt (vergl. S. 173), für die Zusammensetzung der Bromwasserstoffsäure nach Gewichtstheilen 94,110 Brom auf 1,25 Wasserstoff.

Bromwasserstoffsaure Salze und Brommetalle.

Die bromwasserstoffsauren Salze und Brommetalle stehen ganz in dem nämlichen Verhältnisse zu einander, als die salzs. Salze und Chlormetalle, daher wir hier nicht näher von diesem Verhältniß handeln. Von der Bildung dieser Verbindungen ist schon bei der Wirkung des Broms und der Bromwasserstoffsäure auf die Metalle und Oxyde die Rede gewesen. Die durch directe Verbindung des Broms

mit Metallen erzeugten Brommetalle, namentlich das Bromkalium, ſcheinen ihrem Anſehen und ihren Eigenſchaften nach völlig mit denen übereinzukommen, die man durch Behandlung der Oxyde mit Bromwaſſerſtoffſäure erhält, ſey es auf trocknem Wege oder auf naſſem, nachdem man die Auflöſung verdampft und kryſtalliſiren gelaſſen hat; und die Auflöſungen derſelben in Waſſer haben alle Eigenſchaften der entſprechenden bromwaſſerſtoffſauren Salze.

Von den bromwaſſerſtoffſauren Salzen und Brommetallen ſind bis jetzt unterſucht folgende: von Magneſia, Kali, Ammoniak, Baryt, Eiſen, Zinn, Blei, Queckſilber, Silber, Gold, Platin; und von dieſen ſind blos die von Blei und Silber in W. unauflöslich.

Man erkennt die bromwaſſerſtoffſauren Salze leicht daran, daß ſie gelb werden und Brom entwickeln, wenn man auf ſie einen Körper wirken läßt, welcher ſtarke Anziehung zum Waſſerſtoff beſitzt, wie die Chlorſäure, Salpeterſäure und beſonders das Chlor. Auch die Brommetalle werden ſämmtlich durch das Chlor unter Entwickelung von Brom zerſetzt.

Zuſammenſetzung. — Die bromwaſſerſtoffſauren Salze ſind ſo zuſammengeſetzt, daß der Waſſerſtoff der Säure gerade hinreicht, mit dem Sauerſtoff des Oxyds Waſſer zu bilden. Nach dem von Liebig beſtimmten Atomengewicht des Broms erfodert eine Quantität Oxyd, welche 10 Theile Sauerſtoff enthält, zur Sättigung 290,4996 Theile waſſerfreier Bromwaſſerſtoffſäure, wonach ſich die Zuſammenſetzung der Brommetalle leicht in jedem Falle berechnen läßt.

Bromwaſſerſtoffſ. Magneſia. — Unkryſtalliſirbar, zerfließlich, wird wie die ſalzſ. Magneſia in hoher Temp. zerſetzt.

Bromkalium. — Balard wandte mehrere Verfahrungsarten zur Bereitung des Bromkaliums an. 1) Er erhielt es, indem er das Metall in den Dampf von Brom brachte; 2) indem er mittelſt deſſelben die Bromwaſſerſtoffſ. zerſetzte; 3) indem er dieſe S. direct mit Kali verband, die Auflöſung verdampfte und den Rückſtand trocknete; 4) können die Kryſtalle, welche man bei Bereitung des Broms durch Sättigen des mit Brom geſchwängerten Aethers durch Kali erhält, entweder als bromwaſſerſtoffſ. Kali oder als Bromkalium betrachtet werden; wo ſie jedoch ſtets etwas ſalzſ. Salz zurückhalten.

Nach Liebig kann man das reine Bromkalium ſehr leicht bereiten, indem man Brom in Weingeiſt auflöſt und alsdann eine Auflöſung von Aetzkali zuſetzt, bis der Weingeiſt anfängt, entfärbt zu werden, dann abdampft und glüht. Bei dem Glühen des auf dieſe Art bereiteten Bromkaliums ſchwärzt es ſich und es ſcheidet ſich Kohlenſtoff (aus dem Weingeiſt herrührend) ab, wenn man es wieder auflöſt; dampft

man es wieder ab, so bräunt es sich aufs Neue, ohne daß die Neutralität dieses Salzes verändert wird. Die Reactionen des geglühten Salzes gegen Silberauflösung, Chlor u. s. w. sind aber denen des nicht geglühten völlig gleich.

Auf welche Weise man auch das Bromkalium bereiten mag, so hat es doch nach Balard immer die nämlichen Eigenschaften. Nach demselben nimmt es, wenn man es aus seiner Auflösung in W. krystallisiren läßt, gewöhnlich die Gestalt von Würfeln an, zuweilen die von langen rechtwinklichen Parallelepipeden. Nach Liebig scheint die Würfelgestalt mehr auf beigemischtem Kochsalz zu beruhen; denn in seinem reinen Zustande, wie er es nach starkem Glühen und mehrmaligen Umkrystallisiren durch sehr gelindes Abdampfen erhielt, lieferte es ihm stets vierseitige, stark glänzende, Tafeln.

Nach Balard ist der Geschmack des Bromkaliums stechend. In der Wärme verknistert es und schmilzt im feurigen Fluß, ohne Veränderung zu erleiden.

Bei Berührung mit Wasser verwandelt es sich in bromwasserst. Kali. Dieses löst sich mehr in warmem als in kaltem W. auf und erzeugt dabei eine merkliche Kälte. Es löst sich auch in Alkohol, doch in geringer Menge. Die Auf. des bromwasserst. Kalis löst nicht mehr Brom auf, als es reines Wasser gethan haben würde.

Vom Chlor wird es in einer erhöhten Temperatur zerlegt; es wird Brom entwickelt und Chlorkalium gebildet. Das Jod hat keine Wirkung auf dasselbe, selbst nicht in einer hohen Temperatur. Hingegen entwickelt das Brom, welches man über geschmolzenes Jodkalium streichen läßt, violette Dämpfe in reichlicher Menge. Die Borsäure kann dasselbe in der Rothglühhitze nicht zerlegen, wenigstens wenn man keine Wasserdämpfe durch das erhitzte Gemeng hindurchgehen läßt; in diesem Falle entwickelt sich Bromwasserstoffsäure.

Zusammensetzung. — Nach Balard geben 1,27 Gran Bromkalium durch Behandlung mit Schwefelsäure 0,97 schwefels. Kali. Nach Liebig 2,521 Bromkalium 1,911 Bromsilber.

Bromwasserstoffs. Ammoniak. — Das bromwasserst. Gas vereinigt sich zu gleichem Vol. mit dem Ammoniakgas. Es entsteht daraus eine salzartige Verbindung, welche man auch durch Vermischen der Bromwasserstoffsäure mit Ammoniakauflösung erhalten kann, so wie dadurch, daß man gasförmiges od. in W. aufgelöstes Ammoniak durch Hitze zerlegt. Bei letzterm Verfahren findet Wärmeentwickelung ohne Licht, und Freiwerden von Stickstoff Statt; ob sich aber dabei ein Bromstickstoff bilde, konnte nicht beobachtet werden.

Das bromwasserst. Amm. ist fest und weiß. An der feuchten L. wird es gelb, und erlangt die Eigenschaft, das Lackmus zu röthen. Es kry-

ſtalliſirt in Form von langen Prismen, in welchen andre kleinere rechtwinklich eingewachſen ſind. Bei Erhitzung verflüchtigt es ſich.

Bromwaſſerſtoffſ. Baryt. — Dieſes Salz wurde durch Schütteln der ätheriſchen Bromlöſung mit Barythydrat oder auch durch directe Verbindung von Baryt mit Bromwaſſſ. erhalten. Es ſchmilzt beim Erhitzen; iſt ſehr löslich in Waſſer und löſt ſich auch in Alkohol auf. Seine Kryſtalle, welche ſich zu undurchſichtigen Warzen zuſammenhäufen, haben keine Aehnlichkeit mit den durchſichtigen Schuppen des Chlorbariums.

Bromeiſen. — Man erhält nach Liebig ein dem Protoxyd entſprechendes Bromeiſen, wenn man Bromdämpfe über glühenden Eiſendraht ſtreichen läßt (vgl. S. 203). Es beſitzt ſo dargeſtellt eine gelbliche Farbe und einen kryſtalliniſchen Bruch; löſt ſich leicht im Waſſer zu einer kaum gefärbten Fl. auf, welche durch ſalpeterſ. Silber ſchwach gelblich gefällt wird; wird durch hineingeleitetes Chlorgas unter Entwickelung von Bromgeruch tiefgelb gefärbt. Stärkmehl wurde davon dunkelgelb gefärbt.

Eine Auflöſung von bromwaſſerſtoffſaurem Eiſenperoxyd erhält man nach Liebig unter ſtarker Reaction beim Zuſammenbringen von Eiſenfeile, Brom und Waſſer. Das trockne, dieſem Salze entſprechende, Bromeiſen iſt braunroth und läßt ſich von dem ſalzſ. Eiſen kaum unterſcheiden; es iſt zerfließlich und beſitzt denſelben Geſchmack.

Bromzinn. — Das Zinn löſt ſich unter Entwickelung von Waſſerſtoffgas in wäßriger Bromwaſſerſtoffſ. auf. Das daraus hervorgehende bromwaſſſ. Salz geht beim Abdampfen zur Trockniß in Zinnprobromid (Bromzinn, dem Protoxyd entſprechend) über, welches von Balard nicht näher unterſucht, aber doch ſehr verſchieden von dem, dem Peroxyd entſprechenden, Bromzinn gefunden worden, welches man durch directe Einwirkung des Broms auf Zinn erhält.

Das Zinn brennt in Berührung mit Brom und verwandelt ſich in eine feſte, weiße, kryſtalliniſch ausſehende, ſehr ſchmelzbare und leicht verdampfbare Verbindung. An der Luft ſtößt dieſe Verbindung nur Spuren von weißen Dämpfen aus. Sie löſt ſich ohne merkliche Wärmeentwickelung in W. auf und verwandelt ſich in ſaures bromwaſſerſtoffſaures Oxyd. In heiße Schwefelſäure gebracht wird ſie flüſſig und bleibt in Geſtalt öliger Tropfen am Boden der Fl. liegen, ohne merkliche Veränderung zu erleiden. Die Salpeterſ. dagegen bewirkt in wenig Augenblicken eine lebhafte Entwickelung von Brom.

Bromchrom. — Nach Liebig kann man ein Bromchrom darſtellen, wenn man Bromkalium, chroms. Bley und Schwefelſ. mit einander deſtillirt.

Brombley. — Wenn man in eine Bleylösung einige Tropfen eines in Wasser gelösten bromwasserstoffsauren Salzes bringt, so bildet sich ein weißer Niederschlag von krystallinischem Ansehen und im Aeußern dem Chlorbley ähnlich. Dieser Niederschlag, stark erhitzt, schmilzt zu einer rothen Flüssigkeit, welche nur weiße, sehr schwache Dämpfe ausstößt, die beim Erkalten zu einer Substanz von schön gelber, dem Mineralgelb ähnlicher Farbe erstarren. Im Zustande der Vertheilung wird das Brombley durch Salpetersäure und Schwefelsäure zersetzt, im ersten Falle unter Entwickelung von Brom, im andern unter Entwickelung von Bromwasserstoffsäure. Die starke Cohäsion, welche es durch Schmelzung erlangt, macht, daß es alsdann von Salpetersäure nicht angegriffen wird. Es kann sodann nur mittelst siedender Schwefelsäure zersetzt werden.

Bromquecksilber. — Das Quecksilber kann sich in mehrern Verhältnissen mit dem Brom verbinden. Eine Auf. von bromwasserstoffsaurem Alkali bewirkt in der Auf. von salpeters. Quecksilberprotoxyd einen weißen Niederschlag, der dem Calomel ähnlich ist und der das dem Protoxyd entsprechende Bromquecksilber zu seyn scheint. — Dagegen entspricht wahrscheinlich dem Peroxyd dasjenige Bromquecksilber, welches man durch directes Zusammenbringen des Broms mit Quecksilber erhält. Ihre Verbindung geschieht unter Entwickelung von Wärme ohne Licht. Es entsteht daraus eine weiße, bei Erhitzung sich sublimirende, Substanz, die in W., in Alkohol und besonders in Aether auf. ist, von den Alkalien roth oder gelb gefärbt wird und viele Aehnlichkeit mit dem Aetzsublimat zeigt. Sie unterscheidet sich von diesem durch die Eigenschaft, bei Behandlung mit Salpetersäure oder noch besser mit Schwefelsäure röthliche Dämpfe von Brom zu geben.

Bromsilber. — Das salpeters. Silber erzeugt in den auflöslichen bromwasserstoffsauren Salzen einen käseartigen Niederschlag von Bromsilber. Diese Verbindung ist von einem schwachen Zeißgelb, wenn sie im Schatten getrocknet worden; sie schwärzt sich dagegen, wenn man sie, noch feucht, dem Lichte aussetzt, aber minder leicht, als das Chlorsilber. Es schmilzt bei Erhitzung zu einer röthlichen Fl., welche beim Erkalten zu einer gelben Substanz von hornartigem Ansehen erstarrt. Es löst sich weder in Wasser, noch Salpetersäure, welche S. selbst in der Siedhitze gar keine Einwirkung darauf hat, dagegen durch siedende Schwefelsäure einige Bromdämpfe daraus entwickelt werden. Es löst sich in Aetzammoniakfl. Diese Auf. setzt nach Liebig nach einiger Zeit weiße, sehr glänzende, Krystalle ab, welche in der Hitze Ammoniak entbinden und Bromsilber zurücklassen.

Nach Liebig geben 2,521 reines Bromkalium bei Zerſetzung mit ſalpeterſ. Silber 1,941 Bromſilber. Nach Balard's Zerlegung des Bromſilbers durch Waſſerſtoffgas enthalten 100 Theile deſſelben 58,9 Silber auf 41,1 Brom.

Bromgold. — Das Brom und ſeine wäßrige Aufl. vermögen nach Balard ein wenig Gold aufzulöſen, und man erhält dadurch nach ihm ein gelbes Brommetall, welches thieriſche Subſtanzen violett färbt und ſich durch Wärme in Brom und metalliſches Gold verwandelt.

Nach Lampadius löſt ſich das Gold leicht in dem Brom auf. Das trockne Bromgold iſt nach ihm von grauſchwarzer Farbe, matt, ohne Metallglanz, löſt ſich leicht im W. auf und ſtellt nach ihm eine dunkelzinnoberrothe Fl. dar, aus welcher, durch beſondre Handgriffe, Kryſtalle von bromwaſſerſtoffſ. Gold mit derſelben Farbe anſchießen. Ein Gran dieſer Kryſtalle färbt 5000 Gran Waſſer noch merklich. Uebrigens verhält ſich die Löſung des Bromgoldes gegen die Reagentien ziemlich dem Chlorgolde gleich. Es ſollen nach Lampadius in 100 trocknem Bromgold 50 Gold enthalten ſeyn.

Bromplatin. — Das Platin wird bei gewöhnlicher Temp. nicht vom Brom angegriffen. Indeß löſt es ſich auf, wenn man es mit einer Miſchung aus Bromwaſſerſtoffſäure und Salpeterſäure in Berührung bringt, und bildet eine Verb. von gelber Farbe, die ſich in der Wärme zerſetzt und die, wie das Chlorplatin, in den Auflöſungen von Kali- und Ammoniakſalzen gelbe, wenig auflösliche, Niederſchläge hervorbringt.

Bromſäure.

Bereitung. — Man fällt aus einer Aufl. von bromſ. Baryt durch verdünnte Schwefelſ. den Baryt gänzlich, wodurch verdünnte Bromſ. in der Fl. bleibt. Durch ein gelindes Verdampfen kann man den größern Theil des Waſſers von der S. entfernen, wodurch dieſe alsdann eine Syrupsconſiſtenz erlangt. Völlig das Waſſer durch Erhitzung abzuſcheiden, gelingt nicht, da, wenn man dieß verſucht, ein Theil der S. verfliegt und der andre ſich in Sauerſtoff und Brom zerſetzt. Daſſelbe ſcheint bei der Verdunſtung dieſer Fl. im Vacuo über Schwefelſ. Statt zu finden.

Eigenſchaften. — Die Bromſäure röthet das Lackmuspapier anfänglich ſtark, entfärbt es aber nach einiger Zeit. Sie riecht kaum und ſchmeckt ſehr ſauer, aber keineswegs ätzend. Salpeterſäure und Schwefelſäure üben keine chemiſche Wirkung auf ſie aus. Die letztre, wenn ſie ſehr concentrirt iſt, bewirkt zwar ein Aufbrauſen, vermuthlich von entweichendem Sauerſtoffgaſe herrührend, und ſetzt Brom in Freiheit; aber dieſer Vorgang ſcheint der hohen Temperatur, die bei

Verbindung der Schwefelſäure mit dem Waſſer der Bromſäure entſteht, zugeſchrieben werden zu müſſen, denn er findet nicht Statt, wenn die Schwefelſäure verdünnt iſt. Die Waſſerſtoffſäuren, ſo wie die mit Sauerſtoff nicht geſättigten Säuren, wirken dagegen ſehr heftig auf die Bromſäure. Schweflige Säure, Schwefelwaſſerſtoffſäure und Bromwaſſerſtoffſäure zerſetzen dieſelbe, eben ſo die Salzſ. und Jodwaſſerſtoffſ. Mit den beiden letztern erhält man Verbindungen von Brom mit Chlor und Jod. Eben ſo gegen die Bromſäure verhalten ſich dieſe Säuren, wenn ſie mit Baſen verbunden ſind.

Mit Silberſalzen giebt die Bromſäure einen weißen pulverigen Niederſchlag, der nur bromſaures Silberoxyd zu ſeyn ſcheint. Concentrirte Auflöſungen von Bleyſalzen werden ebenfalls von ihr gefällt, aber der Niederſchlag löſt ſich auf Zuſatz von ein wenig Waſſer auf, und unterſcheidet ſich dadurch von demjenigen, welchen die bromwaſſerſtoffſauren Salze in den Auflöſungen der Bleyſalze hervorbringen. Auch giebt ſie, wie das bromſaure Kali, mit ſalpeterſaurem Queckſilber einen weißen Niederſchlag.

Zuſammenſetzung. — Nach einer Analyſe des bromſ. Kali's fand Balard die Bromſäure aus 64,69 Brom und 35,31 Sauerſtoff beſtehend.

Bromſaure Salze.

Bis jetzt hat Balard nur wenige bromſaure Salze unterſucht. Die von Silber und Queckſilberprotoxyd ſcheinen nach dem oben Angeführten unlöslich zu ſeyn.

Die bromſauren Salze ſind ſo zuſammengeſetzt, daß die Säure zmal ſo viel Sauerſtoff als die Baſis enthält.

Bromſaures Kali. — Wenn man Brom mit einer hinreichend conc. Auflöſ. von Kali ſchüttelt, ſo löſt ſich brommehr Kali auf und es fällt ein weißes kryſtalliniſches Pulver von bromſ. Kali nieder. — Man kann dieſes Salz auch dadurch erhalten, daß man Brom mit Chlor verbindet und die Auflöſ. dieſer Verbind. mit Kali in Berührung bringt, wo ſich augenblicklich bromſaures und ſalzſ. Kali durch Zerſetzung des Waſſers bilden, welche Salze man dann leicht durch Kryſtalliſation ſcheidet.

Das bromſ. Kali zerſetzt ſich in der Hitze; auf glühenden Kohlen läßt es ſich nach Art des Salpeters ſchmelzen und durch Erhitzung unter Entwickelung von Sauerſtoffgas in Bromkalium verwandeln. Das bromſ. Kali löſt ſich ziemlich reichlich in ſiedendem Waſſer auf, und ſchießt ſich daraus beim Erkalten in Form von zuſammengruppirten Nadeln

nieder. Läßt man es durch Verdampfen kryſtalliſiren, ſo ſetzt es ſich in kryſtalliniſchen Blättern von mattem Anſehen ab. — In Alkohol iſt es ſehr wenig auflöslich.

Gepulvert mit Schwefelblumen vermiſcht, verpufft es durch den elektriſchen Schlag.

Die Säure des bromſauren Kali zerſetzt ſich unter hydrogeniſirenden Einwirkungen eben ſo, als wenn ſie frei wäre; auch die ſchweflige S., der Schwefelwaſſ., die Bromwaſſerſtoffſ. und die Salzſ. reagiren auf das bromſ. Kali und bewirken, die drei erſten eine Abſcheidung von Brom, die letztre eine Verb. von Brom mit Chlor. Verdünnte Schwefelſ. entwickelt bei der Siedhitze des Waſſers aus dem bromſ. Kali Brom und Sauerſtoffgas.

Das bromſ. Kali fällt nicht die Bleyſalze; es giebt mit ſalpeterſ. Queckſilberprotoxyd einen gelblichweißen, in Salpeterſ. löslichen, Niederſchlag. In ſalpeterſ. Silberauflöſ. bewirkt es einen Niederſchlag, welcher weiß und pulverförmig iſt, und ſich kaum am Lichte ſchwärzt.

Bromſaurer Baryt. — Wurde von Balard nach der zweiten der beim bromſ. Kali angegebenen Verfahrungsarten erhalten, und zwar in nadelförmigen Kryſtallen, die ſich in ſiedendem W. leicht, aber in kaltem W. nur wenig auflöſen und auf glühenden Kohlen mit grüner Farbe ſchmolzen.

Chlorbrom oder Bromchlor.

Das Brom verbindet ſich mit dem Chlor bei gewöhnlicher Temperatur. Man kann dieſe Verbindung dadurch erhalten, daß man einen Strom von Chlor in Brom leitet und die entweichenden Dämpfe durch eine Kältemiſchung verdichtet. Das Chlorbrom erſcheint in Geſtalt einer röthlichgelben, weit weniger dunkeln Fl. als das Brom ſelbſt. Es hat einen durchdringenden, zu Thränen reizenden Geruch und einen äußerſt unangenehmen Geſchmack. Es iſt ſehr flüſſig und ſehr flüchtig. Seine dunkelgelben, dem Chlorexyd an Farbe ähnlichen, Dämpfe haben nichts mit der Röthe der Bromdämpfe gemein. Es macht die Metalle verbrennen, mit welchen es wahrſcheinlich Chlor- und Brommetalle giebt. Das Chlorbrom iſt auflöslich in Waſſer. Die Auflöſung hat die Farbe und den Geruch des Chlorbroms, und entfärbt das Lackmuspapier ſchnell, ohne es zu röthen. Das Chlorbrom kann ſich alſo unzerſetzt in Waſſer auflöſen. Dagegen zerſetzt es das Waſſer unter Mitwirkung alkaliſcher Körper. Kali, Natron, Baryt in die Auflöſung des Chlorbroms gebracht, erzeugen ſalzſ. und bromwaſſerſt. Salze.

Bromjod oder Jodbrom.

Das Jod scheint mit dem Brom zwei Verbindungen zu bilden. Läßt man diese Körper in gewissen Verhältnissen auf einander wirken, so erhält man eine feste Verbindung, die, wenn man sie erhitzt, rothbraune Dämpfe giebt, welche sich zu kleinen farrenkrautähnlichen Krystallgruppen von derselben Farbe verdichten. Ein neuer Zusatz von Brom verwandelt diese Krystalle in eine flüssige Verbindung, die im Aeußern der mit Jod sehr beladenen Jodwasserstoffsäure ähnlich ist. Das flüssige Bromjod läßt sich mit Wasser mischen, und theilt diesem die Eigenschaft mit, Lackmus-Papier und Tinktur zu entfärben, ohne sie zu röthen. Alkalien, in diese Auflösung gebracht, erzeugen bromwasserstoffsaure und jodsaure Salze, wie es die Analogie voraussehen läßt.

Bromphosphor oder Phosphorbrom.

Phosphor und Brom, in einer mit Kohlens. gefüllten Flasche in Berührung gebracht, wirken augenblicklich auf einander, unter Entwickelung von Licht und Wärme. Das Resultat der Verbindung theilt sich in zwei Portionen. Die eine von ihnen ist fest, sublimirt sich und krystallisirt in dem obern Theile des Gefäßes; die andere ist flüssig und nimmt den untern Theil ein.

Die letztere Verb. scheint weniger Brom zu enthalten, als die feste krystallinische und kann auch in der That durch Hinzufügung einer hinlänglichen Menge Brom die letztre Form erhalten. Wir können sie daher Phosphorprobromid und die feste Verbindung Phosphordeutobromid nennen.

Phosphorprobromid. — Dieser Bromphosphor ist flüssig, selbst bei — 12° C. Er röthet das Lackmus, aber schwach und vielleicht nur deshalb, weil er aus nicht ganz trocknen Materialien bereitet worden ist. Er verfliegt mit Leichtigkeit, und stößt an der Luft stechende Dämpfe aus. Er kann, wie das Phosphorprochlorid, einen Ueberschuß von Phosphor auflösen, und erlangt dadurch die Eigenschaft, brennbare Körper zu entzünden. Er wirkt sehr heftig auf Wasser, macht viel Wärme frei und erzeugt Bromwasserstoffsäure, die man in Gasform erhält, wenn man nur einige Tropfen Wasser hinzufügt, die sich aber in Wasser auflöst, wenn man dasselbe in größerm Verhältnisse angewandt hat. Diese saure Flüssigkeit hinterläßt beim Verdampfen einen Rückstand, welcher, wenn man ihn trocknet, schwach brennt, und dadurch in Phosphorsäure übergeht.

Phosphordeutobromid. — Dieser Bromphosphor ist fest und von gelber Farbe. Bei einer etwas erhöhten Temperatur schmilzt

er zu einer rothen Flüſſigkeit, die bei fernerer Erhitzung Dämpfe von derſelben Farbe giebt. Wenn man dieſen Bromphosphor, nachdem er geſchmolzen iſt, erkältet oder ſeine Dämpfe verdichtet, ſo giebt er Kryſtalle, im erſten Falle von rhomboidaler Form, im andern als Nadeln, die mit einander verwachſen ſind. Die Metalle zerſetzen ihn, und erzeugen Brommetalle, wahrſcheinlich auch Phosphormetalle. Er ſtößt an der Luft dichte, ſtechende Dämpfe aus. Er zerſetzt das Waſſer unter Entwickelung von Wärme und Bildung von Bromwaſſerſtoff- und Phosphorſäure.

Läßt man Chlor auf dieſen oder den vorigen Bromphosphor wirken, ſo entwickeln ſich röthliche Dämpfe von Brom, und man erhält Chlorphosphor. Das Jod kann dieſe Verbindungen nicht zerſetzen; im Gegentheile erhält man violette Dämpfe und Bromphosphor, wenn man Brom auf Jodphosphor wirken läßt.

Bromſchwefel oder Schwefelbrom.

Man erhält Bromſchwefel, wenn man Brom auf ſublimirten Schwefel gießt. Dieſer verwandelt ſich in eine hiartige röthliche Flüſſigkeit, die weit dunkler iſt als der Chlorſchwefel, und wie dieſer weiße Dämpfe an der Luft ausſtößt. Dieſe Dämpfe riechen auch entfernt nach Chlorſchwefel. Der Bromſchwefel röthet für ſich das Lackmuspapier nur ſchwach, unter Mitwirkung von Waſſer aber ſehr ſtark. Kaltes Waſſer wirkt nur wenig auf ihn, ſiedendes aber bewirkt eine ſchwache Verpuffung, und es bilden ſich Bromwaſſerſtoffſäure, Schwefelſäure und Schwefelwaſſerſtoff. Chlorſchwefel dagegen erzeugt unter denſelben Umſtänden, ohne Verpuffung, Salzſäure, ſchweflige Säure und Schwefelſäure. Der Bromſchwefel wird vom Chlor unter Entwicklung von Brom und Erzeugung von Chlorſchwefel zerſetzt.

Bromſelen oder Selenbrom.

Selen und Brom verbinden ſich nach Serullas in vielen Verhältniſſen; 1 Theil des erſten auf 5 Theile des letztern ſcheint aber die dauerhafteſte Verbindung zu geben. Schüttet man gepulvertes Selen in Brom oder umgekehrt dieſes auf jenes, ſo geſchieht die Vereinigung unter ſtarker Wärmeentwicklung und einem Geräuſche, als wenn man glühendes Eiſen in Waſſer taucht. In einem Augenblicke erſtarrt das Ganze.

Das Bromſelen ſieht rothbraun aus, wie Jodphosphor, hier und da gelblich, wie Chlorjod. Es raucht an der Luft und riecht dabei

ganz wie Chlorschwefel. Es löst sich, bis auf einige Flocken Selen, gänzlich in Wasser, und die nitrirte Lösung, wenn nicht freies Brom zugegen ist, ist farblos, sehr sauer und enthält nur Selensäure und Bromwasserstoffsäure. Die Lösung, mit Kalk gesättigt, giebt selensaures Kalk und Bromkalium: vor oder nach der Sättigung mit Kali schlägt Salzsäure Selen aus ihr nieder. Vor der Sättigung wird durch Eisen und Zink, unter Entwicklung von Wasserstoff Selen abgeschieden und auf diese Metalle abgelagert, wie wenn man dieselben in eine mit Salzsäure vermischte Auflösung von Selensäure eintaucht. Bei starker Erhitzung verflegt das Bromselen zum Theil und zwar bei Verdichtung eine gelbe Farbe; zum Theil zersetzt es sich in Brom und Selen.

Bromkohlenwasserstoff. *)

Das Brom läßt sich theils durch directe Verbindung mit den Bestandtheilen des ölbildenden Gases vereinigen, wie Balard fand, theils erhält man nach Serullas eine hiermit identische Verbindung durch Einwirkung von Brom auf Jodkohlenwasserstoff.

Bereitung. — 1) Nach Balard. Man bringt Brom in eine mit ölbildendem Gase gefüllte Flasche, wo es sich augenblicklich in Bromkohlenwasserstoff verwandelt. 2) Man wirft 2 Th. Brom auf 1 Th. in einer Glasröhre befindlichen Jodkohlenwasserstoff (Dentojodid?). Unter Zischen und großer Wärmeentwicklung bildet sich Bromjod (das Probromid) und flüssiger Bromkohlenwasserstoff. Man behandelt das Ganze mit W., wo sich das Bromjod auflöst und der Bromkohlenwasserstoff, durch freies Brom gefärbt, auf dem Boden des Gefäßes sammelt, durch Hinzufügung einer hinlänglichen Menge kaustischen Kalis aber entfärbt werden kann.

Wendet man Bromkohlenwasserstoff in Ueberschuß an, so bildet sich nur wenig Bromkohlenwasserstoff und nicht Protobromid, sondern Dentobromid von Jod.

Mit dem nämlichen Bromkohlenwasserstoff erhält man auch nach Balard öfters das Brom gemengt, wenn man die durch Chlor gefärbte Mutterlauge der Salzsoolen destillirt; ja zuweilen ist das Brom bei dieser Operation gänzlich in diese dreifache Verb. übergegangen. Auch Hermann erwähnt die Erzeugung derselben unter dem Namen Bromöl bei Bereitung des Broms (Schweigg. J. N. R. XIX. S. 208).

---

*) Ueber eine analoge Jodverbindung vergl. Rep. d. exp. Ch. I. S. 1079.

Eigenschaften. Oelartige farblose Fl., schwerer als W., nicht nach Brom, sondern ätherartig und angenehmer als der Chlorkohlenwasserstoff riechend; nach Serullas von zuckerinsem Geschmack.

Er wird nach Serullas in niedriger T. fest und behält diesen Zustand noch 5° bis 6° C. über dem Gefrierpunct. In diesem Zustande ist er so hart und zerbrechlich als Kampher.

Er verflüchtigt sich leicht; wird beim Hindurchtreiben durch ein glühendes Glasrohr zerlegt, wobei sich Kohle absetzt und Bromwasserstoffgas entwickelt. Verbrennt bei Berührung mit einem angezündeten Körper unter Erzeugung sehr saurer Dämpfe und eines dicken Rauchs von sehr vertheilter Kohle.

Wasser nimmt nach Serullas den süßen Geschmack von dieser Verb. an, wenn sie darunter aufbewahrt wird, wiewohl ihre Löslichkeit darin nur sehr gering ist.

Er löst sich nach Hermann in Alkohol, Aether und conc. Essigs. auf, welche Auflösungen durch W. getrübt werden. Durch Behandlung mit rauchender Salpeters. färbt er sich nach demselben schön hyacinthroth und auch durch Behandlung mit rauchender Schwefels. wird er etwas bräunlich, bildet aber nicht künstlichen Moschus.

Bromwasserstoffnaphtha.

Bereitung. — Man bringe zu Alkohol von 38° B. und ein Quantum Phosphor (ein Ueberschuß desselben schien nicht zu schaden) in eine kleine Tubulatretorte und setze dann 7 bis 8 Theile Brom, in kleinen Portionen, hinzu. So wie das Brom mit dem im Alkohol liegenden Phosphor in Berührung kommt, verbindet es sich rasch mit ihm, unter Wärmeentwickelung und Bildung von Bromwasserstoffsäure und phosphoriger Säure. Man destillirt nun bei einer gelinden Wärme und fängt das Destillat in einer kleinen kaltgehaltenen Vorlage auf. Wenn das Destillat mit Wasser gemengt wird, scheidet sich die Bromwasserstoffnaphtha augenblicklich ab und fällt zu Boden. Wenn Säure mit übergegangen ist, fügt man dem Waschwasser eine kleine Menge Kali hinzu. — Bei diesem Verfahren ist man der besondern Bereitung von Bromwasserstoffsäure und also auch von Bromphosphor, der dieselbe liefert, überhoben.

Eigenschaften. — Die Bromwasserstoffnaphtha ist schwerer als Wasser, farblos und, nach langem Stehen, durchsichtig. Sie schmeckt süßlich, riecht stark und ätherisch und ist sehr flüchtig. Sie löst sich in Alkohol und wird aus demselben durch Wasser gefällt. Bei Aufbewahren unter Wasser ändert sie ihre Farbe nicht, was die Jodwasserstoffnaphtha thut.

Bromkyan.

Bereitung. — Man bringe in eine kleine Tubulatretorte, oder auch in ein langes Glasrohr, zwei Theile getrocknetes Kyanquecksilber. Man halte das Rohr in kaltes Waſſer oder, was im Sommer unumgänglich iſt, in eine Kältemiſchung eingetaucht, und gieße nun einen Theil Brom hinein. Die Wirkung iſt ſehr lebhaft. Ohne die künſtliche Erkältung ſteigt die Temperatur ſo hoch, daß ein Theil des Broms verhindert wird, mit dem Kyanquecksilber in Berührung zu kommen. Es bilden ſich Bromquecksilber und Bromkyan. Das letztre kryſtalliſirt bald im obern Theile der Röhre in langen Nadeln, umgeben von Bromdampf, welcher allmälig verſchwindet, wenn man ihn durch Condenſation auf das Kyanquecksilber zurücktreten läßt. Nun bringt man an das Ende der Röhre eine kleine Vorlage, kühlt dieſelbe wohl ab und treibt bei einer ſehr gelinden Wärme das Bromkyan zu ihr hinein. Man findet dieſes kryſtalliſirt, bald in kleinen ſehr regelmäßigen, farbloſen und durchſichtigen Würfeln, bald in langen, ſehr zarten Nadeln. Die Vorlage muß ſorgfältig kalt gehalten werden.

Eigenſchaften. — Das Bromkyan hat in ſeinen phyſikaliſchen Eigenſchaften ſo viel Aehnlichkeit mit dem Jodkyan, daß man es leicht mit demſelben verwechſeln kann, vor allem, wenn es die Nadelform beſitzt. Sein Geruch iſt dem des Jodkyans ganz ähnlich und, wie dieſer, ſehr ſtechend, aber weit durchdringender. Es iſt ſehr flüchtig, noch in einem höhern Grade, als das Jodkyan. Bei + 15° C. nimmt es Gasform an. Beim Erkalten kryſtalliſirt es augenblicklich. Die Löslichkeit in W. und Alkohol iſt beim Bromkyan gleichfalls größer, als beim Jodkyan. Mit einer Löſung von kauſtiſchem Kali giebt es blauſaures und bromwaſſerſtoffſaures *) Kali. Dieſe Löſung giebt mit ſalpeterſ. Silber einen Niederſchlag von Kyanſilber und Bromſilber, welche leicht durch Ammoniak zu trennen ſind, worin nur das letztre auflöslich iſt.

Das Bromkyan iſt äußerſt giftig, ſo weit ſich aus ſeinen Wirkungen auf Thiere ſchließen läßt. Ein Gran davon in ein wenig Waſſer gelöſt und mittelſt eines Trichters in die Speiſeröhre eines Kaninchens gebracht, tödtet dieſes ſogleich und wenigſtens eben ſo plötzlich, als es Blauſäure gethan haben würde.

*) Was wird aus dem Sauerſtoff des zerſetzten Waſſers?

Schutzmittel

für

die Cholera,

nebst einem

Anhange,

enthaltend

die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit.

Von

Dr. Mises.

No. 5.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Leipzig, 1832.
Verlag von Leopold Voß.

A. DE
VALLERS.
LIPS.

Vorwort.

Man wird hoffentlich den Titel dieſer Schrift nicht mißverſtehen. Sie enthält kein Schutzmittel *gegen*, ſondern ein Schutzmittel *für* die Cholera. Schutzmittel gegen die Cholera hat man ohnehin ſchon genug: man hat dieſer Krankheit von allen Seiten ſo zugeſetzt, daß es kein Wunder iſt, wenn ſie aus einem Lande in das andere zieht, weil ſie nirgends eine bleibende Stätte findet. Aber nicht genug, ſie zu verjagen: ausrotten will man ſie; und da man ſie mit Gift und Blutvergießen nicht hat dämpfen können, ſo hat man, wie ich ſo eben leſe (med. chir. Zeit.), nun ſogar Kanonen gegen ſie abzufeuern empfohlen. Wer hätte gedacht, daß ſo große Pillen noch in der Medicin Mode werden, und daß dieſe von der Politik ihr letztes Mittel borgen würde. Es ſchien mir der Billigkeit gemäß, eine Krankheit, die allerdings manche Unarten

haben mag, doch nicht ganz ohne Hülfe zu lassen, während die Menschen sich nicht mehr vor aller Hülfe zu lassen wissen, und deßhalb habe ich diese Schrift als Verwahrungsmittel für die Cholera wenigstens gegen die ungerechten Angriffe, die man auf sie macht, geschrieben. Als Anhang habe ich eine Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten der Aerzte über die nächste Ursache und den Sitz der Krankheit und die Contagiosität oder Nichtcontagiosität derselben beigefügt, die dem denkenden Arzte zu manchen Betrachtungen Veranlassung geben kann. Ich bitte diejenigen Herrn Aerzte, die etwa gesonnen sind, noch neue Ansichten in diesem Bezuge zu machen, mir sie gefälligst zukommen zu lassen, damit ich sie noch in einem Nachtrage mittheilen kann; ich verlange dabei nicht, daß sie jedesmal auch die ganze Geschichte und Curmethode der Cholera wieder beifügen.

Erstes Capitel.

Unter allen vernünftigen Wesen auf der Welt ist der Mensch unstreitig das undankbarste und unzufriedenste. Das Mittel aber, diesem abzuhelfen, wäre nicht, daß man ihm von den Gütern, über deren Mangel er klagt, recht viele gäbe, sondern daß man ihm auch die noch nähme, die er schon besitzt. Denn die Unzufriedenheit ist nicht ein Gefäß, dessen Leere durch Hineinfüllen von Wasser und Erde verschwindet, sondern ein in dem Gefäße gewachsener Schwamm, der um so höher aufschießt, je mehr man Erde und Dünger hinzufügt. Schon die Blinden sind daher in der Regel weit zufriedener, als wir und sollten vielmehr uns, als wir sie bedauern; sie greifen weiter, als wir sehen, während unser halbes Unglück darin besteht, daß wir eben Sachen sehen, die wir nicht greifen können. Doch nicht blos blind, sondern auch taub und gefühllos müßte man den Menschen machen, wenn er ganz zufrie-

den seyn sollte, so daß ihm nichts übrig bliebe, als der reine Gedanke: ich bin; wiewohl er auch diesen dann nach innern Schätzen aufzuwühlen anfangen würde, da er's ohnehin jetzt schon thut, wo er doch noch genug Dinge außer sich hat. Kurz es bleibt zuletzt für den Menschen kein Heilquell der Unzufriedenheit übrig, als vielleicht der Karlsbader Sprudel, wenn man durch Eintauchen darin Körper und Seele zugleich versteinern könnte. Glückselige Steine, in welcher zufriedenen Ruhe liegt ihr da, während rings um euch die Völker das, was sie haben, zerstören, aus wüthender Begier nach dem, was sie nicht haben. Ihr verlangt weder Reform, noch Constitution oder Charte, ihr nehmt den Fußtritt, den man euch giebt, ruhig hin und flögt sicher nicht von selbst in die Wagenfenster der englischen Großen, erhöben euch nicht unzufriedene Hände.

Der beste Beweis, wie wenig den Menschen mit Erfüllung ihrer Bedürfnisse geholfen ist, liegt darin, daß mit der Bequemlichkeit und Wohlhabenheit derselben im Allgemeinen nicht ihre Zufriedenheit, sondern ihre Unzufriedenheit in geradem Verhältnisse zugenommen hat, denn während wir fast nicht mehr wissen, wie wir unsere überflüssigen Producte verbrauchen sollen, klagen wir, daß die Zeiten alle Jahre schlechter werden; ja, was das Merkwürdigste ist, wir klagen, statt über den Mangel, über den Ueberfluß. Es ist überhaupt zu wetten, daß von zwei Personen, von denen sich der eine blos halb satt essen

kann, der andre aber die Hälfte auf dem Teller liegen lassen muß, der zweite den ersten noch beneiden wird, denn jenem fehlt zur Ergänzung des Fehlenden blos eine halbe Portion, diesem ein halber Magen, und während ersterer Mangel durch Borgen oder Stehlen ersetzt werden kann, oder sich durch Fruchtbarkeit der Jahre und Industrie immer mehr mindert, nimmt letzterer immer mehr dadurch zu.

Wenn daher die Menschen seit lange klagen, daß Literatur, Handel, Gewerbe, Nahrung danieder liegen, so ist dies nicht so zu verstehen, als wenn weniger gedacht und geschrieben, producirt und consumirt, gegessen und verdaut würde, als früher, von welchem Allen vielmehr die Totalsumme um ein Bedeutendes gewachsen ist, sondern blos, daß mehr geschrieben, als gedacht, producirt, als consumirt, gegessen, als verdaut wird, was doch im Grunde alles Zeichen des Ueberflusses sind. Allerdings ist ein solcher Ueberfluß nicht allgemein; er ist es aber auch nie gewesen und wird es nie werden; so wenig, als ein Apfelbaum je ganz aus Aepfeln bestehen kann; es muß einen kahlen Stamm und Zweige geben, sie zu tragen. Dabei aber ist merkwürdig, zugleich die Klagen eines überlaufenden Topfs zu hören, daß er die Suppe nicht fassen kann, und eines daneben stehenden leeren Topfs, daß er sich mit dem Thau des Himmels begnügen müsse, während ja blos der eine seinen Ueberschuß in den an-

dern überfließen zu lassen brauchte; es ist merkwürdig, sogar Niemanden lauter über das Elend der Armen klagen zu hören, als eben die Reichen, die ihnen helfen könnten; denn nicht der Arme, sondern der Reiche ißt jetzt sein Brod mit Thränen, der erste hat blos Thränen ohne Brod: freilich ist man wohlthätig, was heißt das aber jetzt anders, als den Schimmel vom Brode, das man dem Hunde giebt, abschneiden und dem Armen mit einer Zukost von Scheltworten zur Thür hinauswerfen; schon wenige sind, die den Rock, wenn er die eigene Blöße nicht mehr zu decken vermag, vom Leibe nehmen, die des Armen damit zu decken, denn lieber als seine Faulheit unterstützen sie damit des Juden oder Lumpensammlers Industrie.

Sendet nun aber auch der Schöpfer, müde der langen Klagen, ein Mittel, alles dies ins Gleis zu bringen, wird er auf Dank und Zufriedenheit rechnen können? Vielleicht, wenn er sich in der Wahl der Mittel vorsieht und nicht etwa mit dem Messer oder Glüheisen sich den unheilbaren Schäden nähert, sondern den Splitter auf magnetische oder homöopathische Weise aus dem Körper herauszaubert, denn das Menschengeschlecht ist zartfühlend und empfindlich. Gesetzt, er schickte den Heiland selbst noch einmal auf die Welt, so würde man verlangen, daß dieser in Frack und seidenen Strümpfen sich bei der Regierung meldete und um Erlaubniß nachsuchte, die Welt doch ret-

ten zu dürfen. Man würde ihm nach Prüfung seiner Wunder durch eine Commission, und Bezahlung der gehörigen Gebühren, das Patent ausfertigen, seine Operationen vorzunehmen, wiewohl unter der Beschränkung, daß er nur keine Seele retten dürfe, weil dies den Verdienst der Geistlichen verkürzen hieße, und keinen Körper, weil dies ein Eingriff in die Privilegien der Apotheker und Aerzte wäre, auch nicht etwa sich mit Verbesserung von Kleidern oder Geräthen abgebe, denn auch der Handwerker ist in seinen Rechten zu schützen; was bliebe ihm also noch übrig, als, was er erst blos symbolisch thun wollte, wirklich zu thun, um seiner Mission zu genügen, nämlich auf das Feld zu gehen und Unkraut aus dem Waizen zu reißen. Aber selbst wenn er hier ein Paar Halme mit niederträte, würde man ihn sofort gerichtlich verfolgen und die gesetzlichen Strafen auf ihn anwenden. Auch verlangt ja das Volk von jedem Weltverbesserer, daß er Unkraut, das schon seit mehr als 100 Jahren gewuchert hat, nicht etwa ausreißen, sondern vielmehr es selbst Waizen tragen lassen soll.

Man muß gestehen, es liegt einige Unbescheidenheit in der Foderung des Volks, ein neuer Zahn, den es gerade braucht, solle auf irgend einem Umwege, als durch das Zahnfleisch, durchbrechen, und wenn es sich den Magen durch Ueberfluß und süße Sachen verdorben hat, solle auch die Arzenei noch süß seyn und mit Appetit genossen

werden. Jupiter schickte den Fröschen, die einen König verlangten, als ihnen zu wohl in ihrem Sumpfe wurde, erst einen Klotz, zuletzt, da dieser Alles beim Alten ließ, einen Storch, der das Geschrei stillte, indem er die Schreier fraß. Nun wohl, der Sumpfvogel, die Cholera, ist da; aber die Menschen hätten viel weniger Ursache, sich über ihn zu beklagen, als die Frösche, denn er frißt eigentlich das Unheil, worüber sie schreien, sie selbst blos als Zukost, und curirt, die Principien der Homöopathie auf die erhabenste Weise anwendend, durch die Krankheit der einzelnen Menschen nichts anders, als die Krankheit der Menschheit selbst.

Im Grunde, worauf reduciren sich die Vorwürfe, die man der Cholera macht: sie rafft eine Menge Menschen hinweg; aber hat man nicht schon lange die zu üppige Blätterkrone der Menschheit wegen der Krankheit ihres Stammes verklagt, und sogar durch heimliche Mittel, wenn nicht die gegenwärtige, doch die zukünftige Menschheit auszurotten vorgeschlagen; — sie hemmt Handel und Schiffahrt, aber haben das die Regierungen nicht seit lange durch den Schnürleib der Douanen gethan; — sie bringt Verdienstlosigkeit unter gewisse Classen von Menschen, allein was sind die Geldbeutel der Menschen von jeher anders gewesen, als communicirende Blasen, von denen man keine leer drücken kann, ohne daß eine andere dafür anschwillt. In allen diesen Beziehungen macht sie also

das Uebel zum Mindesten nicht schlimmer, wenn überhaupt eins da ist; und rechnet man den Umschwung, den die Literatur durch die Cholera gewonnen hat, denn über den zahllosen Leichnamen der Menschen flattern wie Psychen eben so zahllose lebendig gewordene Bücher empor; die Entstehung der Mäßigkeitsgesellschaften, als deren Urheber man mit Unrecht den Diakonus Eger genannt hat, die Bereicherung, die die Medicin an neuen Theoricen gewonnen hat, für gar nichts? Es ist der Mühe werth, alle diese Puncte etwas näher zu beleuchten, geschieht es gleich nicht in der Hoffnung, die Menschen mit der Cholera zu versöhnen; denn erst, wenn sie vorbei seyn wird, werden viele laut und öffentlich die guten Cholerazeiten zurückwünschen, wie man die Napoleonischen erst zurückwünschte, nachdem Napoleon selbst untergegangen war, und Niemand mehr für den großen Beutel, worin er selbst, oder den kleinen, worin sein Geld steckte, fürchten durfte. Es ist mit der alten und neuen Zeit wie mit einer ersten und zweiten Frau; wäre die alte auch eine Megäre gewesen, und die zweite ein Engel, so würde man doch immer der zweiten vorwerfen, daß ihre Federwische zur Seite kein Ersatz für das feurige Auge und die lebendigen Lockenringeln der ersten wären; und ungleich als die Menschen unter einander, spricht man blos stets gut von der Zeit, nachdem sie den Rücken gewendet, schimpft sie aber ins Angesicht.

Zweites Capitel.

Daß zu viele Menschen auf der Welt sind, darüber ist man schon lange einig, wenn es auch minder entschieden ist, welche der Menschen zu den zu vielen gehören. Im Allgemeinen zwar kommt die eine Hälfte der Aerzte überein, daß die andere überflüssig ist, die eine Hälfte der Candidaten, daß man die andere nicht brauchte, und da dasselbe in allen Ständen und zwar reciprok zwischen beiden Hälften geschieht, so wäre auf diese Weise freilich die ganze Menschheit überflüssig. Indeß der ärgste Streit entsteht doch immer in diesem Bezuge zwischen den Reichen und Armen, den Vornehmen und Geringen. Die Reichen toleriren allerdings die Armen, doch nicht anders, als die Menschen die Fliegen toleriren, die sie wegen ihrer Menge nicht ausrotten können, von denen sie es doch aber unbequem und widrig finden, daß sie sich mit an ihre Schüsseln setzen wollen; — die Armen finden umgekehrt die Reichen überflüssig, ungefähr nach demselben Schlusse, den der Holzapfelbaum und Schlehbaum macht: daß wir mit schlechten Holzäpfeln und Schlehen vorlieb nehmen müssen, rührt blos daher, daß die vornehmen Bäume uns alle guten Aepfel und Pflaumen wegtragen; und sie dienen daher willig gern jedem zu Prügeln, der diesen stolzen Bäumen ihre Früchte abzuschlagen Lust hat.

Freilich waren jene auch einmal Schlehen- und Holzäpfelbäume, und dieſe könnten ſich dazu veredeln; allein dieſer Schluß liegt nicht ſo nahe und iſt weit minder bequem, als jener.

Im Grunde kommt dieſer Streit auf das allgemeine Naturgeſetz heraus, daß jeder Hund, der ein Stück Knochen im Munde trägt, den Hund, der das andere Ende anfaßt, für überflüſſig hält, ſelbſt wenn es jener eher anfaßte; denn wäre jener nicht da geweſen, ſo hätte er ſelbſt den Knochen finden können; und es iſt gewiß, daß, wenn blos zwei Menſchen auf der Welt exiſtirten, ſie doch über Uebervölkerung klagen würden, ja der Streit zwiſchen Kain und Abel hatte wahrſcheinlich keinen andern Grund. Genau betrachtet, ſcheinen auch unſere jetzigen Klagen über Uebervölkerung noch keinen triftigern Grund zu haben. Es giebt in Braſilien, Nordamerica, Neuholland noch genug urbares Land, das, um es in Beſitz zu nehmen, blos die Ausrottung einiger Wälder und wilder Völkerſtämme erforderte, und Leute, die ſo laut über Mangel an Arbeit klagen, fänden dort deren mehr, als ſie brauchten; allein die Wahrheit iſt, daß ſie die Arbeit überhaupt nicht brauchen. Der Menſch will nicht blos Platz zum Hauſe; nein, er will auch das Haus haben, und nicht blos das Haus, ſondern auch eine eingerichtete Stube mit einem Canapee zum Faullenzen und einem Tiſchchen decke dich. Allerdings könnte er ſich das Alles

ſelbſt machen; denn Platz iſt da, Holz iſt da, Steine ſind da, Füße ſind da, nach dem leeren Platze zu wandern und Hände, Holz und Steine zuſammenzufügen, aber wie viel leichter ſcheint es dem Menſchen, in einen ſchon fertigen Haushalt einzuziehen; wenn alſo, denkt er, ein Theil von denen ſtürbe, die oder deren Vorältern das im Schweiße ihres Angeſichts erworben haben, ſo könnteſt du und deine Kinder das ohne Schweiß genießen, und hierin liegt ein Grund der Klagen über Uebervölkerung. Nicht Menſchen überhaupt, ſondern Faule und Liederliche ſind ſonach zu viel; denn an fleißigen Leuten findet noch keineswegs Uebervölkerung Statt. Im Gegentheile: ein fleißiger Arbeiter, eine Magd oder Bedienter comme il faut, ein tüchtiger Beamter ſind Dinge heut ſo ſelten, als vor 100 Jahren, und oft mit ſchwerem Gelde nicht zu erlangen. Aber man will nicht fleißig arbeiten, nicht tüchtig und thätig ſeyn, und denkt wiederum, wenn ein Theil von denen ſtürbe, die es ſind, müßte man dann auch die Faulen und Liederlichen bezahlen.

Allerdings giebt es unglückliche Gegenden, wo die angeſtrengteſte Arbeit durch die zunehmende Vermehrung der Producte ihren Lohn nur immer mehr mindert, aber nicht die Uebervölkerung iſt deshalb anzuklagen; ja eher die entgegengeſetzte Urſache; denn würden nicht, wenn es doppelt ſo viele Menſchen gäbe, doppelt ſo viel Strümpfe und Spitzen getragen werden? Blos die Indolenz der

Menſchen oder ihrer Führer, daß ſie, wie Raupen an einem abgefreſſenen Aſte, noch klumpenweiſe an einem erſchöpften Gewerbszweige hängen bleiben, während der Baum wohl noch viel andere grüne Zweige hat, wohin ſie ſich vertheilen könnten, iſt Schuld an ihrem Hunger. So iſt das Erzgebirge mit ſeiner ſtockenden Induſtrie ein alter abgedankter Bergmann, der vor ſeinem erſchöpften Schacht ſteht und ſeine letzten Kräfte verſchwendet, aus dem tauben Geſtein noch Gold und Silber herauszuklopfen, während in reichen Schachten daneben die edlen Metalle durch Dampf und Maſchinen ohne lebendige Kräfte mühelos zu Tage gefördert werden. Dieſe Armen ſind zu bedauern, wenn man nicht mehr für ſie thun will oder kann; aber die Armen ſind es nicht überall; denn an den meiſten Orten iſt Brod zu finden, wer es nur anſtatt vor den Thüren mit dem Bettelſack auf dem Felde mit dem Säetuche ſucht.

In der That fehlt es wohl im Allgemeinen an Nahrungsmitteln und ſonſtigen Producten? Im Gegentheil geht man der Sache auf den Grund, ſo beruht die Klage der Oekonomen über Nahrungsloſigkeit nicht darauf, daß ſie zu wenig, ſondern daß ſie zu viel Korn und Kartoffeln haben, die ihnen die Handwerker nicht abkaufen, weil ſie für ihr Geld Branntewein kaufen müſſen, um ſich den Verdruß darüber zu vertrinken, daß ihnen die Maſchinen Schuhe und Röcke halb umſonſt machen, um die ſie ſich ſonſt beinahe todt arbeiten mußten. Es iſt frei-

lich ſonderbar, daß man erſt Branntewein aus Korn und Kartoffeln deſtilliren will, und dann doch verlangt, der Rückſtand ſolle die Leute noch eben ſo ſatt machen, als vorher. Unſtreitig hat der Schöpfer Korn und Kartoffeln wachſen laſſen, um gegeſſen zu werden, und nicht darauf gerechnet, daß man dieſe Producte vertrinken würde. Iſt es aber Wunder, daß, wenn man die Nahrungsmittel zu Waſſer macht, man auch nur Waſſer übrig behält, ſich zu nähren. Es iſt gewiß, daß, wenn alle Feldfrüchte, die jetzt, zu Branntewein verbraucht, den Weg nach dem Kopfe nehmen, um ſich dort in revolutionaire und zornige Ideen von Freiheit und Gleichheit gegen Nachbar und Staat zu verwandeln, vielmehr als Brod, Klöße und Brei den Weg nach unten einſchlügen, nicht nur genug hiervon da ſeyn würde, um wohlfeil verkauft zu werden, ſondern auch Geld übrig bleiben würde, es zu kaufen, Vernunft genug, das Geld zu verdienen, und Dünger, die Producte ſelbſt wieder zu erzeugen; und der Grund iſt ſehr untriftig, den man anführt, daß der Branntewein zur Stärkung der Arbeit diene, denn das römiſche Coliſeum wurde zur Zeit gebaut, da man noch keinen Schnaps kannte, und fiel ein, da man zur Genüge davon hatte. Blos die Verwandlung hat er hervorgebracht, daß, während ſonſt die Leute tranken, um zu arbeiten, ſie jetzt höchſtens arbeiten, um zu trinken, und ſich beſchweren, daß ſie das Brod nicht nebenbei umſonſt von der Regierung oder Ar=

menanstalt erhalten. Man hält den Regierungen ewig das Beispiel Heinrichs IV. vor, welcher sagte, er würde nicht eher ruhen, bis er's so weit gebracht, daß jeder seiner Unterthanen des Sonntags ein Huhn im Topfe habe, wiewohl er's meines Wissens nie wirklich so weit gebracht; allein man verlangt zugleich, daß die Regierung selbst jedem das Huhn in den Topf stecke.

In Summa mögen also wohl nicht zu viel Menschen an sich da seyn; aber es sind ihrer zu viel für einander da, die sich aus Faulheit erdrücken; weil jeder, der eine faule Bärenhaut sieht, sich darauf legt, und wenn auch schon 10 andere darauf lägen, statt daß er in den Wald gehen und den Bär selbst jagen sollte, um sich bequem und allein auf die selbsterworbene Lagerstätte zu werfen. Daher setzt man ein Stockwerk über das andere und noch eins, und noch eins, bis man denkt, es ist am Ende eben so bequem, nach America zu gehen und dort eine neue Parterrewohnung zu bauen, als alle Tage 6 Treppen auf- und abzusteigen. Bevor es nicht so weit gekommen ist, wird sich Niemand von der Stelle rühren, und wahrscheinlich dann noch nicht; denn er berechnet weislich noch die Mühe, die es ihn kostet, zur Bequemlichkeit zu gelangen. Wenn daher trotz aller Seligkeit, die man uns vom Leben im Himmel vorspiegelt, doch mehr Menschen in die Hölle als den Himmel kommen werden, so dürfte der einzige Grund der seyn, daß sie in

den Himmel eine hohe Leiter hinan zu steigen haben, während sie sich in die Hölle gleich Kopf über kollern können. Durch diese allgemeine Faulheit wird nun Europa mit seinen Städten zuletzt einem Korbe mit faulen Käsen ähnlich, worin die Maden unter und über einander liegen, dennoch kriecht keine in die frischen Körbe, die ein Stück davon stehen, weil die Fliege nicht gleich das Ei hineingelegt hat.

Man hat dieser Neigung des Menschen, lieber auf der Stelle, wo er geboren ist, zu verhungern und die Rübenschalen aus dem Kehricht zu lesen, weil man keinen Platz mehr findet, selbst daselbst welche zu bauen, als an einen fremden Ort zu gehen, wo der Platz die Menschen, nicht die Menschen den Platz suchen, verschiedene Namen beigelegt: Vaterlandsliebe, Geselligkeitstrieb, gemüthliches Festhalten des Gewohnten; aber bedenkt sich Jemand, nach Indien zu gehen, um einen reichen Vetter dort zu beerben? bedenken sich die Mönche und Nonnen, im Kloster der Einsamkeit zu pflegen? blos die Arbeit will man nicht außer Landes suchen. Man führt noch ferner an, die Armen hätten nicht einmal die Mittel, auszuwandern. Das mag wahr seyn; was würde man aber von Jemandem sagen, der aus Furcht vor dem Klettern mit aufgesperrtem Munde so lange unter einem hohen Baume voll schöner Früchte stände, in der Erwartung, daß ihm eine ohne sein Zuthun hineinfalle, bis der Hun-

ger ihm zuletzt auch die Kräfte geraubt, hinauf zu gelangen?

Es ist wahr, der Mensch kann nichts für diese Trägheit, die unter den verschiedensten schönen Titeln alle Noth über ihn bringt; denn sie ist ihm angeboren, und es hilft auch auf die Dauer kein Mittel dagegen; aber um so nöthiger werden dadurch Mittel, die der Folge derselben, dieser sogenannten Uebervölkerung der Erde, die noch kein Dritttheil der Menschen trägt, die sie ernähren könnte, abhelfen.

Das gewöhnlichste Hülfsmittel in dieser Hinsicht ist bekanntlich der Krieg. Dies Mittel wurde sonst ohne alle Kunst und Wissenschaft ausgeübt; gefiel Jemandem der Platz, worauf sein Nachbar stand, so sagte er zu ihm: geh weg, und ging er nicht, so schlug er ihn todt und schob ihn weg. Weil aber auf diese Weise die Schwachen immer zu kurz kamen, so verschworen sie sich unter einander gegen die Starken, unterjochten diese, die ihnen nun das Land bauen und die Lasten tragen mußten, und beauftragten sie, wenn es gerade einmal an Platz fehlte, sich an ihrer Statt todtschlagen zu lassen, was diese auch mit großer Gutmüthigkeit bisher gethan haben. Man sah aber bald ein, daß bei der ungezieferartigen Fruchtbarkeit des gemeinen Volks eine sparsame Anwendung dieses Hülfsmittels nichts fruchte, und daß eine Gestattung desselben im Einzelnen oft die selbst zu ihrem Schaden treffe, die doch

dies Mittel eigentlich nur zu ihren Gunsten zu handhaben hätten. Man erklärte also den einzelnen Todtschlag und Diebstahl überhaupt für gottlos und munterte durch Orden, Ehrenstellen, Rang und Titel desto mehr zum allgemeinen auf. In der That, wollte man jeden König, der 100000 Menschen durch weise Combinationen und geschickte strategische Maßregeln aus der Welt geschickt und einige Länder bei Seite gebracht hat, eben so hängen oder einsperren, als Jeden, der einen Menschen aus Leidenschaft todtschlägt, oder ein Brod aus Hunger stiehlt, und, statt daß man jetzt auf eine gewisse Anzahl Köpfe, die Jemand vorzeigen kann, als Preis eine Ehrensäule mit dem Namen des Großen setzt, ihm eine Schandsäule mit seinem Kopfe als Knopf oben darauf errichten: so würden die Menschen bei Weitem nicht die für ihren Bedarf nöthige Anzahl Kriege haben; daher jene Einrichtungen sehr weislich getroffen sind, daß es daran nie fehle.

Bekanntlich haben die Menschen das System, den Wald der Menschheit, wenn er zu dicht wird, auf eine möglichst expeditive Weise zu lichten, auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht; und sie sind, wenn sie gerade in Menge vorhanden sind, bescheiden genug, daß sie mit einander auch nicht mehr Umstände machen, als mit andern Dingen, die gerade zu beseitigen sind. Man sprengt die Felsen mit Pulver, haut die Wälder mit Eisen um und schießt die Mauern mit Kugeln ein, und

dieſelben Mittel wendet man ungefähr an, um die Menſchen, die ſich deshalb vorher in Haufen ſammeln müſſen, bei Seite zu ſchaffen. Wer mit der größten Menge zuerſt fertig iſt, bekommt ein Stück Land als Belohnung. Indeß will man doch ſeinen Abſcheu gegen den Todtſchlag beweiſen; man ſchafft daher alle jene Todte ruhig bei Seite und ſpricht nicht mehr davon, nimmt dafür aber gegen einzelne Taugenichtſe deſto mehr Rückſicht, um zu zeigen, daß man ſelbſt ein nichtswürdiges Leben noch achte. Man füttert ſie erſt ein Paar Jahre, läßt ſich's mehrere tauſend Thaler koſten, ihnen zu beweiſen, daß ſie nicht werth ſeyen, von der Sonne noch ferner beſchienen zu werden, unterſchreibt mit ſchmerzlichem Bedauern über den Reſt von Barbarei in unſerer poſitiven Geſetzgebung, der Auge um Auge, Zahn um Zahn verlangt, ihr Urtheil; baut ihnen ein ſtattliches Gerüſt, bietet Staat und Kirche auf, die Feierlichkeit ihres Dahinſcheidens zu verherrlichen, und ſucht ihnen ihre letzten Augenblicke auf alle Weiſe zu verſüßen; während der brave Soldat auf dem Schlachtfelde halb von der Kugel und halb von Durſt und Kälte ſtirbt, ohne für mehr gerechnet zu werden, als die Zahl an ſeinem Czako.

Jedenfalls, da man ſelbſt weiß, wie man einander los werden ſoll, und, während die eine Hälfte der Gewerbe, Aemter und Staatseinkünfte zur Unterhaltung der Menſchen dient, die andere Hälfte eben ſo regelmäßig zur

Unterhaltung der Mittel, sie zu beseitigen, verwandt wird, ist sehr wohl begreiflich, warum es die Menschen so übel nehmen, daß ihnen die Cholera jetzt vorgreift und einen Theil der Menschen ums Leben bringt, die der Staat gar nicht dazu bestimmt hat und auch nicht dafür bezahlt. Die Potentaten waren ja selbst nur eben im Begriff, eine allgemeine Purification vorzunehmen, ja in manchen Ländern schrie auch das Volk, im Gefühle seiner eigenen Vollblütigkeit, darnach, und es handelte sich blos noch um die diplomatischen Formen, um den Anfang damit zu machen; nun sehen sie mit Erstaunen und Unwillen, daß ihnen die Cholera in ihr zünftiges Handwerk greift, und auf eine Weise, die für sie ohne allen Nutzen ist. Man trifft Anstalten gegen die Cholera wie gegen einen Wolf, der in eine Schaafheerde einbricht, nicht aus Schonung für die Heerde, die man ja selbst schlachten würde, sondern weil man dadurch um die Wolle und das Fleisch kommt. In der That, die Menschen, welche die Cholera tödtet, könnte ja ein berühmter General, oder der es werden will, ein Prinz vom Hause, ein Mann, der Popularität sucht, todtschlagen, und sich dadurch, daß er selbst die Hauptstädte, in die sie eingebrochen ist, eroberte, die schönen Titel Moskawsky, Warschawsky, Wieninsky, Berlinsky alle zugleich verdienen, aus denen sich noch dazu die uneigennützige Cholera nicht einmal etwas macht; auch titulirt man sie nur Wüthrich, Ungeheuer u. s. w., woraus

ſie ſich allerdings eben ſo wenig macht. Freilich kann ſich die Cholera nicht als eine Perſon von Gottes Gnaden ausweiſen, d. h. als eine Perſon, die durch die Gnade Gottes gleich da geboren iſt, wohin ſie durch eigene Kraft nicht gelangen würde, und die auf ihrem Throne feſtgewachſen iſt, weil ſie, aus Furcht, ihn nicht wieder zu bekommen, ihn ſeit Jahrhunderten nicht zum Repariren gegeben hat; ſie iſt vielmehr erſt ganz vor Kurzem aus Sumpf und Moor hervorgekrochen und hat ſich ihre ganze Herrſchaft und Berühmtheit ſelbſt errungen. Wäre ſie die Tochter irgend eines Fürſten, ſo würde irgend ein Prinz, etwa Don Miguel, Neigung zu ihr faſſen und ſie heirathen, und man würde dann das, was ſie thut, legitim und in der Ordnung finden, da man den Fürſten das Recht dazu nie beſtritten hat, wofern ſie es nur in den gehörigen Formen ausübe; aber ſo ohne alle Befugniß in die göttlichen Rechte der Regenten einzugreifen, das iſt nicht zu erdulden.

Indeß würde man es vielleicht dennoch erdulden, wenn nur die Cholera irgend eine politiſche oder religiöſe Farbe trüge, ſey es nun ultraliberal oder karliſtiſch, ariſtokratiſch oder radical, rationaliſtiſch, ſupranaturaliſtiſch oder myſtiſch, und dann ihre Freunde ſchonte und blos ihre Feinde fräße. Sie würde dann wenigſtens eine Partei für ſich haben, und ſtatt daß jetzt, wo ſie ſich nur blicken läßt, alles ſich zu Vereinen zu ihrer Abwehr und Vertilgung zuſammen-

rottet, wie Pferde, die beim Herannahen eines reißenden Thieres die Köpfe im Kreise zusammenstecken und blind hinten ausschlagen, würden vielmehr Propaganden zur Beförderung und Fortpflanzung der Cholera, neben andern Propaganden, welche die neuere Zeit erlebt hat, entstehen, und man würde sie, wie einen verständigen Hund, dem man seinen Feind zeigen und zurufen kann: Pack an! hegen und pflegen, statt daß man sie jetzt, wie einen tollen Hund, der ohne Unterschied Alles, was ihm in den Weg kommt, anfällt, zu vernichten sucht. In der That, sie kümmert sich um keine Cocarde oder Binde, sie liest keine Journale, aus denen sie lernen könnte, wer die Nichtswürdigen sind, und wer die Gerechten, sie ist nicht durch Geld und Mittagsmähler zu bestechen; sie fragt den Reichen nicht, ob er Zeit hat, sie zu empfangen; sie tödtet nicht den Großen oder Geringen, den König oder Bettler, sie tödtet blos den Menschen. Diese Unparteilichkeit sollte ihr Freunde erwerben, zumal jetzt, wo die Forderung und das Bewußtseyn der Gleichheit vor Gott und dem Gesetz immer lauter wird und mehr als Ein Streben dahin geht, Berge und Thürme zu rasiren und die Erde zu einem spiegelblanken Ball zu machen; allein diese Forderung ist ja stets nur dahin ausgegangen, gleiche Vortheile zu gewinnen; dagegen keiner diese Gleichheit verlangt hat, wenn es gilt, gleiche Lasten und Unglück zu tragen.

Allerdings ging ſchon einmal die Rede und ward mit großem Frohlocken in allen Zeitungen verkündet, die Cholera ſey eine Ariſtokratin geworden und ſpeiſe blos gemeinen und ſchlechten Pöbel. Man fing demgemäß auch in den gebildeten Cirkeln an, die Cholera viel milder zu beurtheilen; ſie gewann augenſcheinlich an Liebenswürdigkeit, und aller Abſcheu wandte ſich gegen das Volk, welches das Verſäumniß der Cholera an denen, die ſie vergeſſen hatte, glaubte nachholen zu müſſen; man deſignirte ſchon die Straßen, wo man ihren Einzug wünſchte und fing an anzuerkennen, daß die Cholera viel Elend von der Erde wegräumen könne. Allein, ſeitdem die Cholera, der an der Freundſchaft und Achtung der Großen nicht viel zu liegen ſchien, neben den Fliegen auch die Spinnen wieder wegzufegen angefangen und ſich an einigen Grafen und Fürſten vergriffen hat, iſt der Bruch vollſtändig und unheilbar geworden; ja die Großen, im Gefühle des unerſetzlichen Verluſtes, den jeder an ſich ſelbſt erleidet, äußern wo möglich noch mehr Widerwillen gegen dieſe Krankheit, als die Gemeinen, die ſtillſchweigend zugeſtehen, daß, weil ſie nichts zu verlieren haben, nichts an ihnen verloren ſey. Wenn freilich blos die Schnapstrinker und das Lumpengeſindel, das wirklich in Lumpen geht, an der Cholera ſtürbe, ſo würde man ihr keinen Vorwurf daraus machen; daß aber auch die unmäßigen Weintrinker und Freſſer und das Lumpengeſindel in geſtickten Kleidern nicht verſchont bleibt, das empört.

Wir verkennen hierbei gar nicht das Mitleid, das sich, unangesehen der Personen, so allgemein und lebhaft gegen die unglücklichen Schlachtopfer der Cholera äußert. Jeder vermag das Mitleid in so großer Quantität und ohne alle Kosten in seinem Innern zu erzeugen, daß man ganz verschwenderisch damit umgeht, um so mehr, da ein recht wirksames Motiv beiträgt, es hervorzulocken. Es wird wohl keiner seyn, der sich nicht jetzt aus seinen Schuljahren des Terenzischen: **Homo sum, nihil humani a me alienum puto**, erinnern sollte, was auf Deutsch heißt: ich bin ein Mensch, also könnte mich wohl auch treffen, was andere Leute trifft. Diese Gefahr nimmt mit der Nähe zu, und deshalb ist es richtiger, von Mitleid gegen den Nebenmenschen, als gegen den Menschen überhaupt zu sprechen; denn das Mitleid nimmt nach demselben Gesetze als das Licht mit der Entfernung des Gegenstandes ab; ja dieser Einfluß der Nähe ist so groß, daß man schon mit einem heulenden Schooßhündchen mehr Mitleid haben kann, als mit einem heulenden Armen vor der Thür, und daß ein Fleck auf dem Kleide uns betrübter macht und zu mehr Ausgaben veranlaßt, als die Lumpen eines Bettlers, der drei Schritte von uns steht, wiewohl wir auch diesem etwas Mitleid nicht versagen. Alles Mitleid des Menschen ist im Grunde nur Beileid. Daß Menschen überhaupt unglücklich sind und sterben, darüber härmt sich im Allgemeinen kein Mensch; gehen ihn die Leute nichts

an, ſo raucht er ſo ruhig, als der Holländiſche Pflanzer ſein Pfeifchen, während ſie gegeißelt werden; ja lachen ſie etwa oder verziehen den Mund bei etwas, wo er gewohnt iſt, zu weinen oder die Augen zu verdrehen, ſo zündet er ihnen ſelbſt den Scheiterhaufen an und tanzt darum, um nun zu lachen, wenn ſie weinen, und wer hätte nicht im letzten Kriege mit Vergnügen gehört, wenn 10000 Ruſſen, oder je mehr je beſſer, erſchlagen oder durch Mangel und Hunger umgekommen waren. So las man nun auch zuerſt mit höchſter Gleichgültigkeit: in Indien ſind 2 Millionen Menſchen an der Cholera geſtorben; man las es als eine Art Curioſität oder Naturereigniß, wie man etwa läſe: der Chimboraſſo ſpeit jetzt Feuer, man weiß ja, bis hieher wirft er ſeine Steine nicht; alſo kann man ruhig ſeyn; man ſagte höchſtens einmal: das iſt ſchrecklich; aber Niemand iſt erſchrocken; dazu war Indien viel zu weit. Mit etwas mehr Intereſſe las man: es ſind 5000 Menſchen in Moskau an der Cholera geſtorben: man hat mit Europäern ſchon mehr Mitleid als mit Aſiaten oder Americanern; man erkundigte ſich ſchon beiläufig, ob die Cholera anſteckend ſey, und das Mitleid ſtieg oder ſank um einige Procente, je nachdem man die eine oder andere Nachricht darüber vernahm; man las mit Aufmerkſamkeit und Beſtürzung: es ſind 1000 Menſchen in Warſchau geſtorben, und wen bisher der Polniſche Krieg noch theilnahmlos gelaſſen hatte, der fing doch jetzt an, denſelben

empörend zu finden; allenthalben, wohin ſich die Cholera jetzt wenden wollte, wurde ihr der Eintritt in das Gebiet unterſagt, und ſie mußte ſich nach Ungarn und Preußen einſchwärzen laſſen; als man nun aber erſt gehört hatte, in Berlin ſind 50 Menſchen an der Cholera geſtorben, da kannte die Beſtürzung keine Gränzen mehr, und weil man durch den Himmel keinen Cordon ziehen konnte, rief man ihn jetzt an, es ſelbſt zu thun; wird ſie aber erſt in Leipzig ſeyn, ſo wird ſie leichtes Spiel haben, vielen, die von dem immer anwachſenden Mitleid, und der Furcht, es könne jeden Augenblick in Mitleiden übergehen, nun ſchon ganz erſchöpft ſind, vollends das Garaus zu machen.

Alſo erklärlich ſind die Verwünſchungen wohl, die man jetzt gegen die Cholera ausſtößt, aber ſind ſie deshalb auch gegründet? Brauchen wir überhaupt Mittel, uns eines Theils der Menſchen zu entledigen, ſo iſt doch unſtreitig dasjenige, was nicht die rüſtigſten und bravſten Leute, wie der Krieg, ſondern anerkannter Weiſe aus allen Ständen und Geſchlechtern die, welche ſich der Völlerei und andern Ausſchweifungen ergeben haben, zu ihren Opfern erſieht, vorzuziehen und doppelt wohlthätig wirkt die Cholera dadurch, daß ſie, anſtatt wie der Krieg die Menſchen zu demoraliſiren, vielmehr ſie zur Enthaltſamkeit und Mäßigkeit anhält.

Drittes Capitel.

Unſtreitig iſt die Form, unter welcher die Cholera erſcheint, Brechen und Purgiren, ſehr unweſentlich, und von ihr blos zur ſymboliſchen Bezeichnung deſſen, was ſie eigentlich mit ihrem Erſcheinen ſagen will, gewählt worden. Es iſt merkwürdig, die Menſchen über Brodloſigkeit klagen zu hören, während über die Hälfte derſelben an den mittelbaren oder unmittelbaren Folgen der Magenüberladung ſtirbt. Freilich Brodloſigkeit heißt jetzt nicht ſowohl kein Brod haben, als blos Brod haben; da doch der Menſch nicht von Brod allein lebt, vielmehr dies blos als Wagen dient, um Fleiſch und Fett in den Magen einzufahren. Das Brod für ſich bewirkt ja weiter nichts als Sattwerden, was gerade das Verdrießlichſte bei dem ganzen Eſſen iſt, indem alle Kunſt vielmehr darin beſteht, es ſo einzurichten, daß es dazu möglichſt ſpät oder gar nicht kommt, weshalb auch alle Nahrungsmittel, die den Menſchen leicht ſatt machen, wie Klöße, Mehlſuppe, kaum als Wort, geſchweige als Subſtanz in den Mund eines Gebildeten kommen. Allein trotz aller Vorſicht weiß man ſich vor dem Sattwerden nicht zu ſchützen; ja es giebt Leute, die 100 Thaler darum geben würden, nur einmal recht ordentlich hungrig zu werden, und die es trotz aller Raffinerie nie dazu bringen. Allerdings brauchten

sie blos eine Mahlzeit darum zu geben, die noch dazu einem armen Schlucker, der an der entgegengesetzten Calamität leidet, recht wohl bekommen würde; allein durch Nichtsessen hungrig werden, kann jeder Bettler; das wahre Problem ist, den Hunger wieder durch das Essen selbst hervor zu bringen. Statt daher weniger zu essen, ißt man mehr, nämlich neben Braten und Pudding noch Sardellen, Gewürz und Sauce, oder auch man trinkt jetzt, um hungrig zu werden, und ißt, um durstig zu werden, und bringt es so durch ein geschicktes Wechselspiel von beiden oft recht weit in beiden, wobei die Zunge wie ein Pendel hin und her schwingt, die Maschine immer in gleichförmigem Gange zu erhalten. Gewiß, nichts würde dem Menschen lieber seyn, als daß sein Magen die umgekehrte Eigenschaft von der Wittwe Oelkrüglein hätte, und da es nicht der Fall ist, so behandelt er ihn wenigstens, als ob es der Fall wäre, und wollte man das, was zu viel gegessen wird, und das, was zu wenig gegessen wird, gegen einander wiegen, so könnte sich die Erde von dem Ueberflusse recht gut noch einen Hund halten.

Es ist wahr, man hält der Mäßigkeit große Lobreden und es werden wenige Regierungen seyn, die nicht wirksame Maßregeln träfen, ihren Unterthanen dieselbe anzugewöhnen. Auch wird man überall, wo Leute auf öffentliche Kosten gespeist werden, das Princip der Mäßig-

keit auf lobenswerthe Weiſe befolgt und zur Verhütung aller Uebertretung deſſelben die Speiſen ſo eingerichtet finden, daß ſie eine unmittelbare Liebe zur Mäßigkeit erwecken. Es geht aber dieſer Tugend, wie andern achtungswerthen Leuten, mit denen aus Reſpect Niemand, wer nicht dazu genöthigt iſt, gern zu thun hat, und daher lieber andre hinſchickt. Sich ſelbſt ſucht man mit der Mäßigkeit abzufinden. Man ißt z. B. blos von ſeinen Leibſpeiſen zu viel, die man freilich alle Tage ißt, und betrinkt ſich blos bei freudigen Ereigniſſen und an Sonn- und Feſttagen, die jetzt allgemein durch einen verdorbenen Magen gefeiert werden: denn anſtatt mit Herzen, Mund und Händen lobt man Gott jetzt mit Magen, Mund und Händen, wiewohl in umgekehrter Folge, und Faſten heißt jetzt nicht Nichtseſſen, ſondern etwas anders eſſen. Wo gäbe es eine Feierlichkeit, deren Glanzpunct nicht Eſſen und Trinken wäre, und würde man die langweiligen und trockenen Reden, die man dabei hält, ertragen, wenn ſie nicht dienten, den Appetit nach etwas Saftigem und Geiſtigen zu ſtärken, daher auch dieſe Reden ſtets vor der Tafel, nie nach der Tafel gehalten werden, um ſo mehr, da man dann leichter fremder, als der eignen Zunge mächtig iſt. Einem hohen Fremden beweiſt man ſeine Ehrfurcht durch Braten und Paſteten, die man vor ihn hinſetzt: ſo wie ein junger Weltbürger in die Welt tritt, eſſen ihm, da er ſelbſt noch nicht viel leiſten kann, Freunde und An-

verwandte wenigstens vor, um ihn zu bewillkommnen; seine zurückgelegten Lebensstadien werden durch Torten als Meilensteine bezeichnet, und wenn er wieder aus der Welt geht, so essen sie ihm zum Abschiede nach und trocknen ihre Thränen mit der Serviette. Geschieht etwas Großes, so ißt man viel, geschieht etwas Kleines, wenigstens etwas zu viel, allein ohne daß man äße, geschieht Nichts.

Es ist wahr, der Körper, ein sehr genügsames Wesen, verlangt alle diese Gastmahle gar nicht; er weiß sogar nicht, wie er den Ueberschuß, den man ihm bietet, unterbringen soll: indeß das ist seine Sache; er mag selbst sehen. Er sieht nun auch wirklich zu: Wie oft hört man sagen: ich habe zu viel Blut; Kopfweh und Nasenbluten verlassen mich nicht; aber kann man sich wundern, daß, wenn man eine Kaffeekanne übervoll gießt, der Kaffee zur Dille herausläuft?

Der Magen ist durch die Art, wie man mit ihm umgeht, nachgerade das Ei aller Krankheiten geworden, während er doch eigentlich die Urne des Gesundheitsquells seyn sollte, und es geht ihm, wie manchen Puppen, aus denen ein schöner Schmetterling auskriechen sollte, statt dessen kriechen Maden heraus. Alle weisen Diätetiker haben daher auch, da man den Hunger einmal nicht als Koch gebrauchen will, ihn wenigstens als Arzt empfohlen. Und dies scheint mir sehr richtig; denn die gewöhnliche Methode,

den Menschen bei seinen chronischen Uebeln fort essen und trinken zu lassen, und dazwischen noch stärkende und reizende Mittel in den Magen zu bringen, kommt mir vor, als wenn man einen Menschen, der vom Tragen großer Lasten erschöpft ist, dadurch stärken wollte, daß man ihm kleine Paquete noch daneben zu tragen giebt, oder ihn kitzelte, um ihn zu lustigen Sprüngen zu veranlassen. Was giebt sich nicht die Medicin für unendliche Mühe, alle die sauern, salzigen, kohlenstoffigen und wasserstoffigen Säfte, die im Körper herumlaufen, wieder herauszuschaffen oder durch chemische Mittel zu neutralisiren; aber auf das einfachste, sie gar nicht hineinzulassen, fallen wenige. Man könnte freilich auch dem Menschen die Zunge, diesen Löffel für den Teller des Magens, herausschneiden; aber was hülfe das? Der Mensch würde in die Zunge fahren und den geschmacklosen Körperklumpen liegen lassen, und nun erst würde das Essen ohne Ende dauern, da es nicht mehr an den endlichen Magen gebunden wäre.

Auf diese Weise ist es freilich allmälig so weit gekommen, daß sich nicht blos die einzelnen Menschen, sondern die ganze Menschheit den Magen verdorben hat; und Mittel gegen die Cholera anwenden, die nun auch nicht blos die einzelnen Menschen, sondern die ganze Menschheit purgirt, heißt eigentlich Mittel gegen das Mittel anwenden. Wenn man zählen wollte, wie viele von den

Menschen, die in ein Paar Stunden durch die Cholera erlöst worden sind, langsam und elend durch Leberverstopfung, Magenkrebs, Wassersucht, Gelbsucht und wie diese Genien, die einen vollen Magen umschwärmen, alle heißen mögen, zu Tode gequält werden würden, so würde man sie, anstatt sie als Wüthrich zu bezeichnen, wahrscheinlich eben so loben, wie ein mitleidiges Kind, das einen halb zertretenen Wurm noch vollends todt tritt. Ja, wenn die Cholera eine Strafe ist, ist nicht die Sünde dazu reichlich vorhergegangen? Viele wollen freilich hiervon nicht gern etwas wissen, weil sie dann die Sünde lassen müßten, und um abzulenken, setzen sie das Entstehen und Fortschreiten der Cholera lieber mit der Wärme der Seen, der Erscheinung der Nordlichter und der Drehung der Erde von Morgen nach Abend in Verbindung. Nun erkenne ich zwar das Großartige der Idee, hierin Symptome einer Cholera der Erde, die sich dem Menschen als Organ derselben nur mittheilt, zu sehen, ehrfurchtsvoll an, und würde sogar rathen, statt der symptomatischen Cur der Menschen, lieber allen Campher, alles Cajeputöl und Opium, was man hat, in das Meer zu schütten, und an Nordpol und Südpol wollene Strümpfe zu ziehen, um die Erkältung der Erde zu verhüten; aber doch glaube ich, hat es eben so viel für sich, die Cholera mit der andern Naturerscheinung in Verbindung zu setzen, daß unverdaute Sachen Uebelkeit erwecken, oder um dieser Erklärung einen

wissenschaftlichern Ausdruck zu geben, die Cholera von gewissen elektrisch-magnetischen Wirkungen, welche eine galvanische Kette von Fleisch, Fett und Branntewein im Magen zu erzeugen vermag, abzuleiten. Es kann auch vielleicht wahr seyn, was so viele sagen, daß die Cholera aus Indiens Sümpfen gekommen sey, aber, wenn sie nicht in jedes Magen einen neuen Sumpf fände, worin sie sich niederlassen könnte, so würden ihre Flügel sicher bald erlahmt seyn, und man sollte daher, um sie abzuhalten, nicht die Länder, sondern die Menschen sperren und Pflaster statt auf den Magen, vielmehr auf den Mund legen, der zwar Feuer und Flamme gegen die Cholera speit, aber doch im Grunde das einzige Thor ist, wodurch sie in den Menschen einzieht, nicht, wie man gemeint hat, als unsichtbares Luftinfusorium, sondern frei reitend auf Kalb, Rind, Schwein und Schöps.

Es ist im Grunde unbegreiflich, wie sich der Magen so lange so viel hat gefallen lassen, ohne von seinem Rechte, wegzubrechen, was ihm zu viel dünkt, Gebrauch zu machen; nun er's einmal im Großen thut, und, wie ein sich endlich empörendes Volk freilich auch die Gränzen darin überschreitet, weiß man sich vor Erstaunen nicht zu finden, da man doch vielmehr über seine frühere Geduld erstaunen sollte. Das Volk der Mägen hat in der That jetzt nicht mehr gethan, als alle andern Völker; es will liberaler behandelt seyn, und kann man es leugnen,

daß es wenigstens Einiges in dieser Hinsicht erreicht hat? Schon hat man ihm Obst und Branntewein als die größten Verbrecher Preis gegeben; es ist unglaublich, mit welchem Abscheu man jetzt einen Apfel oder eine Melone betrachtet, die noch vor Kurzem die Zierde jeden Desserts waren, und wie bei Gebissenen die Wasserscheu oft beim bloßen Anblick des Wassers ausbricht, so wird gewiß der bloße Anblick einer Weintraube hinreichend seyn, bei vielen die Cholera, die schon ihren ganzen Sinn inficirt hat, zum Ausbruch zu bringen. Es wäre vielleicht sogar jetzt der günstige Zeitpunct für den Magen, noch mehr Opfer, ja eine geregelte Constitution überhaupt, zu verlangen, denn was versprächte der Mensch nicht in der Todesangst? An sich sind freilich alle diese proscribirten Nahrungsmittel sehr unschuldig, daher auch die Cholera nicht sie, sondern die Menschen, die sie genißbraucht haben, verzehrt. Indeß so ist der Mensch: klagt man ihn an, so wäscht er seine Hände in Unschuld und sagt: nicht ich, sondern das Wasser war schmutzig.

Es ist wahr, wenn die Menschen sich Obst und Branntewein versagen, so glauben sie diese Entsagung durch desto größere Freiheit in andern Artikeln belohnen zu müssen und jedem Register verbotener Speisen ist daher auch immer ein Register empfohlener Speisen beigefügt; denn man kann sich nicht überreden, daß die Cholera gar nichts sollte von guten Gerichten wissen wollen,

blos für wählisch hält man sie. Ja, um nichts einzubüßen, hilft man sich so, daß man zwar den Schnaps im Allgemeinen verbietet, aber doch einen Cholerakschnaps erlaubt, um zwar der Cholera ihren Willen zu lassen, aber seinen auch zu haben. Ueberhaupt weiß der Mensch sehr geschickt, sich durch Ausnahmen von einer lästigen Regel zu befreien; daher er auch nie eine Regel ohne Ausnahme macht, um, wenn ihm die erste nicht mehr zusagt, die Ausnahme gleich zur Regel machen zu können; oder er giebt auch wohl der Regel und den Ausnahmen gleich schlechthin das Verhältniß des Ganzen zu seinen Theilen. So gilt in allen Mäßigkeitsgesellschaften die Regel, keinen Branntewein zu trinken, außer in den Fällen, wo der Arzt oder man sich selbst ihn verordnet, welches letztere man dann zu thun berechtigt ist, wenn man an Unverdaulichkeit leidet oder sich erkältet hat; aber hat man von jeher den Branntewein anders, als zur Stärkung und Erwärmung des Magens getrunken, und wird der, der einmal Appetit danach bekommt, es nun nicht für seine Pflicht halten, sich auch den Magen noch zu überladen, um nicht wider sein Gelübde welchen zu trinken? Die ganze Wirksamkeit der Mäßigkeitsgesellschaften möchte sich hiernach zuletzt darauf reduciren, daß harte Klöße ein modisches Gericht werden. Allerdings möchte man den Teufel gern fortjagen: denn er spielt den Menschen manchmal schlechte Streiche, und in der Hölle ist es heiß; aber da er doch

im Ganzen ein amüsanter und zu vielen Dingen recht brauchbarer Bedienter ist, an den man sich noch überdies gewöhnt hat, so hält man ihn immer noch an einem Zipfelchen fest, bis er den Menschen daran in den Abgrund zieht.

Indeß, dem sey, wie ihm wolle, so muß es schon als ein Verdienst der Cholera betrachtet werden, daß sie die Menschen wenigstens aufmerksam gemacht und sie veranlaßt hat, sich zu dem schweren Geschäfte der Mäßigkeit, das sich jeder für sich allein nicht durchzuführen getrauen würde, zu vereinigen. Ist gleich zu erwarten, daß dies gesellschaftliche Vergnügen nicht viel Beifall finden wird, und man, so wie die Cholera den Rücken wendet, nur um so hungriger wieder über die unberührt gelassenen Schüsseln herfallen wird, so könnte sie doch wenigstens den Nutzen haben, den sie nicht hat und es ist nicht ihre Schuld, daß man die Ruthe nur so lange fürchtet, als man sie vor Augen sieht, um sie nachher doppelt wieder zu verdienen.

Viertes Capitel.

Man macht der Cholera den Vorwurf, sie hemme die Handelsverbindungen und den Verkehr. Die Wahr-

heit hievon ist nicht zu bestreiten; aber ist nicht die Nothwendigkeit der Sperren gerade einer der wenigen Punkte, worüber Fürsten und Unterthanen der Sache nach übereinstimmen, wenn sie auch in der Form sich darüber streiten, weil unter den verschiedenen Mitteln, ein liberaler Mann zu seyn, dasjenige, Alles illiberal zu finden, was von der Regierung ausgeht, das einfachste ist. Zwar ist nicht zu läugnen, daß in Büchern und Journalen viel von allgemeiner und unbedingter Handels- und Gewerbsfreiheit die Rede ist, und man sie laut zum Besten des Volks fordert; aber dies geschieht unstreitig nur deßhalb, weil sie nicht da ist, und — wie eine neuere Philosophie alles Bestehende für vernünftig hält — so umgekehrt der wahre Liberalismus alles Bestehende für unvernünftig erklärt. Wozu hätte man denn übrigens Preßfreiheit, wenn man ihr schönstes Vorrecht, die Regierung allerwegens zu tadeln, nicht benutzen wollte, die Regierung, die ja Niemandem die Fenster einwirft oder das Haus demolirt, wie es das Volk thun würde, wenn man ihm eben solche Dinge in's Gesicht sagen wollte. Die Regierung würde aber schlecht beim Volke fahren, wenn sie jene, in liberalen hohlen Töpfen in Stubenluft aufgewachsenen, Pläne in's Freie unter alles das Unkraut und die trotzigen eingewurzelten alten Stämme, die da wachsen, verpflanzen wollte. In der That, haben die neuern Revolutionen, in so weit sie vom Volke ausgegangen sind,

etwa den Zweck gehabt, die so gerühmte Handels- und Gewerbsfreiheit zu erringen? Im Gegentheile, sie beabsichtigten vielmehr, die schon für das Land im Ganzen bestehenden Sperren den einzelnen Städten und Corporationen mehr als bisher zu Gute kommen zu lassen, und das Volk ließ sich's zwar recht gern gefallen, als man es im Namen der Handels-, Gewerbsfreiheit und anderer Freiheiten losließ, fiel aber nun sogleich diese selbst an. Ein Volk, das so von Liberalität strotzt, daß es seinen Ueberfluß daran mit Gewalt selbst fremden Nationen aufzudringen sucht, denen er freilich meist schlecht bekommen ist, verlangte nach seinen **glorieux jours du juillet**, daß alle fremden Handwerker aus der Stadt gejagt würden, damit ihm der Sieg des Liberalismus nun auch etwas nutze, und eine gewisse sehr liberale Stadt fand einen der wichtigsten Gründe zu ihren **glorieux jours du septembre** in der Freiheit Fremder, auswärtige Fabricate einzubringen, und eine der schönsten Früchte dieser schönen Tage darin, daß die Meßfreiheit der Fremden um ⅔ verkürzt und das Einbringen fremder Artikel beschränkt ward. Hat man je gehört, daß die Tischler, Fleischer, Bäcker einer Stadt auf die freie Einfuhr fremder Tische und Stühle, fremden Fleisches und Brodes den liberalen Ideen der Handels- und Gewerbsfreiheit zu Liebe gedrungen haben, und verlangt nicht jede neue Manufactur einen neuen Zaun um das Land? Es ist wahr, jeder will nur von

den Producten, die er selbst fabricirt, daß dafür eine Sperre existire, für die übrigen aber die unbedingteste Freiheit — und hierin besteht der Grundzug der liberalen Ideen des Volks; — allein, man hat bisher noch kein Mittel entdeckt, jedes einzelne Product zu sperren, während man die Gesammtheit frei läßt, — und das ist der Grund der Unzufriedenheit des Volks. Denn das sieht freilich auch ein Blinder ein, daß er zuletzt doch nichts gewinnt, wenn er zwar den Brauer, Bäcker und Fleischer nöthigt, sich auf doppelt so theure Stühle an doppelt so theuren Tischen niederzulassen, diese ihm aber dafür doppelt so theures Bier, Brod und Fleisch vorsetzen.

Wenn nun aber doch jeder zum Aufblühen seines eigenen Geschäfts ein Geländer darum mit einer nach auswärts gehenden Klappenthür und einem Zollhause davor für nöthig hält, und, wofern die Regierung selbst eine Fessel irgendwo zu lüften sucht, gewiß eine Zunft sich findet, welche Wehe darüber ruft, daß sie eine Klammer aus dem Ganzen reiße, was macht man der Cholera die Sperren, die sie veranlaßt, zum Vorwurf? Man freue sich doch vielmehr: denn wird nicht nun, da sie keine ausländischen Producte mehr einläßt, die inländische Industrie vortrefflich wachsen und gedeihen? Wie glücklich werden wir seyn, wenn sie erst einen Cordon um ganz Europa gezogen haben wird; dann werden wir anfangen, Zucker,

Kaffee, Thee, Zimmt und Gewürznelken im Lande ſelbſt zu erzeugen, die wir jetzt mit ſchwerem Gelde vom Auslande beziehen. Es iſt wahr, ſonſt baute man an derſelben Stelle Getraide, Karteffeln und Wolle, was beſſer hier wuchs und kaufte mit dieſen Producten Zimmt und Zucker, was beſſer in Indien wuchs; aber man braucht ja blos das Sperrſyſtem noch etwas weiter auszudehnen, und jeden Apfelbaum zu ſperren, um ihn zu nöthigen, ſtatt ſeiner gewöhnlichen Rinde Zimmtrinde, ſtatt Aepfel Cocosnüſſe und ſtatt ſeines herben Safts Syrup zu erzeugen; oder käme es nur wenigſtens ſo weit zum Vortheile der Einzelnen, daß jedes Haus abgeſperrt würde, damit die Inwohner das Geld im Hauſe behielten. Wie viele jetzt leer ſtehende Stuben würden ſie dann mit Rüben und Kartoffeln, die ihnen bisher einen theuern Tribut an das Land koſteten, bepflanzen oder Ställe für Schöpſe und Kühe daraus machen? Verböte man dem Stiefelputzer in's Haus zu kommen, ſo erſparte man ſeinen Species monatlich, indem man ſich die Stiefeln ſelbſt putzte, und die ſchweren Schneider- und Schuſterrechnungen, über die jetzt jeder ſeufzt, würde man nur mit Heiterkeit immer höher anlaufen ſehen, wenn man ſie ſich ſelbſt zu bezahlen hätte. Hierbei iſt noch nicht einmal in Anſchlag gebracht, wie viele Menſchen bei dieſer Einrichtung würden leben können, die man anzuſtellen hätte, um die Sperren zu unterhalten, und die mindeſtens freie Wohnung, Licht und

Holz in dem Hause, das sie zur Wohlfahrt seiner Inwohner cerniren, zu finden hätten.

Der Nutzen der Sperren für das Inland kann überhaupt nicht groß genug angeschlagen werden. Wenn sie aufgehoben würden, würde sogleich eine Fluth besserer und wohlfeilerer Producte das Land überströmen, und man würde Niemandem seine schlechten inländischen Fabrikate mehr abkaufen wollen. So aber kann sich Jemand noch nähren, auch wenn er schlechte Tuche und Zeuche im Lande verfertigt. Was für Mühe und Nachdenken müßte er bei freier Einfuhr aller Artikel aufwenden, um einerseits die Güte seiner Producte so zu steigern, andrerseits durch möglichst vortheilhafte Benutzung der Productionsmittel ihren Preis so herabzusetzen, um die Concurrenz mit dem Auslande aushalten zu können. Alles das wird durch das so einfache Mittel der Sperren dem Fabricanten erspart, und wie sehr der Flor der Fabricanten, um nicht zu sagen der Fabriken, dadurch wachsen müsse, bedarf keiner Erörterung. Es entsteht überhaupt in jedem cultivirten Staate die Frage: hat das Publicum eigentlich den Schuster und Schneider sitzen, um sich von ihm Schuhe und Röcke machen zu lassen oder hat der Schuster und Schneider das Publicum sitzen, um sich von ihm die Schuhe und Röcke, deren Verfertigung er zu seiner Subsistenz nöthig hält, bezahlen zu lassen? Die erstere Ansicht ist weitläuftig und unbequem; die zweite ist practisch

und leuchtet jedem unmittelbar ein; denn es ist ja viel einfacher, daß jeder direct seinen Vortheil beziehe, als daß nur das unbestimmte Ding, was die Gelehrten Publicum oder Staat nennen, den directen Gewinst habe und jeder erst hieraus schöpfen soll. Warum soll man, um ein Glied zu ernähren, fordern, daß es erst mühsam selbst beitrage, seine Nahrung zu suchen, und daß diese noch den langen Verdauungs- und Ernährungsproceß durchlaufe, ehe sie zu dem Gliede gelangt; man lege doch ein Band um das Glied, so wird es schon anschwellen. Ein solches Band ist aber eine Sperre.

Wie viele Fabriken, die sich selbst bei allen Sperren noch kaum erhalten, würden nicht ferner ganz eingehen, wenn man die Sperren aufheben wollte. Unstreitig sind dieß solche, für die unser Boden überhaupt nicht gemacht ist, — denn was in einem Lande von selbst gedeiht, bedarf keiner Sperre — oder die dem Publicum im Grunde entbehrlich sind; aber müssen nicht diese Fabriken um so mehr gehegt und gepflegt werden, wenn ihre Unternehmer bestehen sollen, die noch dazu, wie aus ihren Petitionen um Sperren hervorgeht, blos deßhalb meist sich für das undankbare Unternehmen opfern, um dem Vaterlande den Stolz, Producte im eigenen Schooße zu erzeugen, mit denen sich sonst nur das Ausland brüstete, zu verschaffen. Wie patriotisch wäre es z. B., wenn Jemand das köstliche Gewächs, den Oelbaum, statt Raps und Rübsen,

bei uns anpflanzen wollte, und könnte er nicht, da ſonſt auch nicht einmal Hoffnung zum Gedeihen ſeines Unternehmens vorhanden wäre, mit Recht auch noch auf den Dünger, womit ſeine Nachbarn ihre Korn- und Waizenfelder düngten, Anſpruch machen? Wäre es nicht ferner billig, wenn Jemand bei uns eine Fabrik von Puppenköpfen und Nürnberger Bildern anlegte, womit er eine Menge Menſchen und ſich ſelbſt nebenbei ernährte, daß man ihn, der ſeine Abgaben an den Staat leiſtet und ſonſt nicht leben könnte, ſchützte und den Eingang fremder Gemälde und Kunſtwerke verböte, da ja nun das Land mit inländiſchen Producten verſorgt iſt; und wären nicht Prämien für den auszuſetzen, der zur Unterſtützung dieſer inländiſchen Induſtrie ſeine Gemälde- und Gypsſammlungen verkaufte und dafür eine Sammlung jener einheimiſchen Producte anlegte. Man würde ſich ſo allmälig an die Nürnberger Waaren gewöhnen, und den Genuß, den ein Italiäniſches Kunſtwerk gewährt, gar nicht mehr vermiſſen, ſo wie man, wenn man keine Seide mehr bei uns ſähe, ſich auch recht gut an Leinwand würde gewöhnen können. Es iſt wahr, Kunſtwerke und Seide ſchaffen, erſtere dem ganzen gebildeten Theile der Welt, letztere wenigſtens allen Damen, jetzt noch großes Vergnügen; aber die Fabrikanten, die ihre Abgaben bezahlen und patriotiſche Unternehmungen machen wollen, können dabei nicht beſtehen; alſo man ſperre jene Producte aus; man trage ſich, wenn

es nicht anders seyn kann, in Sackleinwand und zerschlage, wenn es an Steinen fehlt, die Tempel und Antiken, um Häuschen daraus zu bauen, Firniß und Pappe darin zu kochen.

Nicht minder groß, als die Vortheile, welche die Unterthanen von den Sperren beziehen, sind aber die, welche den Regierungen dadurch erwachsen; daher auch das schöne Entgegenkommen der Unterthanen und Regierungen im Fordern und Bewilligen der Sperren.

Wenn eine Regierung zum Volke sagt: Ich habe Lust, im Lande Chausseen und Canäle anzulegen, um dem inländischen Handel bequeme Communicationen zu eröffnen; ich will eine hinreichende Anzahl kluger Leute anstellen, damit Gerichts- und Verwaltungsgang schnell von Statten gehen, ich will auf eine stattliche Kriegsmacht halten, um das Land gegen fremde Eingriffe und Anmuthungen zu schützen; ich will Gelehrte und Künstler unterstützen, um die geistige Intelligenz zu heben; ich will Schulden bezahlen, um das Land allmälig von einer Last zu befreien, die ihm trübe Zeiten aufgebürdet haben; so sagt das Volk: daran thust du sehr wohl, denn dazu haben wir dich hingesetzt; nur wird es alles das noch nicht hinreichend finden und es nicht nur gleich auf der Stelle, sondern auch noch viel mehr dazu verlangen. Wenn aber die Regierung nun den Nachsatz hinzufügt: aber zu allem

dieſen brauche ich Geld, viel Geld, und von wem anders könnte ich es erwarten, als von euch, die ihr mit allen jenen Einrichtungen einverſtanden ſeyd und die Vortheile davon ziehen werdet: ſo ſagt die Biene und 100 andere liberale Journale: Pfui über eine Regierung, die ihr Land ausſaugen will. Aber, ſpricht die Regierung, die Zeit iſt jetzt vorbei, wo ſich die Steine von ſelbſt nach dem Klange einer Leier zu Straßen und Mauern zuſammenfügten; die Leute, die darauf ſehen, daß jeder das Seine behalte, wollen nicht ſelbſt in Lumpen unter euch umhergehen; ſelbſt Gottes Wort wüßte ich euch nicht umſonſt zu verſchaffen; denn Niemand predigt umſonſt von der chriſtlichen Liebe; auch bekommt ihr ja das Geld, das ihr mir nur einſtweilen zufließen laßt, wieder, und ich kann euch um ſo mehr einträgliche Arbeit geben, je mehr ihr mich in den Stand ſetzt, ſie euch zu bezahlen. Das Volk erwidert: durch dieſe weitläuftigen Sophismen fängt man uns nicht; in der Biene und andern liberalen Journalen ſteht kurz und bündig: vortreffliche Einrichtungen, wenig, am liebſten keine Abgaben, das ſind die Dinge, auf die jede gute Regierung zu halten hat; wie ſie ſich vereinigen laſſen, iſt nicht unſere, ſondern deine Sache; dafür eben biſt du die Regierung; übrigens haben wir nichts dagegen, dich für unfähig zu erklären und uns künftig ſelbſt zu regieren. Indeß iſt man doch in ſeinem Rathe nicht zurückhaltend. Die Biene und andere liberale Journale

ſchreiben um die Wette; wenn denn durchaus Steuern ſeyn müſſen, ſo ſey wenigſtens nicht ſo unmenſchlich, Brod, Fleiſch, Salz und Bier, was jeder Menſch, der Aermſte wie der Reichſte braucht, zu beſteuern. Ja, ruft das Volk: in der Biene ſteht: du ſollſt nicht beſteuern Brod, Fleiſch, Salz und Bier, und auf dieß Gebot wollen wir halten, Gott ſtraf' uns! — Aber, ſagt die Regierung, wenn ich Sachen beſteuern will, die Niemand nothwendig braucht, ſo werde ich nicht viel dadurch einnehmen. — Nun, ſo beſteuere ſie um ſo theurer! — Aber dann wird man die Sachen gar nicht mehr brauchen, und ich bekomme wieder nichts. — Nun, ſo beſteuere meinetwegen, was du willſt, nur nicht meinen Acker und nicht mein Geſchäft, und wende nicht ſo viel auf Dinge, die mir nicht zu Gute kommen, oder deren Nutzen ich überhaupt nicht einſehen kann. Kurz, wie ſich die Regierung auch wenden mag, die Steuern entgleiten ihr immer wieder, wie Waſſer, das ſie mit den Händen greifen will.

Sie nimmt indeß guten Rath an; ſie geht im Lande herum, klopft an dieſe und jene Thüre und fragt beſcheiden, ob vielleicht hier etwas zu Abgaben für ſie übrig geblieben ſey? So wie ſie der Inwohner hört, zieht er den zerriſſenſten Rock, den er auftreiben kann, über ſein ganzes Kleid, und ruft ihr entgegen: iſt's nicht genug, daß du uns auf dieſe Lumpen reducirt haſt; willſt du uns

auch dieſe nehmen; geh' zum Nachbar; ich gebe nichts, ich habe nichts. Sie läßt ſich's nicht verdrießen, bei jeder Thür dieſelbe Antwort zu empfangen; aber zuletzt werden die Leute verdrießlich und ſagen, nun laß uns in Frieden, ſonſt ſchicken wir dir unſern Deputirten über den Hals, der dir ſagen ſoll, was es heißt, ruhige Unterthanen ſcheren.

Was bleibt der Regierung übrig? Sie überlegt hin und her, wie ſie ein Mittel finden ſoll, das ſie zugleich in den Stand ſetzt, Abgaben zu erheben, und die Unterthanen, ſie zu bezahlen. Endlich fallen ihr die Sperren ein. Jeder, der um eine Sperre bei der Regierung nachſucht, verlangt ſie ja deßhalb, um ſeine Abgaben bezahlen zu können; ſie muß alſo doch ein Mittel ſeyn, das den Unterthanen dieſe Laſt erleichtert, und für die Regierung ſelbſt fallen von dem Gehege als Früchte die indirecten Steuern und Zölle ab. Sie beſtätigt alſo nicht nur Bierzwang, Mahlzwang und jeden andern Innungszwang, der Geſellſchaft wegen auch den Preßzwang, und würde unſtreitig noch den Ohrenzwang privilegiren, da die Einfuhr fremder Producte in das Ohr vielleicht gefährlicher, als jede andere iſt, wenn ſie eine Douane vor jedes Ohr bauen könnte; außer dieſen kleinen Sperren aber, die meiſt blos den einzelnen Unterthanen zu Gute kommen, legt ſie nun zu ihrem eigenen Beßten noch eine große für das ganze Land an, ſo daß dieß jetzt einem großen Zuchthauſe

gleicht, mit einer allgemeinen Mauer und vielen kleinen Zellen darin, worin die einzelnen Gewerke wie eben so viele abgesonderte Gefangene sitzen und arbeiten; nur, daß sie sich über ihre Zellen und Mauern selbst freuen, und, wenn man ihr Gefängniß einreißen wollte und ihnen die Freiheit lassen, sich anzubauen, wie und wo sie wollen, großes Wehklagen erheben würden, daß man ihnen ihr schützendes Asyl raubte.

Also nochmals, was macht man der Cholera für einen Vorwurf daraus, wenn sie Sperren, die ohnehin von Einzelnen gewünscht und mit Ungestüm gefordert und von der Regierung mit Bereitwilligkeit gewährt und organisirt werden, veranlaßt und befördert. Es ist dieser Vorwurf um so ungerechter, da man von der Cholera selbst Nutzen gezogen hat, die Sperren der Städte, auch ohne daß es die Cholera verlangte, freiwillig zu verstärken, und, während sie den Leib ohnehin schon genug zusammenzieht, dieß noch durch freiwilliges Zusammenschnüren kräftig unterstützt. So hat man unter andern in einer Stadt, die wegen ihrer Wohlthätigkeit berühmt ist, den armen Gebirgsleuten und Hausirern bei Gelegenheit der Cholera den Eintritt ohne Weiteres untersagt. Diese Leute lasen sich sonst von der Messe, an der wie an einer reichen Tafel die Stadt selbst herrlich speiste, die abfallenden Brocken zu Holz, Brod und Kartoffeln für den Winter zusammen, — ja ihr ganzer Jahreshaushalt war darauf berechnet —

sie schmückten dafür durch Spiel und Gesang, bunte Trachten, Teppiche und Körbe den fetten Ochsen des Gewinns, der geschlachtet wurde, gleichsam mit eben so viel bunten Bändern und Kränzen, so daß, auch wer keinen Theil daran hatte, doch fröhlichen Theil daran nahm; und bewirkten so, daß die Messe, anstatt wie eine stumme Pharaobank zu erscheinen, wo man nur das Geräusch der rechts und links abschlagenden Karten hört, und die Gesichter der Pointeurs ihre disharmonischen Melodieen zum starren Grundbaß in den Zügen der Banquiers und Croupiers spielen sieht, ein lebendiges lustiges Fastnachtsspiel wurde, wo der Dreier des Jungen hinsichtlich des Vergnügens, das er sich damit verschaffen konnte, so viel galt, als der Thaler des Reichen. Doch:

Alle jene Blüten sind gefallen
Von der Cholera pestart'gem Weh'n;
Ein'ge zu bereichern unter allen
Mußte diese Götterwelt vergeh'n.

Man trieb alle jene in ihrer Armuth noch lustige und bunte Leute hinaus; und was blieb nun noch übrig; als einige gelbe Röcke mit magern Händen in den breiten Klappentaschen und gelbe Gesichter mit papiernen Physionomien aus Cours und Wechseln, die man stumm berechnend hin und her laufen sah. Vertrieb man aber jene Leute etwa aus dem Grunde, weil sie die Cholera einschleppen könnten? — Bewahre, denn sie kamen aus

den gesündesten Gegenden und hätten die Stadt eher mit Gesundheit als mit Krankheit anstecken können, wenn sie dafür empfänglich wäre; — oder weil sie einen zu großen und gefährlichen Menschenzusammenfluß veranlaßten? — Bewahre, denn man würde 100000 Menschen mit offenen Armen aufgenommen und ihnen recht gern noch eine Stadt neben der Stadt gebaut haben, wenn Jeder nachweisen konnte, daß er nicht blos sich in die Stadt, sondern auch durch sich der Stadt etwas einbrächte; ja man hat Leute dieser Art recht dringend eingeladen, doch ja zu kommen, und sie alles Schutzes gegen und aller Pflege bei der Cholera versichert; und selbst jenen armen Leuten war man so mitleidig, den Eintritt noch unter der Bedingung zu verstatten, daß sie wenigstens 10mal so viel Geld hineinbrächten, als sie im günstigsten Falle herauszuholen gedachten. Wenn sonach ein voller Geldbeutel am Thore klimperte, so rief die Stadt dem Pförtner sogleich mit Göthe zu:

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!

War es aber nur ein alter Geiger oder Harfner, der mit dem Spruche herantrat:

An die Thüren will ich schleichen;
Still und sittsam will ich stehn;

Fromme Hand wird Nahrung reichen
Und ich werde weiter gehn;

so erwiederte ſie:

Jagt mir heraus den Alten —
Was ſoll'n wir noch zu unſ'rer Laſt
Die andern Laſten tragen!

In der That war der einzige Grund der Zurückweiſung jener armen Leute der, daß doch möglicherweiſe die Cholera durch irgend einen der Reichen eingeſchleppt werden, und dann möglicherweiſe einer der fremden Armen krank werden könnte, wo dann die Stadt die Koſten davon gehabt hätte, dagegen es ihr keinen Heller koſtet, wenn nun dieſe Leute gewiß ſammt und ſonders zu Hauſe verhungern; man müßte ihnen denn etwa das Geld, das ſie hier hätten verdienen können, umſonſt nachſchicken wollen. Allein dann würde ja der andere, nicht zu verachtende, Vortheil, den man von dieſer Sperre erlangt hat, wieder verloren gehen, daß nämlich die wohlthätigen Inwohner der Stadt den Verdienſt nun ſelbſt haben konnten, den ihnen ſonſt jene armen Leute weggenommen hätten. Ohnehin ſind jetzt die Zeiten ſo ſchlecht, daß man kaum mehr weiß, wie man ein ſeidenes Kleid, eine Schlittenfahrt und zwei Bälle die Woche im Winter zuſammenbringen ſoll; und es iſt ſchlimm genug, daß man, wenn man auch deßhalb zwanzig Armen das vorenthält, wovon ſie den ganzen Winter durch hätten leben können, doch kaum den zwanzigſten Theil einer dieſer

Sachen davon bestreiten kann; allein um so mehr muß man es zusammennehmen; und man kann es darum einer Stadt nicht verdenken, wenn sie bei einer Gelegenheit, wo jeder als dringende Nothwendigkeit verlangt, daß etwas gethan werde, nun auch etwas thut, wobei sie wenigstens nicht zu kurz kommt.

Und im Grunde können sich ja auch jene armen Leute gar nicht beschweren, daß ihnen Unrecht geschehe. Wir haben dicke Gesetzbücher; aber wo steht darin etwas von Rechten, die die armen Leute hätten? ist einmal in einem Gesetze von Armen die Rede, so ist es nur, wie man sie am sichersten aufgreifen und in's Stockhaus schaffen kann, um die Wohlhabenden vor ihrem ekelhaften Anblicke zu schützen, und wie man ihre heimlichen Pratiquen, zum Schaden der wohlhabenden Leute sich eines ehrlichen Gewerbes zu bemächtigen, hintertreiben kann. Wenn ein armes Mädchen sich rechtlich mit ihrer Hände Arbeit — und was kann das arme Wesen weiter — durch die Welt helfen will, so läßt sie der Damenschneider, der doch, statt die Nähterin zu machen, Schmidt, Tischler, Drescher, oder wenn er zu gar nichts weiter taugte, Soldat werden konnte, einfangen und strafen; sie wird nun liederlich, darauf stäupt man sie zur Stadt hinaus; und der Damenschneider sagt: da sieht man, was dabei herauskommt, solch liederliches Gesindel noch hegen und pflegen zu wollen. Aber freilich, der Damenschneider bezahlt seine Abgaben

und soll Frau und Kinder ernähren; jene armen Wesen haben aber nichts, wovon sie bezahlen könnten und haben auch weder Mann noch Kinder; denn wer nimmt ein Wesen, das nichts hat! sie wollen das Alles erst durch ihren Verdienst erwerben. Nun ich hoffe, daß bald Diebe und Mörder bei der Regierung einkommen werden, daß man sie doch Abgaben bezahlen lasse und versprechen werden zu heirathen und ihr Geschlecht fortzupflanzen, da das so schöne Gründe sind, die Regierung zum Schutz eines Gewerbes zu bestimmen. Den Schneidermamsells aber würde ich sehr rathen, die Damenschneider ja künftig ruhig an dem Zeuge, das diese ihnen aus den Händen gerissen, fortnähen zu lassen, ohne ihnen selbst dafür etwas am Zeuge flicken zu wollen; denn ungeachtet diese Herren die Galanterie selbst sind, so wird doch der dressirteste Jagdhund, wiewohl er hinreichend kräftige Schenkel und Füße zum Jagen hat, sie lieber hinter dem Ofen unter den Bauch zusammenschlagen und alle Artigkeit vergessen, wenn das arme kleine Hündchen, dem er sein Stück Brod oder Braten weggenommen hat, Miene macht, es ihm wieder abzunehmen oder sich nur bittweise nähert. Auch können ja die Mamsells heimlich statt der Gesellen bei den Damenschneidern in verschlossenen Zimmern arbeiten; denn Beschäftigung gönnen jene Herren den armen Mädchen recht gern, wenn sie selbst nur die Früchte davon genießen

und einen theuren Gesellen ersparen können, der ja dafür herumlaufen und betteln kann. Ich selbst getraue mir nicht, weiter etwas zu Gunsten der Schneidermamsells zu sagen, um nicht in der Sachsenzeitung für einen Radoteur erklärt zu werden; nur folgenden Vorschlag mögen sie noch berücksichtigen. Sie sollten in einer Eingabe an die Regierung den Damenschneidern alle ihre Rechte auf die Verfertigung von Frauenkleidern zwar willig cediren, dafür aber ihrerseits das Privilegium in Anspruch nehmen, künftig allein Hosen und Westen machen zu dürfen. Denn da es recht und schicklich ist, daß die Männer die Frauen anziehen, so wüßte ich nicht, warum das Umgekehrte nicht eben so recht und schicklich seyn sollte? ja genau genommen, da die Männer sich Hammer und Hobel vorbehalten, wozu ihnen der Herrgott die Fäuste verliehen hat, so wäre es von den Frauen nicht zu viel verlangt, wenn sie sich ihrerseits die Nadeln ausschließlich vindicirten, die zu führen die Männerhand erst ihre Kraft verlernen muß, während der Frauen feine Fingerchen selbst nur gegliederte Nadeln sind, die sich leicht und gern mit den wirklichen befreunden. Wenigstens gegen die erste Hälfte des Vorschlags würden auch die Frauenschneider nichts haben, da sie selbst nichts dabei verlieren; sollten aber die Herrenschneider dann Klagen erheben, nun so haben ja die Mamsells von den Frauenschneidern zur Genüge gelernt, auf welche Weise sie jetzt diese Leute abfertigen kön-

nen; die Herrenſchneider werden nämlich dann auch bald außer Stande ſeyn, Abgaben zu bezahlen und Frau und Kinder zu ernähren, und was bleibt dann dem Staat noch an ihnen zu ſchützen übrig?

Fünftes Capitel.

Wunder muß es denn doch nehmen, wenn man einmal kein Bedenken darin findet, Leuten den einzigen Weg zu rechtlichem Verdienſt, der ihnen offen ſteht, zu verſperren, daß man doch der Cholera etwas dieſer Art zum Vorwurf anrechnen kann, der Cholera, die ja wie mit einer Gießkanne allenthalben Artikel ausſprengt, aus denen die ſegenreichſte Ernte Geldkörner für die Bebauer vorher faſt ausgedorrter Felder des Handels und der Gewerbe aufſchießt, und die, wenn ſie hier und da eine Flaſche ſchon halb vertrockneten Verdienſtes zuſtopft, dazu nur den Stöpſel aus einer überſchäumenden Champagnerflaſche friſchen Gewinnes zieht. Von dieſem Gewinne freilich ſpricht man wenig, während man viel von Leuten ſpricht, die durch die Hemmniſſe des Waarenvertriebs, welche die Cholera mit ſich gebracht hat, bankerott oder brodlos geworden ſind — wiewohl ein Theil dieſer Bankerotte wahrſcheinlich auch vielmehr zu den bei Gelegenheit der Cholera ge-

machten Gewinnen zu rechnen seyn möchten — ja, die den Gewinn ziehen, helfen sogar den andern, die den Verlust haben, wacker in ihren Klagen — unstreitig um ihnen nicht auf andere Weise helfen zu dürfen — ungefähr wie eine Heerde fetter Gänse sofort mit einstimmt, wenn eine Heerde magerer aus Frost oder Hunger ein Geschrei erhebt; und, wie die reichen Griechen in von außen verfallen und traurig aussehenden Häusern inwendig geputzt und lustig sitzen, so möchte auch jetzt das von außen trübselige Gesicht Vieler nur wie eine mit Fleiß zerstörte Wand vor eine inwendig recht vergnügte Seele gezogen seyn, damit man die Geschenke, die sie von der Cholera erhalten, Freude und Wohlhabenheit, nicht dahinter merke und sie nicht besteuere oder anbettle. Die Menschen benehmen sich überhaupt in derlei Fällen immer gerade umgekehrt, als die Milchweiber, welche Wasser Milch, und Milch Sahne nennen, während wahre Sahne bei ihnen gar nicht zu haben ist, indem sie einen leidlichen Zustand stets einen schlechten und einen vortrefflichen einen leidlichen nennen und höchstens ironisch, wenn sie sich wirklich einmal recht schlecht befinden, von einem vortrefflichen Zustande sprechen, auf welchem sich nicht ertappen zu lassen, sie sonst die größte Vorsicht anwenden. Auch sind ja die Menschen schon von Natur so organisirt, daß sie zwar die Gefühle des Schmerzes und Unmuths durch Geschrei ausdrücken, beim Gefühle eines ruhigen Wohl-

behagens aber höchstens still in sich hineinlächeln, und so gewissermaaßen ein Concert von Geigern vorstellen, die sich verschworen haben, zwar die Disharmonieen durch Töne, aber die Harmonien blos durch Mienen auszudrücken. Wer daher nicht mit den Augen die schlechtschmeckende Brühe salzt, die er mit den Ohrlöffeln einschöpft, wird freilich das menschliche Leben für schlimmer als eine spartanische Suppe halten; und wenn einmal ein höherer Geist im Himmel unserer Erdkugel sein Ohr zuwendet, so muß er bei dem Gekreisch, was von ihr ertönt, gewiß glauben, sie stecke wie ein zischender Braten fest am Spieße, dagegen er, wenn er sie näher betrachtet, sieht, daß sie, wie ein fetter munterer Igel im Grase, noch ganz behaglich im Himmelblau um die Sonne kollert und sich von ihr den Leib bescheinen läßt.

Die armen Leute können übrigens Gott danken, daß nicht statt der Cholera eine Maschine in's Land gekommen ist, für sie ein viel größeres Ungeheuer, das zwar für den Besitzer arbeitet, ohne daß er es zu füttern braucht, ihnen aber dafür Arbeit und Brod zugleich wegfrißt, und gegen die sie sich nicht einmal auflehnen dürfen, da ja jetzt hinreichend erwiesen ist, daß die Maschinen die wahren Beine sind, auf denen die menschliche Cultur vorwärts schreitet, wo es denn bei einem so großen Wesen nicht übel genommen werden darf, wenn es unterwegs einige Tausend Menschen todt tritt. Diesen aber beweist man noch ne-

benbei, daß es nun auch ihre Schuldigkeit sey, sich zum Beßten der Nachwelt von der fortschreitenden Cultur todt treten zu lassen, anstatt, wozu es ihnen an Lust in der Regel nicht fehlt, ihr die Beine entzwei zu schlagen; oder man zeigt ihnen auch wohl, daß sie im Grunde eine unrichtige Ansicht von den Maschinen hätten, die eigentlich ihre heimlichen Wohlthäter seyen; sie sähen den Profit, den sie davon zögen, nur nicht ein, daher man ihnen denselben hiermit sagen wolle: die Arbeit nehme für sie vielmehr zu als ab — was freilich in so weit wahr seyn mag, als sie nun viel mehr werden arbeiten müssen, um noch eben so viel, als vorher. zu verdienen — denn sie könnten ja nun an den Maschinen arbeiten; ungefähr derselbe Trost, als für einen Verbrecher, dem man sagt, man wolle ihm an der Guillotine, womit er hernach geköpft werden soll, zu thun geben, und ihn so lange leben lassen, bis er sie zu Stande gebracht; auch ist, wenn ein Fabricant Arbeiter verabschiedet, die nun fruchtlos nach Arbeit umherlaufen, gewiß dies Volk sämmtlich zu dumm, als daß nur einer den wissenschaftlichen Beweis einsehen sollte, daß doch im Grunde die Arbeit dadurch für ihn zugenommen. Sie mag da seyn, aber er findet sie nun einmal nicht, und er läßt daher zwar alle jene Beweise, die so väterlich für ihn sorgen, unangefochten, zerschlägt aber dafür die Maschinen, die die wirkliche Noth über ihn bringen.

Wir gestehen, wir würden es ungern sehen, wenn Leute, denen die Sonne gerade einmal zu heiß auf die Köpfe schiene, dieselbe zerschlagen wollten, im Falle sie dazu gelangen könnten und wir gehören selbst zu den unbarmherzigen Leuten, denen es auf einige Tausend Menschenleben nicht ankommt, wenn dadurch bewirkt werden kann, daß die Menschheit nicht ewig Schneider und Schuster bleibe, zumal so lange man Hunderttausende von Menschen für viel nichtswürdigere Zwecke opfert. Denn jede neue Schale, die die sich entwickelnde Menschheit zerbrechen will, vermag sie einmal nur durch Krampf und schmerzhaftes Pressen zu sprengen, und es hälfe nichts, wenn man sagte, sie solle lieber müßig in sich hineinkriechen, der Lebenskeim treibt sie nach auswärts, und sie würde nur in sich verfaulen, wenn sie den Rath befolgte; aber wir möchten nur den Leuten, die gerade ihre Nahrungssäfte hergeben müssen, damit die Cultur Blüthen und Früchte für andere trage, nicht beweisen — und für diese andern wäre der Beweis vollends überflüssig — daß sie von unsern philanthropischen Ideen wirklich satt werden müßten, und daß der, der vor Hunger leibhaftig auf der Straße umfällt, eigentlich kein Recht hätte umzufallen und es blos aus bösem Willen thue, um die Fortschritte der Cultur zu hemmen. Es ist wahr, — um dieß Beispiel nochmals vorzubringen, damit man es nur endlich vor Ekel überdrüssig werde — die Buchdruckerkunst beschäf-

tigt jetzt vielleicht 5000 Leute, wo ſonſt kaum 50 Abſchreiber ihr Brod fanden; aber iſt nur einer der Abſchreiber, die beim Entſtehen der Buchdruckerkunſt ſpaziren giengen, von dem Brodte ſatt geworden, das jetzt Setzer, Drucker und Buchhändler alle zuſammen verdienen. Man hat in Frankreich in drei ſehr geiſtreichen Preisſchriften, um der Wuth des Volks gegen die Maſchinen Einhalt zu thun — wozu freilich vielleicht ein wirkſameres Mittel geweſen wäre, die Preiſe, anſtatt an die Schriftſteller, an die brodlos gewordenen Arbeiter zu vertheilen — bis zur Evidenz bewieſen, daß alle Stände durch die Maſchinen gewinnen; auch haben alle, die dadurch gewinnen, die Beweiſe genügend gefunden; und um die kleine Anzahl Leute, die eben die Maſchinen zerſtören wollten, auch noch zu überzeugen, hätte es blos noch der Hinzufügung des Beweiſes bedurft, daß 3 Groſchen Lohn des Tages mehr als 10 Groſchen des Tags ſind; allein da bei dieſem Beweiſe diejenigen, die die Preiſe zu vertheilen hatten, nicht unmittelbar intereſſirt waren, hielt man denſelben unſtreitig für überflüſſig; und ſo iſt man denn in allen einzelnen Fällen immer wieder auf den einzigen Beweis, der ſich probat erwieſen hat, um die Arbeiter zu überführen, daß es beſſer für ſie ſey, die Maſchinen zu laſſen, als ſie zu zerſtören, zurückgekommen, d. i. eine tüchtige Charge auf die brodloſen Arbeiter zu geben, wenn ſie die Maſchinen wirklich angriffen.

Was die Cholera anlangt, ſo bringt ſie, ganz anders als die egoiſtiſchen Maſchinen, in Bezug auf den Erwerb faſt nur directe und allgemeine Vortheile mit ſich. Wie ſchon angedeutet, hat ſie mehreren Zweigen des Handels einen faſt unerhörten Umſchwung gegeben, und, wie zweifelhaft es ſeyn mag, ob die Cholera durch Waaren fortgepflanzt wird, ſo viel iſt gewiß, daß die Waaren vortrefflich durch die Cholera fortgepflanzt werden, indem man nur ihren Namen als Vorſpann vor irgend einer Waare anzubringen braucht, um ſie, wenn ſie bisher auch noch ſo feſt geſeſſen hat, auf einmal flott zu machen, eine Leiſtung, die auch ſo anerkannt iſt, daß man nun bald das Wort Cholera ſchlechthin eben ſo vor dem Namen jeder Waare finden wird, als das Wort Herr vor dem Namen jedes Menſchen. Alle dieſe Artikel helfen freilich nichts gegen die Cholera, das ſollen ſie aber auch im Grunde nicht, ſondern die Cholera ſoll ihnen forthelfen, und, ſo lange man noch kein Gebot hat: „du ſollſt den Namen der Cholera nicht mißbrauchen!“ iſt es Niemandem zu verdenken, wenn er damit nach Belieben umſpringt, um etwas von ihr heraus zu preſſen, damit er von einer Kuh, die ſo viele melken, nicht allein mit leerem Eimer fortgehe. Intereſſant wird es aber unſtreitig ſeyn, wenn einmal die Cholera ihrer Wege gegangen iſt, wie ſchnell man dann von allen Artikeln die Choleraetiquetten herunterreißen wird, damit ja Niemand mehr eine Beziehung

derſelben dazu ahne, ungefähr, wie bei einem Einfall eines fremden Eroberers, ſo lange er gegenwärtig iſt, alle Zeitungen und Straßenecken voll von ſeinem Namen, Wappen und Portrait hängen, die aber, wenn er verjagt iſt, eben ſo ſchnell wieder heruntergeriſſen und vertilgt werden, um jede Erinnerung daran zu verwiſchen.

Ich will mich indeß nicht bei den Gewinnſten aufhalten, welche die Cholera-Binden, Hemden, Strümpfe, Hüte, Stöcke, Cigarren, Logis, Walzer u. ſ. w. abgeworfen haben, oder was Intelligenzblätter durch Ankündigungen von Cholera-Artikeln und Büchern, Advokaten und Notare durch Codicille und Teſtamente, Papierfabrikanten durch das Papier zu den Choleracharten, Geſundheitspäſſen und Regierungsverordnungen, Conditoren durch Cholera-Chocolate, Bonbons, Liqueure, Maurer und Zimmerleute durch den Aufbau von Cholerahäuſern, Soldaten durch den Zuſchuß zur Präſervation gegen die Cholera, und Krankenwärter durch die Cholera ſelbſt verdient haben; — eine andere Feder als die meinige gehört dazu, dieſe Segnungen, welche die ſo geſcholtene Cholera aus ihrem Füllhorn über das Land ausgegoſſen hat, und die wohl verdienten, zuletzt durch ein gemeinſames Erntefeſt gefeiert zu werden, zu ſchildern. Blos beiſpielsweiſe will ich die Revenüen, welche Droguiſten, Apotheker und Aerzte von ihr beziehen, etwas näher erörtern. Es war in der That Zeit, daß dieſen Leuten zu Hülfe gekommen wurde.

Sechstes Capitel.

Die ſchönen gläubigen Zeiten ſind nicht mehr, wo noch jede Wurzel, Rinde, jeder Stein von beſondern Ausſehen, Zahn, Fett und Koth jedes Thieres eine eigene Kraft der Natur barg, wo Schäfer und Scharfrichter mit ihren wunderlich componirten Mitteln noch das Zutrauen genoſſen, das ihnen die Aerzte ſeitdem mit ſo viel Handwerksneid ſtreitig zu machen geſucht haben. In jenen Zeiten floß zu jeder Drogueriehandlung ein Heilquell heraus, um als Goldſtrom zurückzukehren; aber ſeitdem die Natur keine Kräfte mehr hat, ſondern blos noch Kräften gehorcht, ſeit Baum, Stein und Blume in ein lockeres Atomenpulver zerfallen ſind, das man nur mühſam durch das Richter'ſche Attractionsgeſetz wieder zuſammengeleimt hat, ſeitdem hohlt man aus den Droguerien blos noch etwas Schwefelſäure und Kienruß zu Stiefelwichſe, das iſt alles; ungeſucht und vergeſſen vermodert die ſonſt mit Gold aufgewogene Ginſengwurzel, wie der Leichnam eines ehedem kräftigen Helden, im Kaſten und wird zuletzt herausgeworfen, um ſchweren Ballen ſpießbürgerlichen Hollunderthees, der für Kupferdreier noch zu leicht wiegt, den Platz zu räumen, und Mumie, Einhorn und Haifiſchzahn von ehemals wunderthätiger Zauberkraft hängen nur noch wie beſtäubte Fahnen und Wappen in einer Ruine als Denkmale der ſchönen tempi passati herum.

Den Verfall der Materialhändler theilen und übertreffen die Apotheker. Mit steigendem Ingrimm haben sie das System der Homöopathie aufblühen sehen; und obgleich sie nicht müde geworden sind, mit den Aerzten um die Wette zu beweisen, daß 1 Trilliontheil, das sie ja weder mit ihren zwei Augen, den Wagschaalen, erkennen, noch mit ihrem Finger dem Pistill fühlen, noch mit ihrer Nase der Retorte riechen können, eigentlich nichts ist — wiewohl dann freilich die Erde, die noch kein Trilliontheil der Welt, und der beweisende Apotheker, der noch kein Trilliontheil der Erde und der beweisende Geist im Apotheker, der noch kein Trilliontheil seiner Masse ist, auch nichts seyn werden — so haben sie doch bei dem drohenden Wrack ihres Geschäfts das letzte Bret, das Privilegium, wenigstens dieses Nichts noch zu dispensiren, mit krampfhafter Anstrengung behauptet. Allein nur zu fühlbar wird ihnen die Wahrheit, daß, wo Nichts ist, auch der Apotheker sein Recht verloren hat. Zwar kann er sich noch für die Mühe bezahlt machen; aber wenn der Apotheker vom Lohne seiner Arbeit leben soll, so sieht er wohl ein, daß er es dann nicht besser hat, als alle andere Leute. Eine fette Taxe ist, was er braucht, und um was er jetzt Gott, die Regierung und alle Welt, die es hören will, oder auch nicht will, bittet. Seht ihr einen Apotheker auf der Straße, im Laboratorium, beim Essen, wollt ihr wissen, woran er denkt?

an die Taxe; schreibt er ein Buch, es ist über die Taxe; empfindet er Liebe, Schmachten, Sehnsucht, es ist nach einer fetten Taxe; sagt ihr ihm aber: er sehe sehr wohl aus, so nimmt er das sehr übel, denn er denkt, ihr stichelt, daß die Taxe zu hoch sey, und wollt es bei der Regierung anzeigen.

Wahrlich nicht ohne inniges Mitleid habe ich die Klagen der Apotheker über ihren jetzigen Zustand lesen können, zu denen ich — da sie ohnehin nicht Journale genug bekommen können, denn sie wissen gar nicht, wie sie ihre wichtigen Entdeckungen in der Chemie alle unterbringen sollen — ihnen sehr empfehlen würde, doch ein neues Journal zu etabliren, worin jeder seine Klagen über die Taxe niederlegen, auch, wenn er wollte, in elegischem Versmaße aussprechen könnte, und wovon, nachdem es bis zu einer gewissen Dicke angewachsen wäre, ein Exemplar nebst einigen Exemplaren der dürrsten Apotheker zum Belege an die Regierung zu senden wäre. Da, wie bisher, immer einer dasselbe, als der andere, in dem Journale sagen würde — zum Ueberflusse könnte man auch eine Norm dazu geben — so würde dieser concertirende Klageruf doch endlich einmal von der Regierung als Stimme der Zeit gewürdigt werden, während so die einzelnen fruchtlos ihre Kräfte vergeuden, dieselben Beweise immer wieder von Neuem zu entwickeln, daß es unter den bestehenden Umständen gar nicht mehr möglich sey, seine 100 oder auch nur 50 pCt. zu verdienen. Ver-

gebens rechnet jeder für sein Theil der Regierung nicht nur jede ganze, sondern auch jede zerbrochene Retorte und Tiegel seines Laboratoriums, jedes Kraut, das ihm vermodert, jedes Recept, das ihm nicht bezahlt wird, jedes Mittel, das jetzt nicht mehr verschrieben wird, jeden Thee, den der Kranke statt bei ihm bei dem Droguisten kauft, jede neue Apotheke, die mit seiner concurrirt, die verzweifelt kurzen Recepte und das nihilistische Princip der Homöopathen, die 33⅓ pCt. Rabbat, welche die Armenanstalten fordern, die Kosten seiner eigenen Ausbildung, um auf die Höhe der Kunst zu gelangen, auch manche dieser Dinge zweimal, vor; vergebens zieht er aus allen diesen Ansätzen das Facit, daß nur eine Erhöhung der Taxe den Ruin der Apotheker, von dem er eine Schilderung mit malerischen Farben beifügt, zu verhüten vermöge; die Regierung hat taube Ohren.

Es kommt dazu, daß selbst die Freunde der Apotheker, die Aerzte, die doch ihren Grundsatz, wenig ist nichts, theilen, seit einiger Zeit unredlich gegen sie handeln und die Krankheiten an eine einfachere Lebensordnung gewöhnen, weßhalb auch die Apotheker an einigen Orten beschlossen haben, den Aerzten die sonst üblichen Weihnachtsgeschenke nicht mehr verabfolgen zu lassen. Mit Recht, denn will sich der Arzt auf Seiten der Kranken schlagen, so mag er sich auch blos von diesen bezahlt machen. Sonst, wenn ein Arzt einen Kranken barbirte, verlangte

er allemal vom Apotheker so viel Seife dazu, um gleich den ganzen Körper in Schaum baden zu können — im Ueberschusse wuschen sich dann beide wechselseitig die Hände — und vergaß höchstens den Bart selbst einzuseifen, jetzt sucht man, wenigstens lese ich so, den jüngern Aerzten anzugewöhnen, ihre Seife blos auf den zu barbirenden Theil zu concentriren; wie aber kommt der Apotheker hierbei zurecht? Es wundert mich sehr, daß die Apotheker, die doch sonst so sehr in die Regierung dringen, sie in ihren Rechten zu schützen, nicht verlangen, daß der sonst blos durch Gewohnheit und collegialische Rücksicht geheiligte Gebrauch der Aerzte, bei jedem Recepte über die Zahl und Quantität der für den Kranken eigentlich nöthigen Mittel noch eine gewisse Tantième zum Besten der Apotheker hinzuzufügen, jetzt, da ihn manche zu vernachlässigen sich unterfangen, zum Gesetz erhoben, dafür aber dem Kranken, um ihm nicht Unbequemlichkeiten zu veranlassen, verstattet werde, die ganze Medicin wegzugießen; da ja ohnehin nichts gewöhnlicher ist, als daß ein Kranker jahrelang den Arzt, aber nicht seine Medicin braucht, die er in der Regel nur als ein Mittel des Arztes, den Kranken zu plagen, ansieht, daher auch beim Verschreiben derselben gar nicht viel Rücksicht auf ihn genommen zu werden braucht. Es scheint mir mindestens, daß diese Forderung viel billiger wäre, als wenn die Apotheker verlangen, die wenigen Mittel, die sie geben, solle der Kranke

nun theurer bezahlen: denn was würde man sagen, wenn die Perückenmacher und Friseure verlangten, weil die Perücken und Frisuren jetzt nicht mehr so gesucht werden, als früher, so sollten die Leute diejenigen, welche sie noch brauchen, in dem Maße theurer bezahlen, daß das Geschlecht der Perückenmacher und Friseure sich noch in seiner frühern Vollzähligkeit erhalten könne; auch diesen Leuten wäre lieber eine Petition anzurathen, daß künftig jeder sein Haupthaar von ihnen zu beziehen hätte.

Es ist wunderbar, daß bei aller Noth, worüber die Apotheker klagen, doch noch so viele wohlhabende und reiche Leute unter ihnen sind, und der Preis der Apotheken immer mehr zunimmt, ja thatsächlich von mehrern binnen wenig Jahren vom Einfachen auf's Dreifache gestiegen ist; wiewohl ich noch neulich in dem Aufsatze eines Apothekers, der wie gewöhnlich viel Schönes auch über die Taxe enthielt, die Herren Mitbrüder sehr freundschaftlich habe ermahnen hören, doch für ein so armseliges Ding, als eine Apotheke jetzt ist, nicht mehr so viel Geld wegzuwerfen.

Am schlechtsten jedoch jedenfalls sind die Aerzte daran. Zwar der Fond, von dem sie leben, hat nicht abgenommen; im Gegentheil, während nur immer noch Eine Gesundheit existirt, die noch dazu bald so selten wie der Dronte seyn wird, vermehrt sich jährlich die Zahl der Krankheitsgenera und Species; ja kaum ist eine neue

Pflanze im Syſtem da, ſo iſt auch ſchon die Krankheit da, gegen die ſie als Specificum dient und iſt gleich jetzt die Botanik in dieſer Hinſicht etwas voraus, ſo iſt doch zu erwarten, da jede vorhandene Pflanze immer nur die alte wiedererzeugt, während jede Krankheit durch Vermiſchung mit andern andre Saamenkörner zu tragen vermag, als woraus ſie ſelbſt entſtanden iſt, daß ſpäter der kleine Menſch einen aus viel mehr Krankheiten zuſammengeſetzten Blumenſtrauß bilden wird, als die große Erde an wirklichen Pflanzen aufweiſen kann. In der That geben ſchon jetzt die Floren, die man von den Krankheiten des Auges, Magens, Herzens u. ſ. w. angelegt hat, den Floren mancher Städte an Reichhaltigkeit nichts nach, und während an der ganzen ſtattlichen Eiche höchſtens 500 Inſecten zehren, nagen an jedem Blatt des Menſchen wenigſtens eben ſo viele Krankheiten. Es iſt dieß auch nicht zu wundern, da jede Stufe an dem Babyloniſchen Thurme unſrer geiſtigen Cultur blos aus den Trümmern des eingeriſſenen Körpers aufgebaut wird und die Mittel, die man jetzt anwenden muß, um dem Menſchen ſo raſch die Weisheit beizubringen, daß er die Concurrenz mit andern aushalten kann, ſeinen Körper eben ſo zerfreſſen, wie die Schnellbleiche die Leinwand und das Papier, das nur, wenn es langſam in der Natur ſelbſt ſeine Weiße erhält, haltbar bleiben kann. Früher freilich ging auch der Menſch unmittelbar aus den Armen der Wär-

terin in die Arme der Natur über; das war aber, als er noch gesund geboren wurde. Jetzt fault der Mensch schon an, während er noch am Stamme sitzt, weil der Stamm selbst inwendig faul ist; der Arzt bringt ihn in die Welt und aus der Welt, und mit dem ersten Recepte, das er dem Kinde verschreibt, verschreibt er eigentlich sich selbst dessen Leib auf Lebenszeit. In der That, wer möchte jetzt noch das zarte Kind in die rohen Hände der Natur legen? Ist nicht der regelrechte Zustand derselben, wie ihn der Mensch gerade braucht, eine Linie, die sich zwischen dem zu Warmen und zu Kalten, zu Nassen und zu Trocknen, zu Schwülen und zu Windigen fast ohne Breite wie zwischen zwei Abgründen, die rechts und links Verderben drohen, hinzieht. Wer anders aber kann das Maulthier der Gesundheit sicher dazwischen hindurch führen, als der Arzt, der seine Launen kennt und zu zügeln weiß; in welchen andern Hafen soll der Mensch aus dem brausenden Luftmeere, worin sein leckes Schiff von Sturm, Gewitter und Hagel, die ohne Ordnung und Stunde gehen und kommen, umhergeworfen wird, fliehen, als in deine Arme, der alle Unarten der Natur mit seinem Spiritus familiaris in der Flasche zu bannen und selbst ihre rohen Vorzüge uns künstlerisch umgebildet darzubieten weiß. Sehnen wir uns aus der stockenden Stubenluft hinaus, du lehrst sie uns mit Chlorkalk und Essig räuchern; statt Sonnenschein reichst du uns ein flanellnes Hemde und

mit einer Flasche magenstärkenden Elixirs erspart du uns vom Tische aufzustehen und uns hinaus zu wagen, wo in jedem Lüftchen ein verborgener Feind auf die Gesundheit des Spaziergängers lauert.

Allerdings nur kränklichen Leuten werden diese Mittel empfohlen und selbst solchen lassen die Aerzte wohl mitunter den Genuß der freien Natur zu, nur nicht nach Gutdünken und Belieben: denn erst durch die Verordnung des Arztes erhält die Natur den Rang eines Receptes und kann dann ohne Gefahr in schicklichen Portionen genossen werden, wiewohl hierbei, gleich einer zu sparsam genommenen Medicin, die schon im Munde und Schlunde absorbirt wird, die freie Luft gewöhnlich zwischen dem dreifachen Flanell, der den Leib umschließt, hängen bleibt, ohne zu diesem selbst zu gelangen. Gesunden gestatten manche kühne Aerzte den Genuß der Natur sogar fast ohne Einschränkung, blos mit der Anempfehlung, ja sogleich sich dieselbe wieder abzugewöhnen, wenn sie sie nicht vertragen sollten, und, wenn sie zu viel davon genommen, durch ein Schwitzmittel sie wieder zu beseitigen; aber welcher Mensch ist jetzt gesund und kann sich daher seiner Freude an der Natur, ohne vom Arzte für seinen Körper verantwortlich gemacht zu werden, ruhig überlassen? Jeder Mensch hat jetzt seine Leibkrankheit, die höchstens ein Paar Wochen oder Monate einmal aus seinem Körper verreist, um dann mit neuer

Frische darin Platz zu nehmen oder die auch nur von Zeit zu Zeit die Wohnung im Körper selbst wechselt, der eine Husten, der andere Schnupfen, der dritte Kopfweh, der vierte Zahnweh, der fünfte Drüsen, der sechste alles zusammen; der Zuckerdüte voll Warzen, Hühneraugen, erfrornen Fingern und Zehen, die jeder noch neben dem Teller der Hauptkrankheit dem Arzte aufträgt, gar nicht zu gedenken. Man sollte daher auch nicht sagen, mir fehlt etwas, wenn man krank, sondern, wenn man gesund ist, da es ja ohnehin gewöhnlich ist, daß der, welchem einmal zufällig eine Weile gar nichts fehlt, den Arzt rufen läßt und sagt: ich weiß nicht, wie mir so ungewöhnlich zu Muthe ist: verschreiben Sie mir doch etwas; worauf es in der That nicht fehlen wird, daß ihm bald wieder wie gewöhnlich zu Muthe ist, und er den Arzt nun fortbrauchen kann. Früher freilich gieng das Uhrwerk jedes Organismus von selbst; da es aber durch vieles Handthieren daran hin und wieder zu stocken anfing, kamen die Aerzte und sagten: laßt immerhin die Feder rosten, die alle Unrichtigkeiten in den Gang bringt; bezahlt uns nur, wir wollen schon bei der Uhr stehen bleiben und den Zeiger schieben. Allerdings geben die Aerzte selbst zu, daß sie das Zeitmaß in dieser Hinsicht noch nicht so gut treffen, als es die Uhrfeder vermochte, die der Uhrmacher in das Werk gesetzt; sie rücken daher hin und her, bald vor und bald zurück. Mittlerweile

ſtellen ſie geiſtreiche Berechnungen über den richtigen Gang und das höchſte Princip der Uhr an, und an wem ſollten ſie dieſe Theorieen anders prüfen, als an der Uhr ſelbſt, die freilich ſich blos deßhalb zu dieſen Verſuchen hergiebt, weil ſie glaubt, daß die Aerzte die Sache ſchon ausgerechnet hätten.

Jedenfalls fehlt es auf ſolche Weiſe nicht an Stoff zu Beſchäftigung und Verdienſt für Aerzte; aber kann die fruchtbarſte Ernte für Heuſchrecken zureichen? Die Zahl derer, die der Menſchheit von ihren Uebeln helfen wollen, hat ſo zugenommen, daß es nun an Uebeln zum Helfen fehlt und die Hülfe jetzt der Hülfe bedarf. Man ſollte zwar erwarten, daß, je mehr die Zahl der Aerzte zunähme, um ſo mehr müßte die der Krankheiten abnehmen, und je mehr dieſe abgenommen hätte, um ſo mehr müßte nachher die Zahl der Aerzte ſich wieder mindern; aber gerade umgekehrt, hat die Zahl der Krankheiten mit der Zahl der Aerzte zugenommen, und die Zahl der Aerzte iſt nachher wieder der Zahl der Krankheiten über den Kopf gewachſen, ſo daß jetzt viele Aerzte die einzigen ſind, welche keine Krankheit haben. Alle bekannte Krankheiten ſind jetzt ſchon im Voraus in Beſchlag genommen, verpfändet und Schulden darauf gemacht und wenn einmal zufällig die Schnupfenfieber im Winter und die Wechſelfieber im Frühjahr ausblieben, ſo wäre das ſo ſchlimm für die Aerzte, als für die Winzer, wenn ihnen der Wein

einmal erfröre. Diese Dinge gehören zur reinen Nothwendigkeit; aber auch hiezu reichen sie nicht mehr zu. Das Clinicum speit jedes Jahr wie ein Trojanisches Pferd eine neue Anzahl junger Helden aus, die vor Begierde brennen, sich mit der ersten Krankheit zu messen; aber was für Noth kostet es oft Manchem, eine zu treffen, da sie schon alle von den alten Helden in Beschlag genommen sind, und wie lange muß oft ein junger Arzt erst erbschleichend um einen gesunden Menschen herumgehen, um sicher zu seyn, seines Leibes habhaft zu werden, wenn er einmal krank wird; wie lange muß er erst lächeln und wedeln, ehe er die Grobheit eines alten Aesculaps von Rufe annehmen kann; ja, bleibt nicht auf dem Gesicht von so Manchem, der es erst spät oder gar nicht hiezu bringt, ein hungriges Lächeln noch stationär zurück, wie die vertrocknete Blüthe als Grübs noch an der runzlichen Frucht, häufig vermischt mit dem festgefrorenen Zug des Mitleids, der über seinem Gesichte wie ein weinender steinerner Engel über einer Todtengruft schwebt, und durch den er seine Verwandtschaft mit dem Leichenbitter und der Todtenfrau so sprechend beurkundet.

Wer kann läugnen, daß die Cholera dieser gemeinsamen Noth der Droguisten, Apotheker und Aerzte auf eine unübertreffliche Weise abhilft? Jeder Droguist tritt jetzt mit Hochachtung vor seinen Kasten Melissen- und Pfeffermünzthee, sonst verachtete Kräuter, ja ein Kasten

Kampher und ein Kasten Geld sind jetzt für ihn identische Dinge. Sonst lebte er von einigen wenigen Apotheken, aber jetzt hat nicht nur jedes Haus, sondern jeder Mensch seine Apotheke, die er versorgen muß, und Chlorkalk, Cajeputöl, Terpentinöl, Essig, Canthariden, Knoblauch, Senf, Pfeffer, Angelika, die sonst blos in das Auge gebracht, den Erguß des Thränensacks verstärkten, dienen jetzt dem Droguisten als eben so viele Reizmittel, fremde Geldsäcke zu reichlicherer Absonderung zu bewegen, wobei er mit seiner Tasche als Schnupftuch die goldenen und silbernen Thränen auffängt. Alles was beißt, frißt oder reizt, wird jetzt vom Droguisten gegen die Cholera losgelassen; das edle Wild geht zwar stolz mitten hindurch; aber von den Hasen, die sich vor ihr fürchten, kann sich denn doch der Droguist einen schönen Winterpelz anschaffen, und versteht er sich mit einem Arzte, daß dieser aus den verlegenen Wurzeln und Samen, die ihm als Ladenhüter zurückgeblieben sind, irgend ein Recept zusammensetzt und dieß als untrügliches Mittel gegen die Cholera, wobei keiner, der es bis jetzt genommen hat, gestorben ist (um der Wahrheit treu zu bleiben, braucht er es Niemandem vorher zu geben) empfiehlt, so wird bald nicht mehr die Waare, sondern der Droguist um die Waare verlegen seyn und er wird anerkennen, daß die Cholera der längst gesuchte Stein der Weisen ist, deren Namen schon hinreicht, alles, womit er in Berührung kommt, in Gold zu verkehren.

Die Apotheker, Leute, die Verdienſt zu ſchätzen wiſſen, ſind auch ſchon neidiſch auf die Droguiſten geworden, und haben bekannt gemacht, daß ſie aus Uneigennützigkeit und zum Beßten der leidenden Menſchheit den Verdienſt dieſer Leute künftig ſelbſt übernehmen wollten. Nur ihr Kampher und Eſſig ſey der wahre Kampher und wahre Eſſig, — und in der That könnten ihn ſonſt wohl die Droguiſten nicht noch einmal ſo wohlfeil geben, — nur ſie verſtänden die ſchwere Kunſt, Species unter einander zu ſchneiden, und ſie könnten es nicht länger mit anſehen, daß die Leute blos zum Vortheil ihres Beutels Dinge verbrauchten, auf deren Wirkſamkeit ſie doch gar nicht rechnen könnten, da ſich dieſe Mittel nicht einmal eine Zeit lang in einer Apotheke, wo ſie doch erſt ihre mediciniſche Wirkſamkeit annehmen, aufgehalten, viel weniger durch die kunſtfertigen Hände eines Apothekers, der oft noch etwas ganz anders, als ſie urſprünglich ſind, aus ihnen zu machen verſteht, durchgegangen wären. Allerdings fertigen die Apotheker auch ſelbſt Mittel an, die den Regeln ihrer Kunſt bedeutend zuwiderlaufen, z. B. das des Wrißnicker Juden; aber gewiß geſchieht das nur mit dem größten theoretiſchen Widerwillen und blos, weil es Geld einbringt.

Indeß die Apotheker könnten immerhin den Droguiſten ihren Verdienſt gönnen; ſie würden darum nicht zu kurz kommen: denn viele Leute glauben ohnehin, daß

Kampher der Apotheker mehr hilft, als Kampher der Droguisten, und daß Essig der vier Räuber zu bereiten, auf geheimen adeptischen Kunstgriffen beruht, zu denen ein jahrelanges pharmaceutisches Studium gehört; also behalten sie immer ihre Kunden und zwar nicht blos alle Kranke, sondern auch alle Gesunde werden es, denn viel mehr Mittel, als die Cholera selbst, erfordert die Furcht vor der Cholera. Ich besorge allerdings, daß es mit dem Zusammentragen so vieler Mittel, wie mit dem Einsammeln großer Gelehrsamkeit gehen wird: kommt der Gelehrte einmal in den Fall, sie anzuwenden, so weiß er in der Geschwindigkeit nicht, nach welcher Idee er zuerst greifen und wie er schnell genug die, zu der er sich zuletzt entschließt, aus den andern herauswickeln soll, da immer eine in die andere gepackt ist, und windet sich endlich eine unter den schweren Betten seiner Hirnhemisphären hervor, so ist die Sache schon längst entsprungen; dagegen, wenn Jemand blos eine einzige nackte Idee in dem sonst leeren Gehirne hat, sie gleich wie eine behende Katze heraus auf die Sache losspringt und sie packt. So wird der Mensch zwischen den vielen Mitteln, die er im Hause hat, noch viel schlimmer daran seyn, als das bekannte Pferd zwischen seinen zwei vollen Krippen, und wie man bei der Wahl zwischen vielen Candidaten zuletzt gewöhnlich den schlechtsten wählt, um keinen der guten gegen den andern hintanzusetzen, wahrscheinlich auch nach dem unzweckmä-

ßigſten greifen, nachdem noch dazu die Zeit ſelbſt für das beßte vorbei iſt, denn leider alles zugleich kann der Kranke unmöglich anwenden. Er hat vielleicht noch ſein Pechpflaſter auf dem Magen und ſoll doch zugleich Umſchläge, Einreibungen, Senfteige, Blaſenpflaſter, Mehlſäcke, Kräuterkiſſen, Salzwaſſercompreſſen, Blutigel, Schröpfköpfe, Moxen, heiße Aſche, Bürſten, abzubrennenden Weingeiſt, Tropfbad, **cauterium actuale** und **potentiale**, warme Steine, Wärmflaſchen und über alles unendliche Betten auf dieſelbe Gegend appliciren, und Einreibungen und Umſchläge von wie viel Mitteln, denn da iſt das des Wrißnicker Juden, bei dem von 200 Menſchen blos zwei, das des Jaſſyſchen Wirths, bei dem Niemand geſtorben iſt, Kampherſpiritus und Terpentinöl, von welchen **Hahnemann** und **Dr. Dürr** verſprochen haben, daß Niemand ſterben würde, und noch unzählige andere unfehlbare Mittel, welche zuſammengenommen die Cholera 999mal vertreiben würden; aber wie viele Magengegenden müßte der Menſch haben, um alles das anzubringen und wie will man es anbringen, da der Menſch noch überdieß zugleich im Bade ſitzen muß. Eben ſo viel Verlegenheit bringt es mit ſich, wenn man an die Mittel denkt, die der Kranke alle in den Magen bringen ſoll; wiewohl man hier leichter abwechſeln kann, wenn der Magen nur erſt eins nach dem andern auszuwerfen anfängt. Ja nicht genug, auch beim Athmen läßt man

ihm die Wahl, ob er kohlenſaures Gas, Stickſtoffoxydulgas, Sauerſtoffgas, Chlorgas, Kampherdunſt oder Eſſigſäure einathmen will. Mit allen dieſen oder den Materialien dazu hat ſich ein Menſch, dem ſein Leben lieb iſt, jetzt im Voraus zu verſorgen, damit es hernach nicht fehle.

Man ſieht ſonach, daß auch der Apotheker, an den denn doch der Arzt immer zur Erlangung dieſer Mittel verweiſt, nicht Urſache hat über die Cholera zu klagen. Aber auch der Arzt ſelbſt geht nicht leer aus; und das Mähen der Cholera um ihn herum iſt im Grunde ſeine Ernte. Zwar ſcheint es, daß bei einer Krankheit, welche den Menſchen in wenig Stunden hinrafft, nicht viel für den Arzt zu verdienen ſeyn könnte, denn wie viele Recepte kann er während der Zeit ſchreiben? ja häufig überliſtet der Kranke den Arzt, wie ſehr dieſer auch aufpaßt, und hat ſich ſchon aus dem Staube gemacht, ehe der Arzt noch herbeieilen und ihm ſeinen Laufpaß ſchreiben kann; wodurch derſelbe nicht nur um die gegenwärtigen Gebühren, ſondern auch um alle zukünftige kommt, die er noch bei ſpätern Krankheiten des Patienten hätte verdienen können. Es iſt nicht zu läugnen, es iſt eine Unart der Cholera, ſo wenig Rückſicht auf den Arzt zu nehmen, daß ſie ſchon mit dem Kranken zur andern Thüre hinaustanzt, wenn der Arzt denkt, ſie iſt eben erſt zu einem geſetzten Beſuch zur erſten Thür hineingetreten, und ihr nach hergebrachter Weiſe

die erſte Flaſche zum Imbiß anbieten will. Weiß denn die Cholera nicht, daß jede Krankheit wenigſtens ihre 6 Stadien hat, und ſie, wenn man ſie einmal in ein pathologiſches Compendium wird einrücken wollen, gar nicht hineinlaſſen wird, wenn ſie, anſtatt den vorgeſchriebenen Curſus zu machen, vielmehr mit dem **stadium prodromorum** gleich in die Akme, auf Deutſch mit der der Thür ins Haus, fällt. Zuletzt haben freilich die Aerzte die Unart der Cholera gemerkt, und tractiren einen Kranken, ſo wie ſie etwas davon an ihm ſpüren, gleich ſchrecklich, ſo daß Erbrechen jetzt ſchlimmer als Verbrechen iſt. Durch dieſe raſche Wirkſamkeit können ſie in vielen Fällen erſetzen, was der Dauer derſelben abgeht, und, wenn gleich die Cholera nie die Vortheile einer fixen Rente, die ſo viele chroniſche Krankheiten gewähren, darbieten kann, ſo iſt doch andererſeits in Betracht zu ziehen, daß ſolche Kapitalkranke immer nur wie einzelne Jahr aus Jahr ein fruchttragende Bäume daſtehen, während die Cholerakranken ſo reichlich wie das Manna des Himmels fallen, ſo daß alle Aerzte, die ſonſt in der Wüſte nach Nahrung zum Himmel ſchrien, genug daran haben können. In der That hat mancher, den man ſonſt den ganzen Tag auf allen Straßen beſchäftigt ſah, Patienten nicht ſowohl zu beſuchen, als, wie weiland der weiſe Diogenes vergebens Menſchen zu ſuchen, jetzt ein ganzes Spital zu ſeiner Diſpoſition. Die Cholera hat

überdieß für den Arzt noch den Vortheil, daß, während man bei den andern Krankheiten den Arzt nicht fragen und mithin auch nicht belohnen kann, ehe sie da sind, da man ja nicht weiß, ob und was für welche kommen werden, dagegen die Cholera schon lange ehe sie kommt angemeldet ist, daher doch jeder schon vorher wissen will, wie er sich gegen sie benehmen soll. Es ist zwar sehr einfach und jedem leicht verständlich, wenn er hört: sey mäßig, gutes Muths und trage eine Flanellbinde um den Leib, wenn du die ersten beiden Dinge nicht über dich gewinnen kannst, oder auch noch nebenbei; auch haben 100 Aerzte in mehr als 100 Schriften das schon geschrieben, allein wer würde diesen Rath für wirksam halten, wenn er ihn nicht einem Arzte erst bezahlt und seinen Wechsel auf die Gesundheit mit dessen Namensunterschrift in den Händen hätte; denn die Dinge kosten ja nicht so viel als sie werth sind, sondern sind so viel werth, als sie kosten, und die Aerzte halten selbst darauf, den Glauben an die bezahlte Medicin aufrecht zu erhalten.

In der That, was ist nicht schon alles über unbefugte Anwendung von Hausmitteln geschrieben worden, die gleichsam eben so viele Schleichwege sind, auf denen der Kranke den Zoll, den er auf dem Wege zur Gesundheit dem Arzte zu bezahlen hat, umfährt; denn zwar krank aber nicht gesund zu werden, erlaubt man jedem wie er will; nur der Arzt hat das Recht, ihn sich und den Sei-

nen wiederzuſchenken. Ungefähr eben ſo hat jeder das Recht, nach Belieben in Laſter und Thorheit zu verfallen, aber nur durch den Büttel darf er wieder zum beſſern Leben zurückkehren, gleich viel, ob er ſelbſt zu dieſem oder einem andern Wege Luſt hat. Die ganze Medicin, die ſonſt frei in Kräutern, Früchten und Wurzeln aus der Erde heraus wuchs, oder von Schäfern und andern Leuten, die in der Natur lebten, zur günſtigen Stunde gegraben wurde, iſt jetzt ein verſchloſſener Kaſten, den der Arzt huckepack trägt; er hat vieles von dem, was darin iſt, ſein Lebtage nicht geſehen, er weiß auch nicht, was der Apotheker hinter ſeinem Rücken herausnehmen wird; ſein ganzes Geſchäft beſteht darin, einen Zettel mit einigen Namen zu beſchreiben, von denen er gehört hat, daß die Sachen dazu in dem Kaſten vorhanden wären; und die gehörigen Gebühren dafür zu empfangen. Es iſt aber auch nöthig, daß man die Medicin jetzt vor den Laien zuſchließt und den Schlüſſel dazu den Aerzten in die Taſche ſteckt. Welcher Kranke verſtände wohl ſelbſt die Kunſt, die Mittel, die einzeln und roh jetzt bei der verfeinerten Organiſation des Menſchen gar nichts mehr helfen, ſo in kleinen Schwadronen, mit dem Officier, dem Recipe an der Spitze, welcher Marſch gegen die Krankheit ruft, anrücken zu laſſen. Auch ſchaudert man, wenn man in mediciniſchen Schriften den Schaden lieſt, den die Selbſtbehandlung der Kranken mit Hausmitteln ſchon

angerichtet hat. Man findet darin nichts als Fälle von unterdrückten Krätzausschlägen, zurückgetretener Rose und Gicht, unheilbar gewordener Syphilis. Von Fällen dagegen, wo ein einfaches Hausmittel geholfen hätte, nachdem die Aerzte jahrelang der Krankheit in alle Ecken des Körpers mit der Flasche nachgelaufen waren, von Fällen, wo die Kranken an unvernünftiger rationeller Medicin, an Nachlässigkeit oder Mißgriffen bei der Zubereitung in den Pharmacieen gestorben wären, findet man in diesen Büchern nichts; solche Fälle müssen daher wohl nicht vorkommen.

Sollten übrigens auch wirklich viele die Ansicht haben, der Arzt sey bei der Cholera entbehrlich, da nach fast allen Nachrichten in der ersten Periode der Krankheit die Leute auch ohne Hülfe des Arztes gesund werden können, wenn sie nur einige Tassen warmen Thee trinken; in der letzten aber nach dem eignen Geständnisse der Aerzte der Kranke stirbt, mag der Arzt ihn reiben, brennen oder begießen, so viel er will, so ist zu berücksichtigen, daß ja dieselbe Meinung viele auch von den meisten andern Krankheiten haben; also wenn man doch bei allen andern Krankheiten den Arzt braucht und bezahlt, so wird die Cholera auch keine Ausnahme machen.

Siebentes Capitel.

Außer den, jedenfalls nicht geringen, ökonomiſchen Vortheilen, welche die Aerzte von der Cholera ziehen können, iſt auch der Gewinn, den ihr Ruf und ihre Wiſſenſchaft dadurch erhalten dürften, nicht minder beachtenswerth. Bei der größten Taſchenſpielerfertigkeit des Arztes, das Stück- und Flickwerk ſeiner Kunſt vor den Augen des Kranken immer ſo zu werfen, daß es als ein ſchönes ganzes Prunkgewand erſcheine, kann er doch bei andern Krankheiten kaum vermeiden, in der Diagnoſe derſelben öfters Blößen durchſcheinen zu laſſen und ſich zu blamiren. Der gelehrteſte Arzt mit ſeinem Syſteme gleicht da in der Regel einem Fleckausmacher, der ſelber einen Fleck im Auge hat und das Kleid, das man ihm zur Beſeitigung eines Makels bringt, mit einem zweiten zurückgiebt, weil er nur ſeinen Fleck darauf ſahe und mit ſcharfer Lauge behandelte. Er hat vielleicht ein Jahr lang nach allen Regeln der Kunſt auf eine Krankheit los kurirt und hätte ſich den größten Ruf durch ihre Heilung verdienen können, wenn ſie nur da geweſen wäre; allein unglücklicherweiſe ſchlug er aus Leibeskräften auf das Symptom des Eſels, den Sack, während der Eſel ſelbſt unterdeß anderwärts frei herumlief und ſich nur zuletzt mit einem höhniſchen Ha vor ihn ſtellte. Der Kranke hält zwar vielleicht den Arzt jetzt immer noch für ein grund-

geſcheutes Weſen, und iſt eher geneigt, zu glauben, ſeine eigene Natur habe ſich in der Krankheit geirrt, als die Weisheit des Arztes, die er aus ſo vielen gelehrten Geſprächen mit ihm hat kennen lernen; er läßt blos darum den zweiten Arzt kommen, weil er glaubt, der erſte habe kein Glück; was mir freilich ungefähr eben ſo vorkommt, als wenn Jemand glaubt, ſein Schuhmacher habe kein Glück, weil er ihm unpaſſende Stiefeln macht. Allein nun erſt iſt dem erſten Arzte der Hals gebrochen.

Da ſteht der zweite, mit den Recepten des erſten in der Hand; er ſagt freilich nichts dazu; bewahre, das wäre gegen alle collegialiſche Rückſicht; er ſtößt blos einige Hm Hm's aus, er ſchüttelt blos den Kopf, er zuckt blos mit den Achſeln, er legt blos die Recepte mit einer höhniſchen Miene wieder weg, läßt die Flaſche bei Seite ſetzen und verſchreibt dafür ein Pulver und weil er doch endlich etwas zur Rechtfertigung ſeiner neuen Behandlung ſagen muß, ſo räuſpert er ſich zehnmal vorher, als wenn er es nicht herausbringen könnte, daß der erſte ein unwiſſender Stümper ſey, der den Kranken durch ſeine falſche Behandlung ſo weit zu Grunde gerichtet, daß ſelbſt er Mühe haben werde, ihn nur auf den alten Standpunct zurück zu bringen. Auch damit platzt er freilich nicht auf einmal heraus; aber ein Dutzend halbe Ausdrücke, wie: „wir werden freilich etwas anders zu Werke gehen müſſen" — „ich glaube doch, unſer guter College

hat hier nicht ganz richtig gesehen" — „ich fürchte, die bisher eingeschlagene Methode hat Ihnen nicht ganz zugesagt," wirken zusammengenommen mehr als ein ganzer Ausfall; denn der Ruf verblutet ja vielleichter an wiederholten kleinen Sticheleien, die noch niemanden zu einem Mörder machen, als an einem kräftigen, auf einmal gethanen, Dolchstich. Der zweite Arzt kurirt nun wieder ein Jahr lang auf die entgegengesetzte Krankheit los; aber die Krankheit liegt vielleicht zur Seite, und so findet vielleicht noch ein dritter Arzt Gelegenheit, die Procedur des zweiten an ihm selbst zu wiederholen. Ja nicht allein, wenn ein Arzt nach dem andern an das Krankenbett tritt, sieht er immer einen ganz andern Kranken als der vorige darin, was im Grunde gar nicht so sehr zu verwundern ist, da er ihn durch die Zaubertränke des vorigen jedesmal wirklich verwandelt überkommt; auch wenn ein Dutzend Aerzte zugleich um dasselbe Bett stehen, ist zu wetten, daß sie eben so viele verschiedene Diagnosen über die Krankheit fällen werden, so daß der Leibnitzische Satz, es seyen nie zwei Dinge in der Welt einander vollkommen gleich, sich an nichts besser, als an den Ansichten der Aerzte über dieselbe Krankheit erläutern läßt. Noch mehr, auch das geschieht sehr häufig, daß ein Arzt einem Kranken schon unzählige Mittel gegeben hat, ehe er nur mit sich selbst über die Krankheit aufs Reine gekommen ist, indem er die Mittel anfan[illegible]

mehr zur Erkennung als zur Niederschlagung der Krankheit braucht und freilich, weil er den Menschen nicht wie eine zu prüfende chemische Flüssigkeit hierbei in Portionen sondern kann, um jede mit einem besondern Reagens zu prüfen, sondern alle nach einander in eins gießen muß, zuletzt eine Mixtur erhält, die kein Gott mehr zu scheiden vermöchte. Ueberhaupt gleicht eine Krankheit im Organismus einer Bestie in einem finstern Walde und der Arzt gewöhnlich einem Jäger, der erst lange in den Wald hineinschießt, ehe er nur weiß, wo das Thier steckt, und daher freilich manches unschuldige Thier statt dessen treffen kann. Entweder nun entweicht das Thier, wenn es in der Nähe war, an einen andern Ort des Waldes, um dort seine Ravagen fortzusetzen; dann sagt der Jäger stolz: ich habe das Unthier vertrieben; oder es wird, wenn es muthig ist, durch den Lärm an den Ort selbst hingelockt; dann sagt der Jäger wieder stolz: ich wußte doch gleich, wo das Thier steckte.

Bei der Cholera dagegen hat der Arzt alle solche Umtriebe gar nicht nöthig, um mit seiner Diagnose gleich von vorn herein recht glänzen zu können; da ihre Symptome gar zu augenfällig sind, überdieß auch ein Blinder, wenn er einmal weiß, daß alle Wände um ihn grün sind, mit Sicherheit **a priori** die Farbe jedes einzelnen

edlen Oſtindiſchen Cholera zu thun habe, kann manchmal einige Schwierigkeiten verurſachen; indeß, da die erſte ſich wie der einheimiſche Biber immer nur einzeln ſehen läßt, die letztere aber wie der fremde immer gleich ſich in Maſſe anſiedelt, ſo reicht es hin, die erſten einzelnen Fälle ſtets für einheimiſche oder ſporadiſche Cholera zu erklären, und erſt, wenn ſie in Maſſe auftritt, die Maßregeln als gegen die Oſtindiſche eintreten zu laſſen. Dieß Merkmal habe ich auch allenthalben angewandt gefunden; nur wäre größerer Genauigkeit halber wünſchenswerth, daß man die Anzahl Kranke, welche zum Begriffe der Oſtindiſchen Cholera gehört, officiell feſtſetzte, denn in manchen Städten ſcheint man eine etwas zu große Anzahl dazu verlangt zu haben. Es fehlt allerdings auch nicht an andern Unterſcheidungsmerkmalen, ja, wenn man die Beſchreibungen der aſiatiſchen und einheimiſchen Cholera neben einander lieſt, kann man ſich über ihre Unterſchiede gar nicht täuſchen; allein beide ſind ein paar ſo zärtliche Schweſtern, daß ſie wohl ſelbſt nicht einmal recht wiſſen mögen, was unter ihnen Mein und Dein iſt, und daher in der Natur häufig ihre Symptome verwechſeln. Das haben allerdings auch die Aerzte bemerkt, und durch die Uebung, in der ſie dadurch immer erhalten worden ſind, iſt ihre Diagnoſe nachgerade ſo weit geſchärft worden, daß ſie nun beide Cholera's ſogar durch Aehnlichkeiten zu unterſcheiden wiſſen: denn führt man nicht bei den erſten

Fällen ſporadiſcher Cholera zum Beweiſe, daß ſie ſolche ſey, ſtets an, daß der Verſtorbene überhaupt ein alter Säufer und liederlicher Menſch war und unmittelbar durch Magenverderbniß die Krankheit hervorrief, und führt man nicht nachher zur abermaligen Beruhigung des Publicums bei der Oſtindiſchen Cholera wieder daſſelbe an, daß meiſt blos Säufer und liederliche Menſchen daran ſterben oder ſie unmittelbar durch Diätfehler hervorgerufen wird.

Die Cholera weiß auch recht gut, daß ſie den Scharfblick der Aerzte nicht ſo leicht täuſchen kann und ſucht ſich daher anfangs unter allerlei Verkleidungen und mit falſchen Päſſen einzuſchleichen: die eine ſagt, wenn man ſie anhält: „ich bin blos ein unſchuldiger Schlagfluß.“ — Paſſirt! ſagt der wachhabende Arzt; — es kommt die nächſte: „ich bin ein altes Leber- und Magenübelchen und habe ſchon manchem Arzte was zu verdienen gegeben, ihr werdet mich doch auf meine alten Tage nicht ins Cholerahaus ſchaffen wollen!“ — Bewahre, ſagt der Arzt, unſere Inſtruction lautet blos gegen die gottvergeſſene junge Dirne, die Cholera: — kommt die dritte, ein wenig brechend und purgirend, und mit etwas ſiniſtrer Phiſiognomie; die examinirt man nun ſcharf: „Ach, ſagt ſie, ich ſehe freilich unglücklicherweiſe der Oſtindiſchen Landläuferin etwas ähnlich; aber, meine guten Herren, mein Familienname iſt ganz anders; ich gehöre zur guten alten Deutſchen Familie Brechdurchfall, die

kennen Sie ja schon lange!" — Es ist wahr, sagt der eine und der andere, ich habe das Vergnügen, mit dieser respectabeln Familie bekannt zu seyn; — sie passirt ebenfalls; kurz alle Cholerafälle schleichen sich so lange mit verborgener Waffe unter dem Mantel eines andern Krankheitsnamens ein, bis ihrer genug sind, wo dann plötzlich Allarm geblasen wird und man umgekehrt statt aller andern Krankheiten, die sich wie in einer eroberten Festung muthlos verstecken, plötzlich lauter Cholerafälle sieht, die nun das Morden ungescheut beginnen. Von jetzt an ist aber auch dem Arzte alle Mühe der Diagnose erspart, und die ganzen Geisteskräfte, die er bei einer andern Krankheit darauf wenden müßte, um sie nur zu erkennen, und in den proteusartigen Verwandlungen, die sie, um ihm zu entschlüpfen, eingeht, festzuhalten, kann er jetzt auf die Betrachtung ihres Wesens und ihrer Cur wenden.

Hier tritt ihm nun der neue Vortheil entgegen, daß das ungeheuer häufige Vorkommen der Cholera ihm erlaubt, die Krankheit recht ordentlich zu studiren und die geeignetsten Heilmittel für sie aufzusuchen, und in der That, wenn wir bei so unzählich vielen Cholerafällen, die sich in eine kurze Zeit und einen kleinen Raum zusammendrängen, nicht über das Wesen und die Cur derselben ins Reine kommen sollten, so müßten wir ja wohl billig verzweifeln, daß wir es bei irgend einer Krankheit

je auf dem bisher betretenen Wege dahin bringen würden, wenigstens ließe sich mathematisch beweisen, daß wir es dann bei den übrigen Krankheiten, die nur vereinzelt, hier und da, in Zwischenzeiten auftreten, in funfzigtausend Jahren noch nicht dahin gebracht haben werden. Es scheint nun, als ob die Cholera vom Gotte der Heilkunst selbst gesendet worden wäre, um in dieser Hinsicht einen neuen Cursus mit der Medicin von vorn an nach der Jacototischen Methode, die ein Wort bis zum Ueberdruß wiederholt und analysirt, ehe sie zum zweiten übergeht, anzufangen, damit sie aus ihrer Zerstreuung herausgerissen werde und eine Sache gründlich betreiben lerne. In der That bei der Ueberzahl verschiedener und wechselnder Krankheiten, die in der Welt herrschten, bezahlte sonst jeder Kranke ganz umsonst das Lehrgeld für den Arzt, wenn dieser nicht etwa, um das, was er z. B. bei einem wichtigen Falle von Herzkrankheit oder Gehirnerweichung gelernt hatte, nicht verloren gehen zu lassen, nun auch die nächstfolgenden Krankheiten, die ihm vorkamen, für Herzkrankheiten und Gehirnerweichungen erklärte und danach behandelte; jetzt aber, wo er einen Cholerakranken nur verläßt, um zum andern überzugehen, kann er die Interessen, die sein anfangs geringes Kapital von Kenntnissen bei jedem gewinnt, immer gleich wieder aufs Neue zum Kapital schlagen und dadurch dieß mit reißender Schnelligkeit anwachsen sehen. Auch ist der Eifer nicht

zu verkennen, mit welchem die Aerzte dieſen Vortheil zu benutzen ſuchen und aus den vielen Mitteln, die bis jetzt gegen die Cholera verſucht worden ſind, kann man ſehen, daß ſie wirklich ſehr eifrig nach einem ſuchen, das helfe. Bis jetzt iſt allerdings noch keins gefunden, (wiewohl nun unſtreitig, nachdem man endlich die langen Ohren des Wechſelfiebers durch die Löwenhaut der Cholera erkannt hat, das Chinin helfen wird), man müßte denn annehmen, daß die Choleratodten, deren unverminderte tägliche Liſte in den Cholerazeitungen immer noch auf die Liſte untrüglicher Mittel dagegen folgt, im Grunde nicht an der Cholera, ſondern an den Mitteln dagegen geſtorben ſind; aber ſchon das wäre ein großer Vortheil, wenn die Aerzte einmal von irgend einer Krankheit einſehen lernten, daß ihre bisherigen Mittel nichts dagegen helfen. Denn jetzt, wenn ein Einziger in Hufelands Journal ſchreibt: „ein Kranker, der nach allen möglichen Mitteln, die ich ihm gegeben, halbtodt da lag, lebte wieder auf, als ich ihn nach dieſem oder jenen zufällig verſuchten letzten ſchon hülflos liegen ließ," ſo können nun tauſend andere bei demſelben Mittel ſterben, weil man den kleinen Umſtand aus der Acht ließ, das letzte anſtatt das erſte Mittel daraus zu machen, man wird doch dem tauſend und einten daſſelbe Mittel wieder geben und denken: es hilft zwar nicht, aber es könnte doch helfen, oder: aber es muß doch helfen: denn iſt das Mittel einmal da, ſo bleibt auch nicht

lange die Theorie aus, welche die Nothwendigkeit seiner Wirksamkeit beweist. Wir haben dieß neulich beim Wismuth in der Cholera selbst recht schön Gelegenheit gehabt, zu beobachten, das kaum von Leo als wirksam empfohlen war, als es auch schon jeder natürlich fand, daß es helfe, ja mehrere gaben zu verstehen, daß sie im Grunde schon lange vor Leo von der Wirksamkeit desselben gegen die Cholera überzeugt gewesen wären und zum eigenen Schaden ihres Ruhmes blos hinter dem Berge damit gehalten hätten. Nachher hat freilich das Wismuth doch nichts geholfen, aber ich zweifle nicht, daß dennoch noch mehr Wismuth jetzt gegen die Cholera, als sonst zu Schminke verbraucht wird; denn es ist einmal überführt, daß es hilft, mag es auch selbst leugnen, wie es will. Ja wenn denn doch die Kranken zuletzt alle dabei sterben, so giebt man höchstens so viel zu, daß es zwar nicht gegen die ganze Cholera, aber doch gegen ein Stück derselben helfe, und fügt es nun auch wenigstens als ein Stück zu den andern Stücken, die zusammen die Mosaik eines Receptes ausmachen. So kann es, wenn es auch aufgehört hat, allein etwas zu gelten, doch noch bis in unendliche Zeiten eine wesentliche Stelle in dem Gefolge behaupten, das ein Hauptmittel in einem Recepte allemal mitschleppen muß, um das gehörige Ansehen zu haben, und seinen proportionirten Theil von dem Rufe, den sich dieses erwirbt, genießen, so daß es zuletzt,

wie viele Mittel, die ſich einmal in ein Recept eingeniſtet haben, blos vermöge des verjährten Rechts an den Platz darin nicht mehr wird herausgeworfen werden dürfen, zumal da die Wirkſamkeit eines Recepts ſich im Grunde wie eine im Dunkeln vorfallende Schlägerei verhält, wo man nicht weiß, wer die wahren Schläger ſind und daher am beßten alle zugleich einſteckt.

Solchergeſtalt werden freilich viele Mittel jedesmal gegeben, die nie helfen, nie geholfen haben und nie helfen werden, und die man eben deßhalb nur um ſo eifriger giebt, wie Jemand um ſo öfter dieſelbe Nummer im Lotto beſetzt, je häufiger ſie fehlgeſchlagen hat, weil um ſo mehr die Wahrſcheinlichkeit zunimmt, daß ſie endlich einmal einen Treffer abgeben wird. Indeß die Erkenntniß, die tauſend in einzelnen Zeitpunkten zerſtreute Fälle nicht herbeiführen, werden doch vielleicht Millionen kurz zuſammengedrängte bewirken. So hat es denn die Cholera doch ſchon mit Mühe ſo weit gebracht, daß man allmälig das Calomel ziemlich bei Seite gelaſſen hat und gegen das Opium mißtrauiſch geworden iſt, wiewohl dieß den Aerzten ſehr ſchwer angekommen zu ſeyn ſcheint, denn ohne China, Calomel und Opium zu kuriren, hält bis jetzt jeder für ein größeres Kunſtſtück, als ein Concert auf der bloßen G-Saite zu ſpielen, und wollte man ihm noch den Aderlaß nehmen, ſo würde er glauben, auf dem bloßen Holze ſpielen zu ſollen. Auch muß ich geſtehen,

daß ich von Calomel wie von Opium in den Cholerazeitungen noch öfters auf derselben Seite gelesen habe, daß sie große Mittel in der Cholera seyen und daß sie nichts dagegen helfen, und noch ganz neuerdings habe ich in einer Abhandlung das Calomel wie einen fallenden Löwen sich nochmals aufrichten und der Cholera den Todesstreich drohen gesehen; aber recht in Ansehen stehen sie doch nicht mehr. Könnte es die Cholera endlich dahin bringen, den Nimbus vererbter legitimer Glorie, der diese Mittel noch umgiebt, ganz zu zerstreuen, so wäre damit ein großer Fortschritt gethan; denn was bei zwei solchen Hauptmitteln gelungen ist, würde bei den geringern Klassen von Mitteln noch leichter glücken müssen. Des Unkrauts der Mittel ist einmal jetzt mehr als des Waizens, und ehe das erstere nicht ausgerottet oder wenigstens gelichtet ist, wird der letztere nicht zum Gedeihen kommen können. Ja ich wollte lieber, daß man das Kind mit dem Bade ausschüttete, wo es sich immer wieder auffischen läßt, als daß man es im Bade ersticken ließe.

Zu schnellerer Erreichung dieses Zwecks wäre nur zu wünschen, daß die Mittel, anstatt blos nicht zu helfen, lieber gleich recht derb schadeten, da viele Aerzte schon so zufrieden sind, wenn es auf ihre Medicin nur nicht schlimmer wird, daß sie solchen Mitteln die größten Elogen machen; ja manche rechnen jeden Tag, den der Kranke nach der Medicin, die er nimmt, noch lebt, dieser zu

Gute. Auch iſt freilich nicht zu verlangen, daß der Arzt ein Mittel, zur Erkenntniß von deſſen Wirkſamkeit er vielleicht durch die tiefſten Speculationen eben erſt geführt worden iſt, gleich leichtſinnig wegwerfe, wenn ein paar Kranke dabei ſterben; erſt wenn 100 geſtorben ſind, kann er daran denken, ob nicht vielleicht ſeine Theorie eine Modification zulaſſe, um ſo mehr, da der Tod im Grunde gar keine Beweiskraft gegen ein Mittel hat, denn man weiß ja, daß für ihn kein Kraut gewachſen iſt.

Man muß allerdings geſtehen, daß der Vortheil, das Opium und Calomel, weil ſie ihre Pflichten nicht ordentlich erfüllten, vom Throne geſtoßen zu haben, deßhalb minder groß iſt, weil an ihrer Statt nun eine wahre Pöbelherrſchaft andrer Mittel eingetreten iſt, und dieß mag auch Grund ſeyn, daß manche mediciniſche Ariſtocraten, oder wie man ſie heißt, rationelle Aerzte, immer noch an jenen königlichen Mitteln hängen oder dazu zurückkehren. Der Kampher hat ſich wie ein zweiter Mirabeau erhoben und die Revolution angeſchürt; aber nicht lange, ſo iſt es ſo weit gekommen, daß nun jedes regieren will. Die ganze Materia medica iſt lebendig geworden wie ein Froſchteich, worin alles quackt, ich helfe, ich helfe, und es giebt Bramarbaſe von Mitteln, die den Feind nie geſehen haben und ſchwören, wenn er ihnen zu nahe käme, ihn gleich in Grund und Boden hauen zu wollen, und die er freilich, wenn er nun wirklich kommt, höchſtens mit einem

verächtlichen Lächeln abfertigt. Ja nicht genug, daß die alten Mittel alle wie Mücken um den Oſtindiſchen Elephanten herumtanzen ohne nur durch ſeine Haut ſtechen zu können, ſo hat er auch noch eine Menge des Ungeziefers aus Indien mitgeſchleppt und zieht Schwärme von fremden noch alle Tage herbei; und Gott gebe nur, daß wir nicht das alles auf dem Halſe behalten, wenn die Cholera ſelbſt vorbei iſt.

Mittlerweile können wir die Krankheit auch theoretiſch bearbeiten und, wenn nicht eine möglichſt vollſtändige und zureichende Theorie, doch die möglichen Theorieen in zureichender Vollſtändigkeit zu entwerfen ſuchen, damit, wenn uns der Himmel einmal ein Princip ſchenkt, aus allen dieſen die rechte herauszufinden, dieſe nicht zufällig darunter fehle. Große Geiſter eilen ja überhaupt der Zeit ſtets voraus, und ſitzen immer ſchon oben auf der Wetterfahne des Thurmes, wo ſie ſich luſtig im Winde drehen, während die Schnecke des gewöhnlichen Menſchengeiſtes noch am Fuße herumkriecht und die erſte Stufe nicht finden kann. Wenn daher auch manche jene Theorieen dumm anſtaunen, weil ſie in der gegenwärtigen Kenntniß von den Vorgängen im Organismus und der Wirkungsweiſe der Mittel auf denſelben noch gar keine Baſen finden, von denen aus ſie die Theorie, ich will nicht ſagen der Cholera, ſondern einer Krankheit überhaupt, zu begründen wüßten, ſo laſſe man ſich das nicht irren; es iſt groß, ja gött-

lich, eine Sache ohne die Mittel dazu zu Stande zu bringen.

Ich habe mir die Mühe genommen, zum Beweise des Fleißes, den man schon auf diesen Gegenstand verwandt hat, die verschiedenen Ansichten der Aerzte über die Contagiosität oder Nichtcontagiosität der Krankheit und den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache derselben anhangsweis zusammenzustellen, was hoffentlich einen interessanten Ueberblick gewähren wird und durch Ziehung eines Mittels aus allen Meinungen vielleicht ein sicheres Resultat liefern dürfte. Aehnliche Zusammenstellungen der verschiedenen Meinungen in andern Hinsichten, z. B. ob der Aderlaß in der Cholera nützlich oder schädlich sey, ob der Kranke kalt, heiß oder gar nicht trinken solle u. s. w. würden unstreitig nicht minder interessant seyn.

Man wird aus dieser Zusammenstellung ersehen, daß die Frage über die Contagiosität oder Nichtcontagiosität, den miasmatischen, epidemischen oder tellurischen Ursprung der Krankheit in der That schon jetzt mit genügender Vollständigkeit erörtert ist, indem es keine denkbare Combination der Vorstellungen giebt, die nicht darüber schon gangbar und keinen denkbaren Beweis, der nicht schon für und wider vorgebracht wäre. Es hält nämlich der eine die Krankheit für schlechthin contagiös, der andere für schlechthin nicht contagiös, der dritte für bedingt contagiös, der vierte für manchmal contagiös, der fünfte

für secundär contagiös, der sechste für sowohl contagiös als nicht contagiös, der siebente für nicht so contagiös, als man glaubt, der achte hält es für thöricht, nach der Contagiosität oder Nichtcontagiosität zu fragen, der neunte erklärt den für unvernünftig, der an die Contagiosität nicht glaubt und der zehnte den für einen Narren, der daran glaubt. Wieder der eine hält die Krankheit für miasmatisch, der andere für epidemisch, der dritte für tellurisch, der vierte für kosmisch, der fünfte für contagiös und miasmatisch, der sechste für miasmatisch und tellurisch, der siebente für tellurisch und kosmisch, der achte für contagiös, miasmatisch, tellurisch, endemisch, epidemisch und kosmisch zugleich, der neunte hat eine so tiefsinnige, sein ganzes Wissen erschöpfende, Ansicht von ihrer Entstehungsweise, daß sie sich mit einfachen klaren Worten gar nicht aussprechen läßt; und hiebei sind noch dazu alle die Ansichten von der elektrischen, galvanischen, magnetischen, elektromagnetischen, siderischen, infusoriellen Fortpflanzung, ihrem Zuge mit oder gegen den Wind, mit Nordlicht, Erdbeben, großen Eismassen, längs der Flüsse u. s. w., die sich in verschiedenen Werken zerstreut finden, übergangen.

Es ist in der That ein erfreuliches Zeichen der Bildungsfähigkeit der Aerzte, daß sie, nachdem sie nur eben erst bei der ägyptischen Augenentzündung und dem gelben Fieber gelernt hatten, wie man, ich will nicht sagen, zu

einem Resultate, aber zu vielen Resultaten über die ansteckende oder nicht ansteckende Natur einer Krankheit gelangen kann, von dieser Methode sogleich wieder eine so schöne Anwendung bei der Cholera, nur in einem noch viel größern Maßstabe, gemacht haben, was wir allerdings der großartigen Weise, mit der die Cholera auftritt, verdanken. Sie läßt — wenn es nicht Mißbrauch ist, diesen Ausdruck hier anzuwenden — alle Kindlein zu sich kommen und nimmt den Obolus des Geistesärmsten, den er in sein dünnes Brochürchen gewickelt bringt, so gütig auf, als die schweren Lastwagen Gelehrsamkeit, mit denen die Reichen angefahren kommen; der gute Wille ist ja bei allen derselbe und zuletzt nutzt alles doch nur den Priestern. Was mich nur wundert, ist die Obstination, welche die Regierungen hiebei zeigen. Nachdem man ihnen hundertmal bewiesen hat, daß die Krankheit nicht anstecke, daß alle Cordons, Quarantainen u. s. w. nicht nur nichts nutzen, sondern blos und allein schaden, haben sie doch mit wenigen Ausnahmen dieselben immer noch fortbestehen lassen und dadurch freilich zum Theil ein mitleidiges Bedauern, zum Theil empörten Unwillen der Aerzte auf sich gezogen, die eine solche Blindheit gegen so sonnenklare Beweise, als sie selber dagegen vorgebracht, kaum begreifen konnten. Hätten sie die Cordons nur wenigstens jedesmal so lange aufgehoben, bis wieder der nächste Beweis kam, daß die Cholera anstecke, und dann schnell wieder zugezogen, so

würde man doch an dem, wie eine Blasbalgklappe immer abwechselnd auf- und zugehenden, Cordon gesehen haben, daß sie die gründlichen und durch Gegensätze sich wechselseitig fördernden Untersuchungen ihrer approbirten Aerzte auch praktisch zu schätzen und mit den Fortschritten der Ansichten über diese Krankheit gleichen Schritt zu halten wissen, während man nun gar nicht weiß, wozu so viele Aerzte das alles in den Wind geredet haben, da die Regierungen wie eine eingerostete Windfahne immer auf dem alten ersten Punkte stehen bleiben.

Die Beweise, die man gegen die Contagiosität der Cholera vorgebracht hat, sind allerdings ganz eigener Art und man wird damit noch vieles beweisen können, woran man bis jetzt gar nicht gedacht hat, z. B. daß es ganz unnöthig ist, Fenster und Thüren vor Dieben zu verschließen, denn da man hundertmal Fenster und Thüren offen läßt, ohne daß ein Dieb herein kommt, ein andermal aber auch eine verschlossene Thür durchbrochen wird, folgt nicht daraus, daß ein Dieb überhaupt eben so gut durch verschlossene als offene Thüren kommen kann? Man denke nur, wie fruchtbar überhaupt das Princip ist, daraus, daß etwas oft nicht geschehen ist, künftig beweisen zu können, daß es nie geschehen ist, ja die wirklich geschehenen Fälle rein dadurch weg beweisen zu können. Ganz dieselbe Thorheit, als zu behaupten, die Cholera stecke an, wird es künftig seyn, wenn man behauptet, ein Licht

stecke an, und man müsse sich damit in Acht nehmen, um keine Feuersbrunst zu erregen; denn hat man nicht schon Steine, Wasser, nasses Holz in wo möglich noch nähere Berührung mit Licht gebracht, als Menschen je mit Cholerakranken gekommen sind, ohne daß jene Stoffe je dadurch angesteckt wurden, warum sollen denn Vorhänge oder Pulver dadurch angesteckt werden. Hätte man das alles nur eher gewußt, wie sorglos und bequem wäre das Leben, denn man würde sich dann vor gar nichts mehr in Acht zu nehmen brauchen.

Auch Theorieen über den Sitz und die nächste Ursache der Krankheit sind schon in erfreulicher Mannichfaltigkeit und Abwechselung vorhanden. Man hat sie ins Nervensystem, ins Blutsystem, ins Hautsystem, ins Darmsystem verlegt und im Nervensysteme wieder in den nervus vagus, die Rückenmarksnerven, den nervus sympathicus, die Ganglien des Unterleibes; der eine hält sie für ein Wechselfieber, der andere für ein Faulfieber, der dritte für Typhus, der vierte für Epilepsie, der fünfte für Asphyxie, der sechste für Colik, der siebente für Ruhr, der achte für Katarrh, der neunte für Exanthem, der zehnte für eine Laus, der elfte für ein Gift, der zwölfte für eine Sünde, der dreizehnte für Kohle. Nach dem einen beruht ihr Wesen auf Entzündung, nach dem andern durchaus nicht auf Entzündung, nach dem einen ist herabgestimmte, nach

dem andern erhöhte Thätigkeit der Unterleibs-Nerven und Eingeweide; nach dem einen Krampf, nach dem andern Lähmung, nach dem dritten Polarisation der Nerven die nächste Ursache der Krankheit. Was etwa an möglichen Theorien fehlen sollte, wird der Verfolg der Krankheit, sollte sie noch einige Zeit dauern, unstreitig noch hervorrufen, und es würde daher die Fortschritte der Medicin gewiß sehr beschleunigen, wenn man neben allen möglichen Cholera-Mitteln auch gleich alle mögliche Cholera-Theorieen fertig verkaufte, damit jeder Arzt die ihm anständige heraus wählen könnte, und nicht, der vielleicht ohnehin alle Hände und Füße voll zu thun hat, auch noch den Kopf anstrengen müsse, selber eine zu machen. Ich selbst bin, da ich ein ziemlich theoretisches Ingenium habe, recht gern erbötig, andern hierin unter Verschweigung meines Namens behülflich zu seyn, und jedem, der den seinigen einer Theorie vorzusetzen wünscht, eine solche zu entwerfen, die er nur zu bestellen hat, wie er sie wünscht. Ich gebe ihm hiebei frei, mir sein beliebiges Lieblings-System zu bestimmen, worein er die Krankheit verlegt haben will; ich will sie, wenn er es verlangt, gleich zu einer Knochenkrankheit oder zu einer Krankheit der Haare machen; besonders aber lade ich die Chirurgen, die bis jetzt so wenig bei der Cholera verdient haben, ein, sich an mich zu wenden, denn ich will sie für einen eingeklemmten Bruch oder einen Darmabsceß oder eine fistu-

la ani nach jedes Belieben erklären; kurz man bestimme nur, ich kann Alles, ich beweise Alles, nachdem ich durch sorgfältiges Sammeln und Vergleichen der Theorieen und ihrer Beweise, wie sie bisher aufgestellt worden sind, gelernt habe, wie man dabei zu Werke zu gehen hat. Ich werde es um so besser können, da ich nie einen Cholerafall behandelt habe oder behandeln werde, mich überhaupt practisch um sie nicht kümmern werde, mithin um so unbefangener in dem blauen Himmel der Theorie über den Feldern und Wiesen der Cholera schweben kann, in der sich die Menschen, die statt der theoretischen Flügel blos praktische Arme und Beine haben, mühsam zerarbeiten, ohne je einen umfassenden Ueberblick darüber erlangen zu können. Ich werde mich, wie ein bei uns berühmter Kleidermacher, blos von fern mit der Lorgnette vor die Krankheit hinstellen, und ihr, ohne sie nur mit dem Finger anzurühren, nach dem bloßen Augenmaß einen Rock nach der neuesten Mode machen, ja, wenn der Rock noch nicht Mode ist, will ich ihn so schön machen, daß er Mode werden soll; und von allen diesem will ich den Ruhm andern überlassen; ich verlange für jede Theorie, die ich für einen andern entwerfe, höchstens so viel, als für eine geschriebene Dissertation. Noch mehr, ich überlasse es auch, zu bestellen, wie lang die Theorie seyn, ob sie eine Zeile oder ein Buch betragen, ob sie einfach, tiefsinnig, gelehrt, gar nicht zu verstehen seyn soll und

ich will, ungeachtet es schwer zu seyn scheint, nach Allem, was schon über die Cholera gesagt worden ist, noch etwas Neueres oder Sublimeres darüber zu sagen, doch mit Hülfe einiger Naturphilosophie so viel leisten, daß selbst die, die jetzt die höchste Höhe der Ansichten erklimmt zu haben glauben, sich mit Beschämung noch als kleine Zwerge unter mir erblicken sollen.

Allerdings könnte Jemand, der mir meinen Verdienst beneidete, mir einwerfen, ich müsse die Krankheit wenn auch nicht behandeln, doch wenigstens erst beobachten, ehe ich ein Urtheil darüber fällen könnte; allein muß mir nicht das vielmehr zum Ruhme als zum Tadel gereichen, wenn ich statt durch meine eignen Augen, — was keine Kunst wäre, — durch eine telegraphisch-optische Anordnung fremder Augen das innere Wesen der Krankheit zu erkennen vermag. Und wie viele von denen, die bisher Theorieen über die Cholera entworfen haben, haben sie denn gesehen? Selbstbeobachtung ist ja gerade nirgends schlechter angewandt, als beim Entwerfen einer Theorie; denn da faßt man immer nur Eine Ansicht, die sich dann manchmal wider unsern Willen bei uns geltend macht und am freien Umblick verhindert, während man nie in Verlegenheit ist, wenn irgendwo ein Lappen zu einer Theorie fehlen sollte, in dem großen Waarenlager fremder Beobachtungen den Stoff dazu zu finden. Viele Aerzte, die sich überhaupt mit Theorieen befassen, haben ja

auch schon ihr System und ihre nächste Ursache für alle Fälle fertig, so daß, wenn nun eine Krankheit erscheint, sie blos nöthig hat, in die eingerichtete Wohnung einzuziehen und die Schwierigkeit nicht sowohl darin liegt, die Theorie für die Krankheit zu finden, als die Theorie daran anzupassen, eine Schwierigkeit, die indeß doch im Allgemeinen nicht sehr groß ist; denn da der Mensch ein feines Saiteninstrument ist, wo, wenn eine Saite erzittert, gleichzeitig alle Fibern mitzittern, so kann man ja den Ursprung der Erschütterung selbst in jede beliebige Holzfaser des Resonanzbodens verlegen, ohne eine Widerlegung fürchten zu dürfen; denn wer sieht die Hand, die auf die Saite schlägt, und vermag daher zu beweisen, daß diese selbst nicht blos mitzittert?

Im Allgemeinen findet man denn doch, daß die Meisten die Cholera in das Nervensystem und zwar denjenigen Theil desselben, welchen man das Gangliensystem heißt, verlegen, was für die Medicin eine Art finsterer Sack ist, worein sie alle die Krankheiten zusammenwirft, womit sie noch nicht recht weiß, woran sie ist. Fragt dann Jemand: was ist es mit der Krankheit? so erwidert man: sie steckt in dem dunklen Sacke, und da bis jetzt noch Niemand weiß, wie es darin zugeht, so kann man den Leuten desto schönere Mährchen davon vorerzählen, und es giebt Kinder, die sie für baare Münze halten; auch lassen sie sich auf keine Weise widerlegen, da

man ja eben ſo wenig weiß, wie es nicht darin zugeht. Uebrigens hat ja jede Wiſſenſchaft einen ſolchen Sack, worein ſie alle ihre Dunkelheiten wirft, und es iſt ſehr klug, daß ſie, der doch eigentlich nichts dunkel ſeyn ſoll, hiezu gerade das verwendet, was eigentlich die Laterne der Wiſſenſchaft ſeyn ſollte, ſo die Philoſophie das Abſolute, die Aeſthetik die Idee, die Theologie die Offenbarung; denn wenn das Volk die Laterne und etwas darin Flackerns ſieht, ſo denkt es doch gewiß, es iſt Licht darin, zumal wenn die Gelehrten ſich davor hinſtellen und ſagen: ich ſehe; denn wer dann nichts ſieht, denkt blos, er ſelbſt ſey blind, oder habe ſeine membrana pupillaris noch nicht geſprengt. In der That verhält es ſich mit denen, die in die Tiefen der Wiſſenſchaft tauchen, gerade wie mit jenen Tauchern, die man vor mehrern Jahren nach Leipzig kommen ließ, um die Kanonen herauszufiſchen, die angeblich in einem Sumpfe vor dem Thore verſenkt ſeyn ſollten. Unzähliges Volk ſtand lauſchend um den Teich, während die Taucher allen unſichtbar in Sumpf und Moor unten herumwühlten. Endlich ertönt eine Stimme von unten: ich fühle was! und: er fühlt was! ruft alles mit jubelnder Stimme nach. Natürlich wird keiner von allen Umſtehenden ſelbſt Luſt gehabt haben, hinunterzutauchen, und ſo würde ſich die Sage, daß da unten ein Schatz von Kanonen liege, wahrſcheinlich Jahrhunderte lang fortgepflanzt haben; al-

lein da man die Kanonen ſelbſt und nicht das Gefühl des Tauchers wollte, ſo conſultirte man auch die andern Taucher, und da dieſe nichts fühlten, ſo erhält ſich jetzt blos die Sage, daß man einmal da unten Fiſche von Erz mit ſilbernen Angelhaken habe angeln wollen; allein die Fiſche hätten den Angelhaken abgebiſſen, und man habe nun Fiſch und Haken eingebüßt.

Achtes Capitel.

Es thut mir leid, bemerken zu müſſen, daß, wenn die Allopathen — denn von dieſen war bisher immer nur die Rede — ſo wichtige Vortheile von der Cholera ziehen, als ich angegeben habe, die Homöopathen dagegen ziemlich leer ausgehen dürften. Zuvörderſt gehen die Kranken zur homöopathiſchen Medicin des Unendlichkleinen überhaupt immer erſt über, nachdem ſie den ganzen allopathiſchen Curſus der endlichen Mittel ſchon durchgemacht haben, gerade wie man in der Mathematik erſt die ganzen Sätze der endlichen Größenlehre inne haben muß, ehe man ſich zu denen des Unendlichkleinen wendet, und ſo ſchöpfen die Allopathen immer das Fett von der Krankheit, während den Homöopathen nur der Satz bleibt; ja, wie Paulus in Bezug auf das Chriſten-

thum, ſind faſt alle, die jetzt dafür durch das Fegefeuer giengen, daß die Homöopathie der einzige Weg zum ewigen Leben ſey, früher ihre eifrigſten Verfolger und Verkleinerer geweſen, bis ſie durch eine dazwiſchenfallende Verblendung oder ein Wunder, das ſie verrichtet hat, plötzlich bekehrt werden. Solche Verblendungen oder Wunder oder wunderliche Verblendungen fallen allerdings jetzt oft vor, und ich geſtehe ſelbſt, daß ich es Niemandem verdenken kann, der, nachdem man ſeinen Magen Jahrelang mit Unzen oder Pfunden beſchwert hat, nun plötzliche Erleichterung bei Verwandlung der Laſt in 1 Trillontel Gran fühlt, wenn er Zutrauen zu der heilkräftigen Wirkung faßt, die dieſe Erleichterung bewirkt hat. Ueberdieß, man ſage, was man will, ſo wiegt ein Trillontel Gran freilich zwar nicht viel, aber wer wollte behaupten, daß eine Unze Waſſer, wenn es ſich durch Vertheilung zu Dämpfen vergeiſtigt hat, eine Maſchine nicht zu treiben vermag, weil ſogar ein Centner die Maſchine nur belaſtet, anſtatt ſie zu treiben, wenn er noch als dichtes Waſſer im Keſſel iſt. Die Wirkſamkeit eines Mittels könnte ja in der Materie deſſelben ſtecken, wie das Gas im Luftballon, ſo daß ſie mit der Verdünnung der Hülle nur immer mehr ſtiege, und würde man den nicht für thöricht halten, der, weil er das durch die Hülle zuſammengehaltene Gas ſteigen ſieht, nun ſtatt Goldſchlägerhäutchen dickes Leder dazu nimmt, um ihre Kraft zu

ſtärken. Das ſind freilich höchſt unbeſtimmte, nichtsbeweiſende Analogieen, die vielleicht wie die Fauſt aufs Auge paſſen, aber ſind die Gegengründe anders beſchaffen? Man berechnet nie, wie wenig ein Decilliontel Gran iſt, denn dazu hat man die Rechnung noch nicht gelernt, ſondern ſtets nur, wie wenig es wiegt, weil man dazu mit ſeiner Regeldetri gerade ausreicht; und man glaubt genug bewieſen zu haben, wenn man ſagt: eine Flaſche Wein macht den Menſchen betrunken, eine halbe macht ihn luſtig, einen Fingerhut ſpürt er nicht eben, alſo iſt ſchon ein Gran und um ſo mehr ein Trilliontel Gran Wein für nichts zu achten; allein die Schlußfolge iſt nicht wahr; denn wenn er in den Keller geht und Wein abzapft, ſo zieht er vielleicht nur einige Gran Weindunſt durch die Naſe ein und wird davon betrunkener, als wenn er ein Glas Wein getrunken hätte; bricht aber nicht, wenn man dieſe Stufe wegnimmt, nun die ganze Schlußfolge das Bein? Auch iſt ja, wenn man durchaus Maſſen mit Maſſen vergleichen will, ein Trilliontel Gran vertheilter Materie doch immer noch mehr als ein Trilliontel Gran Licht, das einen ganzen Kryſtall zu durchleuchten vermag und eben ſo viel als die Quantität vertheilter Moſchus, die in die Naſe einer empfindlichen Dame gebracht Ohnmachten zu bewirken im Stande iſt; warum ſoll aber blos die Naſe des Menſchen hyſteriſch ſeyn, da ſein Sonnengeflecht viel mehr Polypenarme

ausſtreckt, die auf die feinſten Reize reagiren; und muß nicht ein Unbefangener geſtehen, daß der Schluß oder die Analogie viel richtiger iſt, wenn man ſagt: weil ein Trilliontel Gran verheilter Materie gehörig angewandt ſtärker wirkt, als ein Gran ganzer Materie, ſo wird die zweite Potenz dieſer Verdünnung und Vertheilung auch mit der zweiten Potenz der Stärke wirken, als wenn der Allopath ſagt, weil ½ Gran ganzer Materie weniger als 1 Gran ganzer Materie wirkt, ſo wird ein Trilliontel Gran vertheilter Materie noch weniger als ½ Gran ganzer Materie wirken; laufen aber nicht auf dieſen logiſchen Schluß wenigſtens die Hälfte der Gegen-Beweiſe von Leuten, die auf den Namen rationeller Aerzte ſtolz ſind, heraus. So lange alſo immer noch Damen von 1 Trilliontel Gran Moſchus umfallen, oder Vapeurs bekommen, die man mit 10 Pfund Kraft noch nicht umzuſtoßen vermag, ſcheinen mir die Allopathen zwar nicht tadelnswerth, wenn ſie eine ſo wohlfeile Gelegenheit, als ihnen die kleinen Doſen darbieten, witzig zu ſeyn, benutzen, da ſie ohnehin ſo ſelten Subjekt beim Witze ſind, allein dieſe Witze ſcheinen mir doch alle jene alte Schutzmauer der Homöopathie aus Moſchus nicht ſowohl wie Kugeln zu durchbohren, denn ſie ſteht noch heute ſo feſt, als zu Anfange der Homöopathie, ja als zu Anfange der Welt, als wie Waſſertropfen an einer glatten Wand daran abzulaufen; wie denn in der Zeit alle Beweiſe,

daß die Homöopathie albern sey, mehr aus dem Bewußtseyn, daß sie es sey, als das Bewußtseyn aus den Beweisen hervorgegangen ist; auch hat man noch keinen Menschen zu überzeugen vermocht, der, als noch eine Apotheke in seinem Leibe wohnte, stets krank war, und durch ein Trilliontel Gran gesund wurde, daß er vorher gesund und nachher krank geworden sey; weil eine ganze Apotheke nothwendig mehr als 1 Trilliontel Gran helfen müsse. Es schiene mir daher viel zweckmäßiger, wenn die Allopathen statt aller Beweise, daß die Homöopathie nichts helfen könnte, lieber sich auf den einzigen Beweis beschränkten, daß sie nichts hälfe; indeß wozu erst eine Sache beweisen, die sie ja schon vorher wissen, oder die sie blos abzuläugnen brauchen. Zwar fehlt es mitunter auch an derlei Beweisen nicht; denn wie viele Leute giebt es nicht, die die Homöopathie vergebens behandelt hat, oder auf wie viele andere Umstände als das Pülverchen kann man die Heilung schieben, wenn sie eingetreten ist; aber was wird dann aus der Allopathie, wenn man solche Beweise gelten lassen will?

Indeß, wenn eine Sache bis jetzt noch nicht widerlegt ist, so ist sie ja deßhalb noch nicht wahr; ja vielleicht nicht einmal wahrscheinlich, und man muß gestehen, daß Hahnemann auf die dürren und krummen Schenkel von ein paar vielleicht sehr schielenden Thatsachen einen so dicken unförmlichen Wanst als Körper ge-

ſetzt hat, daß man ſich ſchwer überreden kann, er ſey von Natur daran gewachſen und vermöge ſich darauf zu erhalten; auch hält ihn jeder für ein lächerliches blindes Ungeheuer, das ſeine plumpe Fauſt blos erhebt, um damit in das vernünftige ſehende Auge der Allopathie zu ſchlagen, bis er nach jahrelangem Umgange gemerkt hat, daß dieſe von hundert Zungen geleckte und von hundert Händen geſtriegelte, und mit hundert bunten Lappen, Orden und Zierrathen ausgeputzte Allopathie im Grunde ein noch viel größerer Fitzliputzli iſt, der aber freilich, weil er einmal zur Landesreligion gehört, von jedem verehrt werden muß, der nicht verbannt oder verbrannt ſeyn will, und was iſt natürlicher, als daß der Kranke denkt: wenn die Allopathie die Weisheit auswendig und die Thorheit inwendig hatte, es werde mit der Homöopathie vielleicht umgekehrt ſeyn?

Zu dieſem Punkte zu gelangen nun hat der Kranke bei ſeinen chroniſchen Uebeln vollkommen Zeit; hier wird er vom Allopathen recht eigentlich langſam erſt für den Homöopathen präparirt, und die Homöopathen ſollten gar nicht ſo ſehr klagen, daß ihre Mittel häufig nichts fruchteten, weil der Kranke ſchon von der Allopathie verdorben ſey; vielmehr möchte dieß gerade der häufigſte Grund ihrer Wirkſamkeit ſeyn, gerade wie auch ein Leder erſt nachdem es gehörig gegerbt iſt durch bloßes Aushängen an die Luft gut wird. Bei der Cholera aber iſt leider

der Kranke schon ein paar Jahre eher todt, als es dazu kommt, und so kommt die Homöopathie um alle Gelegenheit zur Wirksamkeit; denn wenn auch Hahnemann, wie er behauptet, die Medicin wirklich vom Todesschlafe erweckt haben sollte, so hat er doch bis jetzt noch keinen Menschen vom Tode erwecken können; und er kann nichts weiter thun, als die unzähligen Opfer bedauern, die die Allopathie wieder bei Gelegenheit der Cholera geschlachtet hat. Freilich sollte ich meinen, daß Todte nach Hahnemanns Princip noch leichter zu curiren seyn müßten, als Kranke, da die Symptome des Todes bei Gesunden auf starke Dosen beliebiger Gifte so constant hervortreten, daß man nun auch blos 1 Trilliontel Gran eines beliebigen Giftes sollte nöthig haben, um einen Todten wieder ins Leben zu rufen; und wahrscheinlich käme es auch nur darauf an, daß Hahnemann einmal wenigstens von einem Gifte dieß wirklich behauptete; kein Zweifel, daß dann alle seine Schüler, die ja ihrem Heiland noch viel unglaublichere Dinge willig glauben, — indem sie z. B. seit einiger Zeit blos aus Ehrfurcht für das *αυτος εφα* alle ihre Kranken für kräftig erklären und die Cholera als ein neues Thier zur Naturgeschichte rechnen — daß sie, sage ich, sofort mit der größten Zuversichtlichkeit alle mit behaupten würden: nun können wir sogar Todte erwecken, und auch den ersten beßten Ohnmächtigen, der durch die Nachwirkung eines Riechfläschchens mit einem Streukü-

gelchen darin, allmälig wieder ins Leben gekommen iſt, als Beweis davon anführen werden: denn in der Kunſt, die Wirkſamkeit ihrer Mittel zu beweiſen, geben nicht nur die Homöopathen den Allopathen nichts nach, ſondern übertreffen ſie ſogar noch in ſtarkem Grade, ja die meiſten wunderbaren Curen der Homöopathen mögen blos durch dieſen Beweis vollbracht worden ſeyn. Die Medicin überhaupt, allopathiſche wie homöopathiſche — wiewohl ſich beide wundern werden, daß ſie etwas mit einander gemein haben ſollen — hat freilich eine ganz andere Schlußart, als z. B. Phyſik und Chemie. Dieſe ſtellt ein Zwanzig, Dreißig Beobachtungen über einen Gegenſtand an, addirt dann die poſitiven Reſultate einerſeits und die negativen andererſeits zuſammen und hält die Sache dann für richtig, wenn die poſitiven in bedeutendem Ueberſchuſſe ſind. Die Medicin ſtellt 200 bis 300 Beobachtungen an, wirft alle negativen Reſultate bei Seite oder erklärt auch ihre Negativität aus andern Gründen, addirt die poſitiven — oft iſt es nur eines, manchmal nur ein halbes — zuſammen, abſtrahirt, um die Beweiskraft nicht zu ſchwächen, hier von allen Nebenbedingungen und freut ſich nun des von allem Schmuze dieſer natürlichen Nebeneinflüſſe ſo rein und blank geſcheuerten Reſultats. Auch geht es hiebei gewöhnlich gerade umgekehrt zu, als im wirklichen Leben, wo man eine Sache immer erſt ſucht, ehe man ſie findet, wäh-

rend man sie in der Medicin immer gleich anfangs gefunden hat und nur nachher erst noch zum Ueberflusse sucht, weil nur der Sucher das Recht an die Sache hat. Es ist solchergestalt, als wenn man Jemanden vor eine schwarze Wand führte und ihm sagte, siehst du hier das Portrait etwa von Galen oder Hippokrates; und da er nichts sehen will, denn es ist ein Fleck so schwarz wie der andere, so kratzt man Alles so weit weg, daß blos noch die Züge des Portraits übrig bleiben, und sagt: nun siehst du, da steht es ja. Auf diese Weise freilich steht alles Mögliche in der Natur, und man kann solchergestalt so viele und so vielerlei nette Resultate erlangen, als man immer will, und in der That ist aus dieser Quelle der ganze Reichthum unserer jetzigen Medicin geflossen.

Wenn ich übrigens sage, daß man allemal erst 200 bis 300 Beobachtungen anstellt, ehe man die nöthige Anzahl darunter findet, die in so weit zu der vorher entworfenen Theorie passen, um als Belege dafür aufgeführt werden zu können: so gilt dieß eigentlich wieder nur für die Allopathie; denn die Homöopathen hassen das Denken viel zu sehr, als daß sie irgend eine Ansicht oder Theorie schon vorher machen sollten, indem ja ihre Anhänglichkeit an die Homöopathie großentheils eben dadurch bedingt wird, daß sie ihnen alles Denken erspart; sie halten sich an die Natur, sie glauben nichts, was sie nicht sehen, und glauben Alles was sie sehen, und giebt es ja

einmal etwas auszudenken, so ist ja Hahnemann dazu da, wiewohl auch dieser selbst gesteht, daß er seine Entdeckungen mehr durch göttliche Inspiration als durch eigenes Nachdenken gemacht hat; und sie haben einen neuen Causalnexus erfunden, nach dem sie schon aus einer einzigen Beobachtung die Wirkung des Mittels auf ewige Zeiten wissen, ohne auch nur das Surrogat eines Schlusses dazu zu brauchen, der doch immer eine Münze kosten würde, mit der nicht alle ganz reichlich versehen sind. Es ist sehr zu bedauern, daß man die Art, wie die Homöopathen ihre Beobachtungen anstellen, nicht bei der Meteorologie in Gebrauch zieht, die jetzt ihre Beobachtungen immer mehr vervielfältigt und, je mehr sie es thut, um so mehr ihre Resultate zusammenschmelzen sieht, da ein großer Theil sich als Schlacken ausscheidet, und ein anderer als unhaltbar verfliegt; gerade aber daß sie so viele Beobachtungen anstellt, ist der Fehler, der ihren Fortschritten im Wege steht. Sie sollte, wenn sie z. B. die Wirkung des Vollmonds auf die Atmosphäre kennen lernen wollte, ja nur bei Einer Beobachtung stehen bleiben, aber hiebei um so sorgfältiger jedes Wölkchen abzeichnen, den Stand aller meteorologischen Instrumente mit scrupulöser Genauigkeit anmerken, wo möglich die fallenden Regentropfen zählen und nebenbei noch die Tageszeit und Jahreszeit als Symptome des Vollmonds mit aufzeichnen; wie schnell würde sie so alle Symptome desselben auf

einmal beisammen haben, während schon die zweite Beobachtung bei abermaligem Vollmonde ihr hievon eine Menge rauben würde, daher man diese doch ja unterlasse; auch hüte man sich, gleichzeitige Beobachtungen von Andern an andern Orten anstellen zu lassen; denn diese würden wieder ganz andere Dinge sehen. In der That kann ich es daher den Homöopathen gar nicht verdenken, wenn sie mit Jörg's Versuchen so unzufrieden sind, der ein Mittel von einer Menge Leuten verschiedenster Constitution prüfen läßt, und wenn er die Perlen der constanten Symptome herausgefunden hat, den Mist der zufälligen ruhig liegen läßt, auf den sich dann übrigens die Allopathie noch hinstellen und ein Siegesgeschrei gegen die Homöopathie krähen kann; der ganze Reichthum der Homöopathie besteht einmal aus Symptomen, und da sie diese blos zählt, aber nicht wiegt, so wüßte ich nicht, warum ihr der Ducaten lieber als der Sechser seyn sollte, zumal da dieser Zahlencours unter allen Homöopathen gleichmäßig gilt, während man ja mit den Allopathen, die nichts gelten lassen, was sie nicht erst im Geiste gewogen haben, nicht zu verkehren braucht; der Kranke aber im Grunde nur die Sache ist, die mit allem diesen behandelt wird, wo es sonach gleichgültig ist, durch welche Münze man ihn an sich bringt. Ich finde daher das von einigen Homöopathen, wie verlautet mit so viel Erfolg angewandte Mittel, Leuten von gemeinem Stande, die,

um zu leben, allenfalls auch sich vergiften, heroische Mittel, welche sich die Aerzte selbst nicht einzunehmen getrauen, einzugeben, und ihnen die Zahl der Symptome, die sie anzugeben wissen, dutzendweise zu bezahlen, sehr praktisch, um die Homöopathie zu bereichern und vorwärts zu bringen, und sollte dieß Verfahren nicht wahr seyn, so wäre es wenigstens wahrscheinlich; denn es wäre nur eine Vervollkommnung ihrer gewöhnlichen Methode.

Es ist übrigens bei dieser verschiedenen Tendenz kein Wunder, wenn Physik und Medicin einander mit wechselseitiger Verachtung strafen. Das **tardum ingenium** der Physik sieht in den klarsten Grundvorstellungen der Allopathie immer nichts anders als neblige und schwebliche Wolken, die das Licht einhüllen, statt es zu verbreiten, und vom nächsten Winde, der wo anders her bläst, fortgejagt werden, oder bei einem wirklich darauf fallenden klaren Sonnenblicke sich in Dampf auflösen; und in den sonnenklaren und unwiderleglichen absoluten Wahrheiten der Homöopathie curiose und unwahrscheinliche Möglichkeiten, denen sie erst selbst ordentlich zu Leibe gehen würde, ehe sie sich traute, den Menschen damit zu Leibe zu gehen. Die Medicin andererseits sieht ein, daß sie mit dem langsamen Schluß- und Versuchsgange der Physik auf ihrem jetzigen Wege nicht nur keinen Schritt würde vorwärts kommen, sondern sogar alle Schritte, die sie gethan hat, wieder würde rückwärts thun müssen; sie wer-

achtet überdieß ihre Beschränktheit, Alles auf meßbare Kräfte zurückführen zu wollen, und so lange sie das Spiel derselben nicht klar darlegen kann, lieber zu sagen, sie wisse nichts von der Sache. Findet man kein Licht darin, so kann man es ja hineinsetzen, und wer es nicht thut, zeigt nur, daß er selbst keins in sich hat.

Es ist übrigens, um wieder zurückzukommen, außer dem Umstande, daß die Leute bei der Cholera nicht einmal Zeit haben, Zutrauen zur Homöopathie zu fassen, auch noch der andere Umstand für sie bedenklich, daß ihre Jünger bei der Cur auch nicht Zeit finden, ihren wichtigsten Bundesgenossen, die Diät mit ins Spiel zu ziehen, und man daher den Zweifel aufwerfen könnte, ob die Homöopathie nun für sich allein etwas dagegen vermöchte, da man bei so vielen, in Rußland und Oesterreich zerstreuten, Homöopathen, wo denselben doch wohl hier und da Cholerakranke vorgekommen seyn werden, bis jetzt so wenig von ihren Leistungen gehört hat — wiewohl allerdings mitunter durch das Gebrause und Gesumse der Allopathen eine einzelne homöopathische Stimme vergebens durchzudringen und den Kranken, der ihr nicht gestorben ist, geltend zu machen gesucht hat — so könnte man hierin einen bedeutenden Grund für diese Vermuthung finden, denn die Homöopathen sind keine Leute, die ihr Licht etwa nicht anstecken, wo es Talg giebt zum Brennen, oder es unter den Scheffel steckten, wenn es

leuchtete, da sie vielmehr den Leuchter immer schon lange vorher herumzeigen, ehe es nur zum Brennen kommen kann; daher sich mit Fug annehmen läßt, daß sie bis jetzt noch an ihrer **Materia medica** wie an einem Feuersteine vergebens gepinkt haben, ohne den Funken des rechten Mittels herauslocken zu können; denn selbst Kampher und Kupfer, die der große Allvater der Homöopathie seinen Schülern und dem ganzen Menschengeschlechte mit seltener Uneigennützigkeit geschenkt hat, haben bisher der Cholera keinen Respect einzuflößen vermocht. Indeß vielleicht beruht dieß eben darauf, daß es geschenkte Mittel sind, an die man begreiflich keine außerordentlichen Ansprüche machen kann; denn wie bekannt, läßt sich ja Hahnemann seine geheimen Wundermittel theuer genug bezahlen; und es sollte mich bei der anerkannten Klugheit desselben sehr wundern, wenn er ein wirklich wirksames Mittel so wegwürfe: es wäre dieß ja gerade so, als wenn der Jude sein Getreide zur Zeit der Noth, wo er es am theuersten bezahlt bekommen kann, auf die Gasse schüttete, damit Jeder nach Belieben sich seinen Sack damit füllen könnte, während er nicht einmal seinen Seckel dabei zu füllen hätte. Ich glaube vielmehr, daß dieß abermals eine Gelegenheit ist, den großen praktischen Takt Hahnemann's zu bewundern, wie er immer von Zeit zu Zeit einige Abfälle seiner Wissenschaft seinen Anhängern als Köder, seinen Gegnern als rothen Lappen

zur Erboßung, gegen den ſie auch nie anzurennen verfehlen, hinwirft, damit man nicht vergeſſe, daß er noch lebe und immer noch der große Hahnemann ſey, weßhalb er auch immer ſeine Mittheilungen ſo einrichtet, daß ſie möglichſt abſurd erſcheinen, damit ſeine Anhänger deſto größern Tiefſinn, ſeine Gegner deſto mehr Veranlaſſung darin finden, über ihn herzufallen; denn dadurch wird der Lärm größer; auch urtheilt er ſehr richtig, daß ein Ruf, den er durch wunderliche Principien gegründet hat, nur durch unglaubliche Dinge, die er nachher noch darauf ſetzt, ſteigen kann, und wirklich nehmen ſich die tollſten Einfälle in Hahnemann's Munde ſo natürlich aus, daß kein Menſch mehr darüber erſtaunt; indem die einen ſie in der innern, ihnen durch ſeinen Geiſt nun plötzlich erhellten, wunderlichen Natur der Dinge, die andern ſie in der innern wunderlichen Natur Hahnemann's ſelbſt vollkommen begründet finden. Ja da die Allopathen ſich ſchon halb krank über alles das gelacht haben, was er nach und nach mit der Miene eines Weiſen vorgebracht hat, ſo haben ſeine Mittheilungen ſelbſt den Einfluß auf ihr Zwerchfell verloren, und er weiß ſie daher blos noch durch die Leber zu reizen, daß ſie die gehörigen Ausfälle auf ihn thun, weßhalb er nie unterläßt, den Mitteln, mit denen er auf das Publicum zu wirken ſucht, einige höhnende Redensarten auch für ſie zur Verſtärkung ihres Gallenergueſſes beizumengen.

Auf dieſe Weiſe bringt er es denn doch dahin, daß ſeine Gegner, die ihn alle im Grunde ihrer Seele herzlich verachten und ignoriren, ſich doch zu der **contradictio in adjecto** veranlaßt finden, dieſe Verachtung und Ignorirung immer von Neuem gegen ihn auszuſprechen. Uebrigens würden die Allopathen, wenn ſie nicht zuverſichtlich hofften, daß ſein Elba, wohin es ihnen durch kräftiges Zuſammenwirken glücklich gelungen iſt denſelben zu vertreiben, zugleich ſein Helena ohne die Zwiſchenkataſtrophe werden würde, gewiß alle ſeine Bewegungen noch eben ſo aufmerkſam beobachten, als es von den Fürſten bei einem nicht minder großen Manne geſchahe; denn daß er die Medicin mit allerlei Curioſitäten bereichert, dies kann man allenfalls gelten laſſen; aber ſollte er je einmal zurückkehren und die Patienten Leipzigs wieder erobern wollen, ſo würde eine neue Conſpiration aller daſigen Potentaten nicht verfehlen, ihn bald wieder herauszutreiben: denn jeder Arzt hält ſeine Kranken unter ſeinen Flügeln wie eine Henne ihre Jungen, und völlige Ruhe wird freilich erſt dann in dem allopathiſchen Hühnerhofe eintreten, wenn der Raubvogel Hahnemann nicht mehr über den Häuptern ſchwebt; denn mit den kleinen Stoßvögeln, ſeinen Jüngern, denkt man ſchon eher fertig zu werden; dieſe ſchießt man mit den Schrotkörnern einiger Witze nieder, oder man fängt ſie in den Schlingen des Examens, oder man zerſchneidet ihren Flü-

geln die Sehnen des Selbſtdispenſirens und nöthigt ſie, mit den andern Aerzten zugleich aus demſelben ſtinkenden Napfe der Apotheken zu freſſen, ſo daß ſie bei dem Abſcheu, den ſie dagegen haben, ganz verkümmern; aber bei Hahnemann verfangen alle dieſe Mittel nicht, denn für Schrote hat er eine zu dicke Haut und als man ihm die Flügel beſchneiden und ſeine Naſe auch in denſelben Napf mit den andern tunken wollte, flog er fort und ſtürzt ſich nun aus der Ferne mit Schwingen der Briefe auf die Patienten anderer, daher ich den Allopathen, damit doch ihre Mühe nicht ganz umſonſt geweſen iſt, ſehr rathen würde, nun auch ein Veto gegen ſeine Briefe, welches doch in der Regel nur verkleidete Pulver ſind, die ſich über den Corden der Allopathie einpaſchen, einzulegen; denn was hätten ſie für Vortheile davon, einen böſen Geiſt durch eine Thür ausgetrieben zu haben, wenn er durch 100 Thüren zurückkehrt.

Anlangend die oben erwähnte Bedenklichkeit, die man freilich nur einem Nichthomöopathen zu Gute halten kann, daß die Homöopathie vielleicht in der Cholera nichts fruchten könne, ſo iſt ſie denn doch nun gehoben; denn der Dr. Heinel in Berlin hat ja jetzt endlich von 31 Kranken 25 gerettet und eine ſchriftliche Freudensbezeugung dafür von Dr. Hufeland empfangen, und ich zweifle nicht, daß nach der Zeit, wo ich dieſes ſchreibe, noch eine viel größere Menge Kranke von den Homöopathen in

Berlin wird gerettet werden, besonders da die Krankheit immer um so milder wird, je länger sie an einem Orte verweilt. Wegen dieser Rettung von 25 Kranken würde ich den Homöopathen rathen, ein Freudengastmahl zu veranstalten; denn diese 25 Kranken sind für sie keine Kleinigkeit, sondern die Besatzung einer ganzen kleinen Festung, von der aus sie viele Angriffe der Allopathen werden zurückweisen, ja in deren eignes Land einfallen können, wenn etwa zufällig zur selben Zeit in den allopathischen Spitälern eine geringere Anzahl Kranke gerettet wurde. Freilich werden die Allopathen dagegen 50 andere Fälle anführen, wo ihre Methoden einmal noch günstigere Erfolge hatten, ein anderesmal oder an einem andern Orte wieder nichts halfen; und in der That kommen auch beim Pharao oft Fälle vor, wo eine Karte unter 31 mal 25 mal zuschlägt, während sie bei den nächsten Abzügen verhältnißmäßig eben so oft abschlägt; und es scheint sogar bei der Homöopathie ziemlich lange gedauert zu haben, ehe ein solcher günstiger Pharaofall eingetreten ist; während man die ungünstigen begreiflich nicht in die Zeitungen gesetzt hat. Doch Ehre wem Ehre gebührt; wir wollen dem Dr. Heinel seine Bürgerkrone nicht streitig machen, denn 25 Menschenleben sind dankeswerth, und in der Ungewißheit zollt man, um nicht undankbar zu erscheinen, gewiß den Dank dem am besten, der ihn wenigstens am wahrscheinlichsten verdient und jedenfalls die Absicht gehabt hat, ihn zu verdienen;

nur wünschten wir eine ähnliche günstige Rechnung für den Dr. Heinel noch einmal in den Zeitungen zu lesen.

Dieses oder dergleichen werden denn die Allopathen auch nicht verfehlen gegen dieses oder dergleichen Beispiele, welche die Homöopathen zu ihren Gunsten anführen, einzuwenden, um nicht die Kränkung erleben zu müssen, daß das Zutrauen zur Homöopathie festen Fuß fasse, und man ihnen am Ende gar ein Spital verwillige, welches sie mit eben so scheelen Augen betrachten würden, als die Zeloten einer alten Religion, wenn man einer neuen, deren Anhänger sie nur mit Unwillen einzeln tolerirt haben, nun gar eine Kirche einräumte; denn auch die wissenschaftliche Toleranz hat ihre Gränze, welche da ist, wenn die neue Meinung aufhören will, furchtsam umherzuschleichen, sondern ihr Haupt erhebt und nun auch ihre Rechte im Leben fodert. Bis jetzt haben es auch die Homöopathen trotz alles Arbeitens noch zu keinem Spitale gebracht; — und wahrscheinlich hatte, als man sie Versuche in Spitälern anstellen ließ, die Homöopathie gerade schlechte Laune, sie genirte sich unter den Augen so gelehrter Leute, als die Allopathen sind, zu arbeiten, kurz ihre Wunder haben bei spitalmäßiger Anwendung bis jetzt immer nicht gelingen wollen; aber auch die Wunder des großen Philadelphia würden in Nichts zerlaufen, wenn er die ganzen Operationen, durch die er sie hervor-

bringt, unter den Augen der Zuschauer anstellen wollte; zu diesen Wundern gehört wesentlich, daß man blos das Resultat zeige, und zwar blos, wenn es gelingt, zeige, die mißlungenen Resultate aber unter der verhangenen Tafel lasse, so daß der Zuschauer denkt, es sey Alles gelungen. Auch sind die Homöopathen selbst der Meinung, daß solche Spitalversuche unter den Augen der Allopathen ihren Ruhm nicht fördern können, und sie sammeln daher jetzt eine Collecte, um ein Spital für sich zu arrangiren, damit sie dann die Resultate davon selbst bekannt machen können, die, wie ich nicht zweifle, die allerglänzendsten seyn werden. Es ist nur Schade, daß die Cholera wahrscheinlich schon vorbei seyn wird, bevor sie es dahin gebracht haben, so daß ihnen diese Erfolge dann nichts nutzen können, die dadurch erlangten Ansprüche auch auf öffentliche Spitäler geltend zu machen, deren Ertrag sie jetzt den Allopathen allein überlassen müssen.

Freilich, wenn auch die Homöopathen wirkliche Wunder bei der Cholera verrichteten, so würde ihr Ansehen bei den Allopathen dadurch um kein Haar wachsen; denn anstatt für größere Propheten würden sie dieselben nur für größere Charlatane erklären, und wenn sie dieselben allenfalls ruhig gewähren lassen, so lange ihre Heilmethode nichts fruchtet, so würden sie nun, wenn sie gar wirksam zu werden anfinge, erst recht ernsthafte Maß-

regeln gegen sie nehmen zu müssen glauben, damit nicht dieser neu aufgehende Schein sich wirklich zur Sonne constituire und ihre Lampenlichter zum Verschwinden bringe, freilich dann ein eben so vergebliches Unternehmen, als wenn sie versuchen wollten, die aufgehende Sonne wieder unter den Horizont herabzudrücken. Es ist überhaupt merkwürdig, zu sehen, was für scharfsinnige Skeptiker sowohl Homöopathen als Allopathen, jede in Bezug auf die anderen, sind; kein Allopath glaubt dem Homöopathen seine Cur, höchstens giebt er zu, daß er sie auf allopathischem Wege verrichtet habe; kein Homöopath glaubt dem Allopathen eine Cur, höchstens giebt er zu, daß er sie auf homöopathischen Wege verrichtet habe; dagegen welchen felsenfesten Glauben hat jeder auf alle die Erfahrungen, die im Gebiete seiner eigenen Kunst gemacht worden sind; nicht minder interessant ist es, zu beobachten, mit welcher Freimüthigkeit Allopath und Homöopath sich gegenseitig der eine dem andern die Balken, die er in des andern Auge sieht — denn von Splittern ist da gar nicht die Rede — aufzeigt, welche Mühe, Fleiß, Studium, Witz er daran wendet, dem Publicum die Lächerlichkeit und Absurditäten der andern Medicin recht baar und blank vor Augen zu legen, so daß Allopath und Homöopath zwei komischen Personen gleichen, die um einander herumspringen, und mit ihrer Pritsche jeder auf des andern Buckel los schlagen, so daß

natürlich sich das Publicum um beide sammelt und beide auslacht. Indeß muß man doch gestehen, daß die Allopathen wenigstens einer guten Seite der Homöopathie ihre Augen nicht zu verschließen vermögen — geschieht es auch vielleicht nur deßhalb, um den Ruhm einer gerechten Unparteilichkeit zu behaupten, ungefähr wie ein Richter in der eigenen Sache der andern Partei zwar selbst ihre Ansprüche an den fraglichen Gegenstand entwickeln helfen kann, aber dieselbe zuletzt jedenfalls sich ganz und allein zuerkennt — dagegen wissen die Homöopathen an der Allopathie auch nicht einmal eine einzige gute Seite zu finden, höchstens geben sie zu, daß sie in dem allopathischen Kehricht hier und da eine homöopathische Perle blinder und verlorener Weise gefunden habe, während sie selbst durch ihre **Materia medica** sich im Besitz eines ganzen Perlenhaufens wissen.

Leider, wenn die Homöopathen nach dem Vorstehenden keine großen Vortheile von der Cholera ziehen können, so können sie auch nicht einmal in wissenschaftlicher Hinsicht einen ähnlichen Gewinn davon erlangen, als die Allopathen. Ihre Kunst bietet nämlich, seit Minerva aus Zeus Haupt entsprang, das einzige in der Welt noch bestehende Beispiel einer Sache dar, die gleich vollkommen ausgebildet und entwickelt zur Welt gekommen und nun gar keiner Verbesserung weiter fähig ist, während alle andere Dinge sich erst langsam entfalten und nach

unsäglichen Mühen, Gedanken und Bestrebungen vieler Bearbeiter das Ziel nicht sowohl erreichen, als sich ihm immer mehr annähern. Hahnemann war der einzige Glückliche, der seine Wissenschaft anstatt beim Anfange gleich beim Ende anfaßte, der gleich im gelobten Lande und in der Erkenntniß des wahren Gottes durch dessen Gnade geboren wurde, ohne erst wie das Heer der Allopathen 40 Jahre in der Wüste umherzuirren und goldne Kälber anzubeten. Ich will damit nicht gesagt haben, daß die Homöopathie nicht mehr extensiv wachsen könne; im Gegentheile; aber sie wächst nicht wie ein Kind, sondern wie ein Bandwurm, indem ihre Materia medica äußerlich ein Glied an das andere setzt; und es ist nur zu besorgen, daß der ganze Bandwurm abgehen wird, wenn einmal Hahnemann, ihr Kopfglied, abgetrieben seyn wird. Jedenfalls ist es löblich, daß die Homöopathen ihrer Kunst die großartige Einfalt zu erhalten suchen, mit der sie ans Licht getreten ist, und es ist sehr Schade, daß die Homöopathie noch nicht zur Zeit der Schöpfung erfunden war, gewiß würde da der Schöpfer den Menschen, was er anfangs war, gelassen haben, einen Erdenkloß, und es würde dann Niemandem eingefallen seyn, auf die schwierigen und nutzlosen Studien, Anatomie, Physiologie und drgl., zu gerathen. Da aber Gott, der augenscheinlich hierin noch dem allopathischen Systeme gehuldigt hat, solche unnütze und verwickelte Einrichtungen am

Menſchen einmal traf, ſo iſt es um ſo mehr Pflicht der Wiſſenſchaft, zur Einfachheit zurückzukehren, und von allen Dieſem zu abſtrahiren. In der That, während für die Allopathie die Wiſſenſchaft ein Ariadnefaden iſt, der in das Labyrinth hineinführt, betrachtet die Homöopathie viel zweckmäßiger ſie vielmehr als einen ſolchen, der hinausführt, und bleibt daher lieber gleich gar auf dem freien Platze vor dem Labyrinthe ſtehen ohne hineinzugehen. Hiedurch hat ſie nun den großen Vortheil erlangt, daß ſie ſelbſt von dem Unwiſſendſten erlernt werden kann, und da alle Wiſſenſchaften auf ihrem Gipfel ſich nach dem Geſetze des ewigen Kreislaufs wieder dem Urſprunge nähern, ſo ſehen wir darin, daß die Medicin durch die Homöopathie wieder in die Hände von Leuten gebracht wird, die ſich von Hirten und alten Weibern zu unterſcheiden wenigſtens nicht nöthig haben, einen Beweis, daß die Medicin durch die Homöopathie der Vollendung nahe gebracht worden iſt. Ja, auch wem ſein bischen früher erworbenes allopathiſches Wiſſen zu ſauer fällt im Gedächtniſſe herumzutragen, kann es an den Nagel hängen, wenn er der Homöopathie nachfolgen will, und ſo ſehen wir, was in der Bibel als ſo ſchwer, ja faſt unmöglich dargeſtellt wird, jetzt tagtäglich erfolgen, daß mit allen Reichthümern des Wiſſens ausgeſtattete allopathiſche Jünglinge Alles verlaſſen und dem neuen Meiſter in ſeine freiwillige Armuth folgen. Freilich braucht der

Homöopath im Grunde noch einen unendlich größeren Packwagen, als der Allopath; allein er wird, wenn er sich zur Homöopathie bekehrt, statt der Ziege, die ihn durch ihre Kreuz- und Quersprünge durch Dick und Dünne nachzog, der Vernunft, die er nun laufen läßt, wohin sie will, in den Besitz eines großen gleichförmig trabenden Kameels, das ihm alle diese Last nachschleppt, des homöopathischen Heilmittellexikons, kommen, so daß er, was er gerade braucht, jedesmal nur von dessen Rücken zu nehmen hat, während er selbst frei und ledig von aller Gedankenlast herumgeht. Gewiß müßte sich das homöopathische Princip vortrefflich auch auf das Sprachstudium anwenden lassen, was man den Kindern blos dadurch so sehr erschwert, daß man ihnen den Syntax, eine rein allopathische Sache, beizubringen und sie einen fremden Schriftsteller nach dem Sinn, anstatt nach den Worten, zu übersetzen lehrt. Die homöopathische Methode weiß hiebei viel leichter zum Ziele zu kommen: sie schlägt blos Wort für Wort der fremden Schrift, die sie als Symptome aus dem Körper herausbuchstabirt, in ihrem Lexikon auf, ohne sich um den Sinn zu kümmern, und decretirt nachher, daß die Wortübersetzung Sinn sey.

Unstreitig also wäre es von den Homöopathen höchst thöricht, wenn sie bei diesen anerkannten Vorzügen ihrer Kunst oder Wissenschaft, oder wie man das Ding nennen will — denn es ist im Grunde ein ganz neues Wesen —

einen Fortschritt derselben durch die Cholera, mittelst neuer Erfahrungen oder Ansichten, zu welchen diese Veranlassung geben könnte, zu erlangen suchten; bei jedem Fortschritte derselben würden sie selbst nur weiter nachzulaufen haben; ja es steht so sehr zu besorgen, daß die schon an der Gränze stehende Homöopathie beim nächsten Tritte, den sie vorwärts zu thun versuchen wollte, in den Abgrund fallen würde, daß es schon deßhalb für sie zweckmäßig ist, sich Sonne und Planeten drehen, Jahre kommen und gehen, neue Erdrevolutionen sich vollenden zu lassen, selber aber am alten Flecke zu bleiben und lieber auf einem Beine mühsam zu balanciren, als das zweite, und wäre es schon zu einem Fortschritte erhoben, wirklich niederzusetzen. Jeder Homöopath sollte daher dem andern den Wahlspruch ins Stammbuch schreiben:

Felsen zersplittern, Marmor zerbricht,
Die Homöopathie, die rührt sich nicht;

da sich in der That nichts weiter an ihr vorwärts zu rühren hat, als der immer mehr anschwellende Schmerbauch ihrer **Materia medica.**

Die besprochene Nutzlosigkeit der Cholera für die Homöopathie würde übrigens noch kein Grund seyn, daß sie den Homöopathen nichts nützte; denn sie können sich ja neben der Kuh der Homöopathie recht gut noch den Esel der Allopathie — auch wenn sie ihn für nichts als einen solchen ansehen — halten oder, wie man sagt trei-

ben, da ſie ſehen, daß er doch Milch giebt. Man kauft ja überhaupt ſein mediciniſches Wiſſen wie ein Landgut nicht ein, um einen angenehmen Park daraus zu machen oder naturforſchende Beobachtungen darauf anzuſtellen, ſondern um es zweckmäßig zu bewirthſchaften, und da wird man natürlich, je nachdem ein oder das andere Product beſſer geht, eins oder das andere oder am liebſten beide anbauen, um in jedem Falle des Abſatzes ſicher zu ſeyn. Die meiſten, die von der Allopathie zur Homöopathie übergehen — denn der umgekehrte Uebergang findet faſt noch ſeltner Statt, als der Uebergang von dem Katholicismus zum Proteſtantismus — fehlen unſtreitig darin, daß ſie die erſte gleich ganz wegwerfen, was doch im Grunde ſo thöricht iſt, als wenn einer zweierlei Staatspapiere hat, und die, womit er am wenigſten zu gewinnen hofft, wegwirft. Es iſt allerdings eine eigne Erſcheinung, daß jeder mit der Einſicht, daß ihn die Homöopathie beſſer nähre, als die Allopathie, auch zugleich die Einſicht gewinnt, daß ſie wahrer ſey, als dieſe; andrerſeits freilich auch wieder nichts natürlicher, als daß homöopathiſches Brod ſich auch in homöopathiſche Ideen, und dieſe in ein homöopathiſches Lied verwandeln. Aber durch dieſe Einſeitigkeit ſchaden ſich die meiſten. Wenn man ſieht, daß ein Kater Mäuſe fängt, und ein Hund Haſen, ſo bindet man ſie doch, weil ſie ſich freilich ſonſt nicht vertragen, mit den Schwänzen zuſammen, um nach Belieben gleich den einen oder den andern los laſſen zu

können. Beide Wissenschaften sind einmal nicht, wie die zwei verträglichen Köpfe des Janus, an Einem Rumpfe gewachsen, also mache man es wie jener kluge Chirurgus, der seine beiden Kinder durch eine künstliche Exulceration mit den Rücken an einander heftete und dadurch viel Geld verdiente; freilich kann sich keins mehr recht bewegen, allein wenn sie nur recht viel einbringen, so kommt ja nichts darauf an, wie sie es einbringen. Wenn man sich in der Medicin nach der Decke der Wissenschaft strecken wollte, so würde man überhaupt sehr krumm liegen müssen: denn der sausende Webestuhl der Zeit scheint sich noch nicht sehr um die Förderung derselben gekümmert zu haben, also nehme man lieber statt einer Decke zwei, und wenn man nicht zwei Fliegen mit einer Klappe todtzuschlagen weiß, so suche man die eine Fliege mit zwei Klappen zu erlegen.

Wenn also die Homöopathen bei der Cholera nichts verdienen, so haben sie es im Grunde doch nur ihrer eigenen Halsstarrigkeit zuzuschreiben. Sie reicht ihnen so gut den vollen Suppenteller hin, als den Allopathen, aber sie müssen die Suppe nicht mit Gabeln essen wollen, weil es ihnen sonst besser glückt, das Fleisch damit zu essen, als mit Löffeln. Wer gut und reichlich speisen will, muß auf alle Werkzeuge halten, womit er etwas zum Munde bringen kann, und man wird sehen, daß die sich nicht am schlechtesten

bei der Cholera befinden werden, die dieſe nützliche Regel befolgen.

Neuntes Capitel.

Verlaſſen wir die Aerzte, nachdem wir gezeigt haben, wie viel ſie der Cholera verdanken oder verdanken könnten, und erörtern noch ſchließlich mit einigen Worten den Aufſchwung, den die Literatur durch die Cholera genommen hat. Es iſt nun ſchon lange her, daß die Menſchen nicht mehr wußten, was ſie ſchreiben ſollten; ſchon giebt es mehr Bücher als Dinge, ſo daß den neuen Büchern nichts übrig blieb, als die alten zu beſchreiben, gleichſam wie Menſchen oder Ratten, wenn ſie rings um ſich Alles verzehrt haben, nun einander ſelbſt anfallen. Die ganze Welt ſteht jetzt abgebildet, beſchrieben, überſetzt, commentirt, bewieſen und widerlegt, verbeſſert und neu herausgegeben in Büchern, ſo daß man jetzt von einem Dinge leichter 100 Stellen angeben kann, wo es geſchrieben ſteht, als wo es ſelbſt ſteht. Höchſtens ſolche Dinge, die nie und nimmer ſind geweſen, wie die Träume der Dichter und Philoſophen, können jetzt noch Stoff zu neuen Büchern geben; aber wem iſt mit dieſer im Blauen flatternden Waare gedient; Sachen will man, Sachen, die auf der Erde ſtehen; und alle Sachen ſind ſchon aufgegeſſen von den Büchern.

Bei dieſer Hungersnoth der Bücher nach Dingen iſt es kein Wunder, wenn die meiſten, weil ſie zu ſparſam ernährt zur Welt kommen, faſt abſterben, ſo wie ſie das Licht erblickt haben; denn die Bücher, denen das neue Buch ſeinen Urſprung verdankte, waren vielleicht ſelbſt in Noth und Elend erzeugt. Um ſo willkommener muß nun aber jeder neue friſche Gegenſtand ſeyn, der ſich darbietet; auch iſt es gleichgültig, was es ſey: denn bei einer Hungersnoth ſpeiſt man Ratten, Mäuſe und Spinnen als Leckerbiſſen; genug es iſt ein neues Ding. Glücklich das Buch, welches das neue Ding zuerſt findet; allein kaum hat es Zeit, ſatt daran zu werden, ſo ſtürzt ſchon ein zweites, drittes, hundertſtes Buch herbei, man ſieht das Ding vor den Büchern, die ihre Aetzung darauf ſuchen, bald nicht mehr, ſie drängen ſich bei Seite, reißen ſich das Ding aus den Händen, das Geſchrei und die Verwirrung werden gränzenlos, bis zuletzt auch Haut und Knochen verzehrt ſind, und der alte Hunger wieder eintritt, wo ſie allmälig matt die Flügel hängen laſſen, und man ihre Leichname karrenweiſe fortſchafft.

Ein ſolches neues Ding iſt denn nun auch die Cholera. Die Zahl der Bücher, die ihr den Urſprung verdanken, ſteigt nun ſchon über 200, und noch jeden Tag erſcheinen ein oder zwei neue unentbehrliche Bücher: denn jedes trägt ſchon darin ſeine Berechtigung zu erſcheinen, daß eo ipso, daß es erſcheint, alle ſeine Vorgänger ver-

alten. Die Bücher erzeugen sich aus einander nach der Einschachtelungstheorie, und so wie ein neues aus den frühern hervorgekrochen ist, gelten diese nur noch als leere Schalen. Man sieht jetzt bei einem Buche, das man zu kaufen Lust hat, nach der Jahreszahl, wie man nach den Zähnen bei einem Pferde sieht, und nur dadurch weiß die curiermäßig auf Büchern vorwärtsreitende Cultur fortzukommen, daß sie immer frische unterlegt. Ein neues Buch kann deßhalb auch viel schlechter seyn, als das alte, aus dem es entstanden ist, weil es ja vor diesem den Vorzug der Neuheit voraus hat. So werden denn auch die Cholerabücher immer neuer und zum Theil immer schlechter, schon deßhalb, weil jedes spätere Buch nicht nur die Thorheiten, die in allen frühern stehen, sorgfältig sammelt, sondern auch noch einige selbstausgedachte hinzufügt, damit das Buch eine Quelle sey, worunter man jetzt ein Buch versteht, woraus sich wieder neue Bücher machen lassen. Es ist aber wichtig, einem Buche diesen Namen zu verschaffen, denn da die Bücher eben nicht von Leuten, die sich mit den Sachen, die darin beschrieben sind, beschäftigen, gekauft werden, die schon wissen, daß sie mit etwas Erfahrung und Praxis weiter kommen, sondern blos von Leuten, die wieder über dieselbe Sache schreiben wollen, so muß jedes Buch wenigstens etwas bringen, was man noch in keiner andern Quelle findet; auch ist es gleichgültig, ob das Neue eine

Weisheit oder Thorheit sey, wiewohl das letztere noch besser seyn dürfte: denn die Thorheit im alten Buche giebt ein längeres Citat im neuen Buche, da man gleich eine Widerlegung daran knüpfen kann, während die Weisheit des alten erst eine Thorheit des neuen veranlassen würde, da dieß doch unmöglich wieder dasselbe als das vorige Buch bringen kann.

Was das Publicum anlangt, so ist dies allerdings sehr dankbar für die Hülfe, die ihm die Legion Cholerabücher von allen Seiten darbietet, auch kauft es nach Kräften, und es ist gewiß Mancher, der es schmerzlich bedauert, daß sein Vermögen nicht zureicht, sich alle anzuschaffen. Indeß dürfte es doch vielleicht nun bald rufen: Herr, hör' auf zu segnen! Es merkt allgemach, daß es ihm wie einem bedrängten Lande geht, das gegen einen bösen Feind Hülfstruppen gerufen hat, gegen die es sich nachher selbst nicht mehr zu helfen weiß, wenn sie das Land überschwemmen und der alte Feind noch daneben sitzen bleibt; denn die Cholerabücher sind wie Aasfliegen, die erst unter dem Vorwande herbeikamen, das Aas zu verzehren, wo man alle Mittel anwendete, diese nützlichen Geschöpfe zu vermehren; das letztere ist nun vortrefflich geglückt; aber das Aas ist nur um so stinkender geworden, und die Fliegen kann man nicht mehr abwehren; denn vor Augen und Ohren summen jetzt die Cholerabücher herum. Es ist auch gewiß, das Pu-

blicum brauchte bei Weitem nicht so viele Bücher, als gegen die Cholera geschrieben sind; es hätte an Einem genug, ja wenn gar keins darüber geschrieben wäre, so würde es vielleicht auch kein Unglück seyn; aber die Buchhändler brauchen so viele Bücher, aber die Schriftsteller brauchen so viele Bücher. Das Publicum hat gut reden: Ein Buch kann von Allen gelesen werden, aber es kann nicht Ein Buch von 600 Buchhändlern verlegt, nicht Ein Buch 10,000 Schriftstellern bezahlt werden. Es ist richtig, von Thatsachen steht in einem Buche gewöhnlich dasselbe als im andern, jedes fängt ungefähr an: die verheerende schreckliche Krankheit, welche nun seit ꝛc., oder der Würgengel ꝛc.; — dann führt man uns etwas in Indiens Sümpfen herum u. s. f., und außerdem enthält jedes Buch noch etwa eine besondere Phantasie des Autors, eine Hypothese, einen Unsinn; ja eigentlich ist die Cholera gewöhnlich nur das Vehikel, diese Zuthaten des Autors, der sich doch auch als denkender und schreibender Mann kund geben will, unter die Leute zu bringen, und nur, weil die leichte Waare nicht weit fliegen würde, wenn sie der Autor für sich unter das Publicum werfen wollte, wickelt er immer wieder den alten Cholerastein, der freilich jetzt noch so unverdaut als zu Anfange ist, hinein. Aber ist das nicht gerade eine vortreffliche Eigenschaft der neuern Schriftsteller, daß sie, anstatt wie die Kaufleute den Käufern bei einer soliden Sache alle-

mal noch eine Lumperei zuzugeben, vielmehr umgekehrt verfahren.

Jedenfalls, mag nun das Publicum durch die Cholerabücher gewinnen oder nicht, so ist die Bereicherung, welche dadurch der Beutel der Literatur, der Meßkatalog erhält, nicht wegzuleugnen. Sie deckt einen Ausfall, der bei so manchen abgestorbenen Interessen sonst darin entstehen würde, und wetteifert in dieser Hinsicht mit der Politik, wie sie in der Wirklichkeit sich mit dieser mißt und in ihre Operationen einzugreifen vermag. Liest sich ein Cholerabuch gleich nicht so angenehm als ein Roman, worin die Menschen anstatt an Erbrechen und Durchfall, vielmehr an Gift, Dolch und Liebe sterben, oder sich durch heimliche List und Ränke umbringen, so haben jene Schriften doch dafür um so mehr Wahrheit, und da Einheit und Wahrheit ja die ersten Erfordernisse der Poesie sind, nicht aber Nutzen, so schließe ich daraus, daß die Cholerabücher, die alle auf den Einen Zweck ausgehen, Verfasser und Buchhändler zu bereichern, sonst aber nichts nutzen, auch die größten Kunstwerke der Poesie sind; da endlich bei allem Ueberfluß an Poeten doch der Mangel an Poesie das Grundübel unsers Zeitalters ist, so hoffe ich durch diesen letzten Beweis nun noch vollends schlagend entschieden zu haben, daß die Cholera das Grundübel unsers Zeitalters heben wird.

Anhang*).

I. Ansichten der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache der Cholera.

1) Beck und Franke. Das Wesen der Cholera sucht man in Warschau in einer Affection des Ganglien-systems, besonders des **Plexus coeliacus**, und nur **Antomarchi** hält sie für eine Affection des Herzens. Bis jetzt wagen wir uns nicht darüber auszusprechen. (Aengstliche Leute!) (Rad. I. 5.)
2) Foy. Die **Cholera morbus** scheint in den Rückgratsnerven ihren Sitz zu haben. (Rad. I. 8.)
3) Pinel. Die Krankheit hat in den Ganglien des **nervus sympathicus** ihren Sitz. (Rad.)
4) Ammon. Die Sache selbst spricht dafür, daß die Krankheit im **nervus vagus** sitzt. (Rad. I. 26.)
5) Geod. Die nächste Ursache der Cholera besteht in einer unmittelbaren und steigenden Verminderung der Nerventhätigkeit. (Rad. I. 4.)

---

*) Rad. bedeutet die von Prof. Radius, Kl. die von Prof. Kleinert herausgegebene Cholerazeitung.

6) Hildebrandt. Die Cholera iſt dem Einfluſſe eines Uebermaßes der Nerventhätigkeit auf gewiſſe Theile des Körpers, namentlich Leber, Magen und Darmcanal, ſpäter auch Extremitäten, zuzuſchreiben. (Rad.)

7) Herrmann. Die Cholera beruht auf einer Polariſation der Nerventhätigkeit der Art, daß ſich dieſelbe in den Nervis vagis anhäuft, dem Ganglienſyſtem entzogen wird, wodurch eine Paralyſe des letztern entſteht. Die Folge davon iſt eine krampfhafte Uebereizung der mit jenen Nerven in Verbindung ſtehenden, eine Erſchlaffung der vom Ganglienſyſteme verſorgt werdenden Organe. (Kl. 58.)

8) Hufeland. Die Cholera iſt ihrer Natur nach nichts anderes, als die heftigſte krampfhafte Aufregung, eine Convulſion, eine wahre Epilepſie des ganzen Darmcanals, gewöhnlich die Leber mit eingeſchloſſen. (Hufeland's J. 1830. St. 12. S. 108.)

9) Steudel. Das Weſen der Cholera ſtimmt mit dem Weſen des epidemiſchen Frieſelfiebers überein und beſteht in einer krankhaften Affection des Syſtems des Intercoſtalnerven, durch welche zuerſt und vornehmlich der geſammte von demſelben beherrſchte Secretionsapparat in ſeinen

Functionen geſchwächt, alterirt, in Unthätigkeit oder Lähmung verſetzt wird. Der ganze Unterſchied zwiſchen beiden würde hauptſächlich nur darauf beruhen, daß in der Cholera auch noch die oberhalb des Zwerchfells befindlichen Ganglia cervicalia und die davon nach Herz und Lungen ausgehenden Nervenſtämme hauptſächlich mit ergriffen werden, während dieſe im Frieſelfieber mehr oder weniger verſchont bleiben. (Kl. 233.)

10) Rathke. Die nächſte Urſache oder das Weſen der Cholera beſteht in einer durch Unthätigkeit und Krampf des Capillarſyſtems in Haut und Lungen aufgehobenen normalen Umbildung des Bluts und gleichzeitigen Exaltation des Ganglienſyſtems, wodurch Magen, Darmcanal und Leber zu einer erhöhten Action angeregt werden, um als vicariirend in der geſtörten Oekonomie des Organismus aufzutreten, und zwar ſcheint die Leber die Vices der Lungen (wie beim Fötus), und der Tubus alimentarius die der Haut zu übernehmen. (Kl. 186.)

11) Niſſen. Das Weſen der Krankheit beſteht in erhöhter Venoſität, wodurch zunächſt der Theil des Nervenſyſtems, welcher dem Unterleibsnervenſyſteme, dem Focus aller Nerventhätigkeit, vorſteht, der Plexus solaris und ſpeciell der Plexus hepaticus deſſelben, zu weit über die Norm vermehrter Lebensthä-

tigkeit angeregt wird, bis ſich endlich Entzündung der Unterleibsnerven (Ganglionitis) herausbildet. (Kl. 240.)

12) Loder. Die nächſte Urſache der Krankheit iſt im Sonnengeflecht und im Syſteme des ſympathiſchen Nerven, weil ſich aus dieſer Annahme alle Zufälle der Krankheit leicht und ungezwungen erklären laſſen. In Entzündung iſt das Weſen der Krankheit durchaus nicht zu ſuchen. (Kl. 144.)

13) Elsner. Die Cholera iſt Magen- oder Darmentzündung, und der Sitz der letzteren die ſogenannte Nerven- oder Zottenhaut. (Kl. 142.)

14) Ceresa. Der poſitive Charakter der Cholera beſteht in einem herabgeſtimmten Zuſtande der Haut und per consensum auch des innern Hautſyſtems, vorzüglich der Baucheingeweide, mit mehr oder weniger Complicationen anderer Organe und Syſteme. Sie iſt weder inflammatoriſch, noch nervös. Man feuere Kanonen gegen ſie ab. (Med. chirurg. Zeitung 1831. 29. Aug. 290.)

15) Choulant. Daß in dem Blute das Weſen der aſiatiſchen Cholera geſucht werden müſſe, geht aus den Erſcheinungen wohl zunächſt hervor. Das Nervenſyſtem wird wegen Mangel an Energie des Blutes ſpäter in den Kreis der Krankheit gezogen. (Rad. I. 133.)

16) Racquart. Die Cholera ist eine reine Nevrose. (Rad. I. 167.)

17) Castel. Die Cholera besteht nur in Darmleiden, das Nervensystem ist nur secundär afficirt. (Rad. I. 167.)

18) Leo. Die Cholera ist eine modificirte rheumatische Diarhoe. (Fror. Not. No. 12. des XXXI. Bnds.)

19) Ranque. Die Cholera stimmt in den Symptomen und also wohl auch ihrer Natur nach mit der Bleikolik auffallend überein. Die Behandlung der einen Krankheit muß daher auch für die andere passen. (Rad. II. 41.)

20) Werneck. Harleß dürfte vielleicht nicht Unrecht haben, daß die Cholera zu der Gattung der Exantheme im weitern Umfange des Wortes gehöre. — Der Herd der einmal eingedrungenen Krankheit ist unstreitig das Sonnengeflecht, von hieraus reflectirt sie sich über das Rumpfnervensystem und ergreift endlich das Gehirn; nur selten überspringt der Krankheitsproceß das animale Leben und ergreift mehr direct das Gehirn. (Rad. I. 154.)

21) Marcus. Die Cholera ist eine Paralyse des Herzens, in Folge welcher gleichzeitig die Vitalität des Herzens und des Blutes geschwächt und vermindert wird, und die Krankheit könnte daher den Namen Cardiogmus vitalis epidemicus erhalten. (Casper's Rep. 1831. 125.)

22) Esquirol. Die Cholera ſcheint die größte Aehnlichkeit mit einer Vergiftung durch Pilze zu haben. (Rad. I. 167.)

23) Zhuber. Die Cholera iſt eigentlich keine Cholera, ſondern eine andere Krankheit, wie ich bald zu zeigen hoffe. (Kl. 137.)

24) Corbyn. Wenn die Cholera noch nicht Cholera hieße, ſo könnte man ſie bösartige krampfhafte Kolik nennen. (Bibl. univ. 1831. août p. 411.)

25) Antommarchi. Die herrſchende Krankheit, welche gegen den Weſten von Europa vorrückt, indem ſie unſere Städte und Dörfer verödet, iſt nicht allein die Cholera morbus, die eben ſowohl in Europa, als in Aſien und Amerika bekannt iſt, ſondern ſie iſt mit einer andern Krankheit vergeſellſchaftet, welche noch ganz unbekannt iſt, und die ich choleriſche Asphyxie benannt habe. Faſt in allen Fällen iſt die Cholera nur ein Acceſſorium der choleriſchen Asphyxie. (Rad. II. 16.)

26) Laſſis. Die Cholera iſt nichts als ein Typhus und daher nicht anſteckend. (Rad. I. 167.)

27) Fodéré. Die indiſche Cholera iſt dieſelbe als die europäiſche (ſporadiſche). Sie ſind beide nervöſer ſpasmodiſcher Natur; das ſie begleitende Fieber iſt ein Nervenfieber. (Rad. II. 12.)

28) Pitſchaft. Man will die Krankheit unter die

Kategorie des Nervenfiebers, des Faulfiebers und des Typhus ſetzen: das iſt grundfalſch. (Rad. II. 8.)

29) Pommer. Die Aehnlichkeit der Cholera mit dem Wechſelfieber (wenigſtens in ätiologiſcher Beziehung) iſt keinem Zweifel unterworfen. (Rad. II. 52.)

30) Coſter. Die Cholera iſt nicht nur etwa analog gewiſſen bösartigen Wechſelfiebern, z. B. der F. algida, ſondern entſchieden identiſch damit. (Rad. II. 53.)

31) Valentin. Die Cholera iſt ein höchſt bösartiges choleriſches Wechſelfieber. (Rad. II. 55.)

32) Seydler. Auf dieſes Alles (7 Gründe) fußend kann ich nun den Gedanken nicht los werden, die Cholera ſey nichts anderes, als eine **intermittens larvata perniciosa, complicatione epidemica.** (Rad. I. 92.)

33) Sachs. Die Cholera iſt ein verlarvtes bösartiges Wechſelfieber, und zwar zuſammengeſetzter Art, aus dem Froſtfieber nämlich (Febr. int. algida) und dem Brechdurchfallfieber (Febr. int. cholerica); alſo eine **febris intermittens larvata perniciosa algido-cholerica.** (Rad. I. 53.)

34) Pauli. Die Cholera iſt ein bösartiges Wechſelfieber mit Leberentzündung, welches unter

begünstigenden Umständen auch ansteckend werden kann. (Rad. I. 94.)

35) Lichtenstädt. Für eine **febris intermittens pernicioſa** kann ich die Krankheit nicht halten. (Rad. I. 135.)

36) Grohmann. Ich auch nicht. (Rad. I. 135.)

37) Kreyſig. Die Cholera iſt eine Vergiftung des Blutes. Die Analogie mit bösartigen Wechſelfiebern iſt falſch; es iſt auch falſch, wenn man ſich einbildet, das Gift lähme direct die Nerven. (Rad. II. 63.)

38) Searle. Ich halte die Epidemie für Cholera, welche ihren Grund in der typhusartigen Form eines remittirenden Fiebers hat. — Zu Anfange iſt es aber ein intermittirendes Fieber; aber wegen der nur zu häufig eintretenden Entzündungen iſt die Unterbrechung nur unvollkommen, und es nimmt folglich den Charakter eines remittirenden Fiebers an. (Rad. I. 129.)

39) Bodins. Die Cholera iſt eine convulſiviſche Bewegung des Magens und der Gedärme, die durch eine ſcharfe und reizende Urſache hervorgebracht wird, und die Ausſtoßung alles deſſen, beſonders der Galle bewirkt, was in ihnen enthalten iſt. (Rad. II. 43.)

40) Franzöſiſche Commiſſion. Die Cholera beſteht in einem katarrhaliſchen Leiden der Darm-

ſchleimhaut mit Schwächung der Nervenkraft. (Rad. I. 166.)

41) Raſt. Die aſiatiſche Cholera iſt von der ſporadiſchen nicht verſchieden. Sie iſt auf eine hohe anomale Reizung der Bauchnervengeflechte baſirt und beſteht mehr in einem hochausſchweifenden Nervenerethismus, als in einer Neurophlogoſe. (Rad. I. 151.)

42) Philippſon. Die aſiatiſche Cholera iſt eine von dem Ganglienſyſteme über alle Organe des vegetativen Lebens, beſonders über das Gefäßſyſtem, ſich verbreitende Veränderung der Vitalität, die ſich durch Erethismus der Centraltheile und Torpor der von den Gränzen der Ganglliennerven beherrſchten Organe ausſpricht. (Rad. II. 27.)

43) Sundelin. Die nächſte Urſache der Cholera liegt darin, daß vermöge einer plötzlichen, mehr oder weniger totalen Unterbrechung der eigentlichen Hautfunction, d. h. der Fortſchaffung excrementitieller Stoffe durch die Haut, dieſer Excretionsproceß mit großem Nachtheile von der Schleimhaut des Nahrungscanals übernommen und dieſer dadurch in einen heftigen Reizzuſtand verſetzt wird, woraus, nämlich aus dieſem Zuſtande der heftigſten Erregung des ganzen Nahrungscanals, jene ſchnellen ſtürmiſchen Ausleerungen und Bewegungen, jene qual-

vollen Symptome und Beſchwerden hervorgehen, welche der Cholera angehören. (Rad. I. 133.)

44) Sertürner. Die Cholera iſt den europäiſchen Ruhrarten verwandt, und dieſelben Mittel, welche dieſe beſeitigen, werden auch dort hülfreich wirken. Freilich nur dann erſt, wenn wir mit unſrer abendländiſchen Krankheit im Reinen ſind, werden wir wagen dürfen, über die tropiſchen Leiden ein Urtheil zu fällen und einem günſtigern Reſultate unſerer Bemühungen entgegenzuſehen. Dieß iſt aber bereits geſchehen. Meine Beobachtungen am Krankenbette haben bereits unwiderleglich die Haupturſache von den meiſten europäiſchen Krankheiten nachgewieſen, und ich kann behaupten, daß wir ſie, und zwar mit ganz ſchuldloſen Mitteln, wenigſtens in den meiſten Fällen, gefahrlos machen können. (Kl. 43.)

45) Gebel. Die Natur der Cholera beſteht in einer plötzlichen Lähmung der Hautgefäße, wodurch eines der wichtigſten und größten Ausſcheidungs- und Einſaugungsorgane geſtört, das Blut mit Kohlenſtoff überladen, und ſomit eine innere Vergiftung, Krämpfe, Angſt und der ſchnelle Tod herbeigeführt werden. (Rad. I. 85.)

46) Dürr. Es iſt unleugbar bewieſen, daß die nächſte Urſache der Cholera in einem lähmungsartigen Zuſtande des großen, den ganzen Organismus um-

ſchließenden, reſpiratoriſchen Hautorgans beſteht. — Von dem momentanen Mortificationsacte des Choleramiasma's auf der Haut werden nächſt dem Capillarſyſteme, welches die ganze Körperfläche netzartig umſtrickt, auch zugleich die ebenfalls netzartig über daſſelbe verbreiteten Nervenverzweigungen verletzend berührt, und durch Hülfe dieſer organiſchen Leiter der verderbliche Einfluß ſchnell an die größern Nervenſtämme, beſonders im vorliegenden Falle an das automatiſche und das mit dieſem häufig anaſtomoſirende Spinalnervenſyſtem, überliefert. — Der Verfaſſer kann übrigens jetzt mit dem bis jetzt unbeſiegbaren Feinde mit Erfolg in die Schranken treten, denn ohne die Leſer in langer Ungewißheit über die Mittheilung ſeines unübertrefflichen Mittels dagegen zu laſſen, macht er es ſogleich namhaft: es iſt das Terpentinöl. Zum Beweiſe ſeiner Unbefangenheit führt er an, daß er die Cholera bis jetzt noch nicht geſehen und behandelt, auch abſichtlich noch wenig Schriften darüber geleſen habe. (Rad. I. 33.)

47) Dr. Grohmann. Das Weſen der Cholera gründet ſich auf eine übermäßige Verkohlung des Blutes, vermittelt durch den Hautausdünſtungs- und Reſpirationsproceß, in wiefern die den Menſchen umgebende Atmoſphäre durch Mangel oder Latenz von Sauerſtoff entweder die nöthigen kohlenſtoffigen

Abſcheidungen hindert, oder wirklich auf poſitive Weiſe Haut und Lunge nöthigt, ein feindſeliges, Sauerſtoff ausſchließendes, Material zu abſorbiren. Unſtreitig laſſen ſich alle pathologiſchen Haupterſcheinungen auf einen Mangel des das Nervenſyſtem anreizenden ernährenden und in gehörigem Reactionszuſtande erhaltenden Sauerſtoffs reduciren. Das Weſen an ſich ſchließt einen entzündlichen Charakter ganz aus. (Rad. I. 3.) Die Cholera gehört unter die Aſphyxieen, bedingt durch Blutcarboniſation. (Rad. I. 135.)

48) Schubert. Das Weſen der Cholera iſt ſpasmodiſchbiliös. (Kl. 78.)

49) Prakt. Arzt. Das Weſen der Cholera beſteht in einem, in Folge der Lähmung der Sauggefäße entſtandenen, Krampfe der Eingeweide. (Kl. 80.)

50) Deutſcher Naturkundiger. Das Weſen der Krankheit beſteht in einer Vergiftung, die unſichtbar ins Blut dringt. (Kl. 41.)

51) Hahnemann. Das Choleramiasma beſteht wahrſcheinlichſt in einem unſern Sinnen entfliehenden lebenden Weſen menſchenmörderiſcher Art, das ſich an die Haut, Haare u. ſ. w. der Menſchen oder an deren Bekleidung anhängt und ſo von Menſchen zu Menſchen unſichtbar übergeht. Daher wird Kampher helfen. (Rad. I. 140.)

52) Pitschaft. Ich sehe diese in Rede stehende Seuche als eine neue an, und dieser pathologische Koloß gehört wie so vieles Andere zu den außerordentlichen Ergebnissen des 19ten Jahrhunderts. Wenn überhaupt die Heilkunst eine sehr demüthige Stellung vor ihm annimmt, so wird doch zunächst der große medicinische Vampyr unsers Jahrhunderts an ihm zerschellen, und die armselige Homöopathie an ihm zerrinnen. — Da ich dieser Seuche, gleich wie den Menschenpocken, der Pest, dem Tripper, dem Chancregifte, dem Aussatze und dem ihm verwandten Weichselzopfe, der Krätze, ein bestimmtes specifisches, animalisches Gift zuschreibe, so liegt nach meiner medicinischen Ansicht nichts Ungereimtes in der Annahme, daß wir vielleicht ein specifisches Antidotum gegen sie finden dürften. (Rad. II. 9.)

53) Wiedemann. Es ist wahrscheinlich, daß der Choleraſtoff ein thierisches Gift ist, das, durch tellurische und atmosphärische Einflüsse vermittelt, sich in den thierischen Säften ausbildet und vorzüglich im menschlichen Blute seinen Herd aufrichtet, von wo aus es sich dann durch Ausathmen, Hautausdünstung, Geruchverbreitung u. s. w. theils von Menschen zu Menschen fortpflanzt, theils in Masse gesammelt, sich der Atmosphäre mittheilt und so, in sein ihm günstiges Moment wieder zurückkehrend, sich als

fortdauernd mörderiſche Krankheit ſeit vielen Jahren erhält. (Kl. 126.)

54) Borchard. Schon erweckte ſich der Gedanke in mir, daß es vielleicht der Wille des Weltſchöpfers und des Regierers des Weltalls ſey, die geſammte Menſchheit wegen ihrer Gottloſigkeit zu beſtrafen, und daß er ſich der Cholera als eines Mittels bediene, um ſeinen Rathſchluß zu vollziehen: daß dieſerhalb die Pforten zur Erkenntniß dieſer Krankheit verſchloſſen bleiben müßten, und daß es ein zweckloſes Bemühen ſeyn würde, das Weſen des Uebels zu erforſchen. (Rad. I. 47.)

II. Verſchiedene Anſichten über die contagiöſe, miasmatiſche, epidemiſche u. ſ. w. Natur der Cholera.

1) Loder. Die Cholera iſt beſchränkt contagiös (Kl. 143.)

2) Hennig. Die Cholera iſt ſowohl contagiös als nicht contagiös. (Rad. I. 87.)

3) Spauſta, Olexik und Zhuber. Die Cholera iſt nur unter beſondern Umſtänden contagiös. (Kl. 137.)

4) Gräfe. Die Cholera iſt bald contagiös, bald nicht

contagiös, je nach der Epoche und dem Grade ihrer Ausbildung. (Rad. I. 66.)

5) Pauli. Es ist unnöthig, nach der Contagiosität oder Nichtcontagiosität der Cholera zu fragen. (Rad. I. 94.)

6) Aerzte aus Elbing. Die Cholera ist durchaus nur in sofern contagiös, als die Prädisposition dazu vorhanden ist. (Kl. 234.)

7) Stadt Berlin. Das Contagium der Cholera ist nur secundäre Ursache, die in einzelnen Fällen, aber nicht im Ganzen wirkt. (Rad. I. 64.)

8) Zhuber. Für die Contagiosität der Cholera sprechen fast eben so viel Gründe, als gegen dieselbe. (Kl. 131.)

9) Lichtenstädt. Die Contagiosität der Cholera ist fast erwiesen. (Kl. 189.)

10) Horn und Wagner. Die Contagiosität der Cholera ist durch triftige und schlagende Gründe erweislich. (Rad. I. 13.)

11) Burdach. Das Verrücken der Cholera gegen den Wind beweist gegen die Contagiosität. (Rad. I. 140.)

12) Hildebrandt. Meteorologische und andere Gründe beweisen für die Contagiosität der Cholera. (Rad. I. 14.)

13) Dulke. Die Cholera ist nach chemischen Gründen nicht contagiös. (Rad. I. 128.)

14) Collegium der Aerzte zu London. Die Cho-

lera ist äußerst contagiös und erfodert so strenge Quarantainen als die Pest. (Rad. I. 8.)

15) Thierry. Die Cholera ist durchaus nicht contagiös. (Rad. I. 128.)

16) Bock und Franke. Nach unsrer und Anderer Erfahrungen müssen wir ein Contagium bei der Cholera durchaus leugnen. (Rad. I. 5.)

17) Sächsische und Dessauische Regierung. Wir halten die Cholera für contagiös und verordnen Sperren dagegen.

18) Weese. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß die Cholera eine contagiöse Krankheit sey, und ich bin auch noch heute dieser Meinung; jedenfalls aber ist es kein fixes Contagium, und der Handel wird daher ganz unnütz mit einer Menge von Purificationsmaßregeln beschwert. Wohl aber scheint es mir große Analogie mit dem Typhuscontagium, dessen Existenz denn doch noch kein vernünftiger Praktiker geleugnet hat, zu besitzen. Wer möchte nach so schlagenden Beispielen (als angeführt worden) noch seine Augen hartnäckig verschließen und leugnen, daß die Cholera contagiös sey. (Rad. I. 161. 162.)

19) v. Reider. Ich halte die Cholera für nicht contagiös und übernehme deßhalb ein Spital (Rad. 7.) — Selbst unsere liebenswürdigen Frauen und Mädchen erröthen jetzt, wenn von der frühern Besorgniß der

contagiösen Natur dieser Krankheit die Rede ist, und schämen sich ihrer zu weit getriebenen Besorgniß in dieser Hinsicht (Rad. I. 128.). Die Mehrzahl der hiesigen Aerzte verlacht jetzt die früher behauptete Contagiosität wie Hexen- und Gespenstergeschichten, und auch heute noch können wir mit der Hand auf dem Herzen und den Fingern auf dem Evangelium versichern, daß hier noch kein Fall der asiatischen contagiösen Cholera vorgekommen ist, obgleich von der Wiener miasmatischen mehrere sehr schwere und von schnellem Tode begleitete Fälle sich ereignet haben. (Gräfe, Journ. der Chir. XVI. 503.)

20) Remer. In Preußen und namentlich bei uns in Schlesien kann man Schritt für Schritt die Uebertragung durch Contagium nachweisen. Es hieße für den, welcher mit allen diesen Thatsachen bekannt ist, geradezu aller Vernunft Hohn sprechen, wenn er die Contagiosität noch ferner leugnen wollte. (Rad. I. 48.)

21) Richter. Es ist juristisch erwiesen, daß die Cholera nach Königsberg nicht auf dem Wege des Contagiums gekommen ist, sondern sich aus Sumpf, Hering und saurem Bier erzeugt hat. (Rad. I. 17.)

22) Marx. Die zum Theil lächerlichen Vorurtheile der Schule, die ängstlichen Rücksichten auf Handel und Gewerbe, so wie die Furcht vor Beschränkung

des bürgerlichen Verkehrs dürfen unmöglich länger die zeugendsten Beweise für die Contagiosität verdunkeln und verdrängen. Wenn man auch zugeben darf, daß die Krankheit ursprünglich aus localen Einflüssen entstand, als eine miasmatische sich verhielt und unter begünstigenden Umständen wieder sich so verhalten kann: so hieße es doch die sprechendsten mannichfachsten Thatsachen abläugnen, wenn man ihre im Verlaufe der Zeit vielseitig entwickelte Contagiosität in Abrede stellen wollte. Die Cholera verhält sich durchaus wie eine contagiöse Krankheit. (Gött. gel. Anz. 1831. 41.)

23) Gescheidt. Ich habe mich jetzt mehr, ich sage mit Fleiß nicht ganz, zu der Schaar der Nichtcontagionisten gewendet. Das eingebildete Contagium ist ein Deckmantel unsers Nichtwissens und zugleich ein Hemmungsmittel alles Weiterforschens. (Rad. I. 148.)

24) Warschauer Nichtarzt. An die Contagiosität der Cholera glaubt man hier wenig oder gar nicht; indem zahllose Beispiele diesen Unglauben bestärken. Die Länder, die man mit Cordons und Quarantainen plagt, sind zu bedauern. (Rad. I. 15.)

25) Königreich Frankreich. Ich glaube an directe und indirecte Contagiosität der Cholera und ordne deßhalb Cordons und Quarantainen an. (Rad. I. 86.)

26) Einer der ausgezeichnetsten Aerzte Berlins. Ich war immer davon überzeugt, daß die Cholera epidemisch, vielleicht tellurischen, vielleicht gar kosmischen Ursprungs sey, und die Beobachtung der Seuche bestätigt mir die Meinung, daß die, welche in derselben eine pestartige contagiöse Krankheit sehen, in einem schädlichen und für die Länder verderblichen Irrthume befangen sind, den sie jetzt, vielleicht nur um ihren Irrthum nicht einzugestehen, eigensinnig festhalten. — Ich halte es für Unsinn, die Krankheit wie die Pest durch Sperren abhalten zu wollen. (Rad. I. 151.)

27) Braun. Die Krankheit pflanzt sich durch das Contagium fort. Es scheint sehr fix zu seyn und wie das der Pest durch Kleidungsstücke, durch mittelbare und unmittelbare Berührung anzustecken. Strenge Sperren sind daher nothwendig. (Rad. I. 5.)

28) Stadt Königsberg. Alle unsre Aerzte sind völlig einig darüber, daß die Krankheit nicht contagiös, und jede Sperre deßhalb nicht allein unnöthig, sondern auch sehr gefährlich ist. (Rad. I. 55.)

29) Simon. Aus Vergleichung der Gründe, die für und wider die Contagiosität der Cholera aufgestellt worden sind, ergiebt sich, daß die Cholera zu den contagiösen Krankheiten gehört. Strenge Cordons und Contumazen sind nothwendig. (Rad. I. 60.)

30) Reider. Ich bedaure und beklage jene Männer, welche aus eigner Zaghaftigkeit und übertriebener Furcht zu Cordons- und Contumazanſtalten gegen dieſe rein epidemiſch-miasmatiſche, nicht, nie und nirgends contagiöſe Krankheit rathen. Es iſt hohe Zeit ſie aufzuheben. (Gräfe J. XVI. 516. 517.)

31) Dürr. Der in dem Menſchen durchaus nicht erzeugte, folglich nicht contagiöſe Stoff der Cholera wird einzig in der Atmoſphäre durch telluriſche Einflüſſe, vielleicht aus Sümpfen oder uns noch unbekannten Imponderabilien hervorgebracht und durch die Luft fortgepflanzt. (Rad. I. 35.)

32) Sachs. Die Cholera iſt epidemiſch und contagiös zugleich. (Kl. 127.)

33) Knolz. Die Cholera iſt eine epidemiſche, in ihrem acuten reinen Verlaufe nicht contagiöſe Krankheit; die höchſtens bei Metamorphoſe in ein Exanthem contagiös werden kann. Vergebens und fruchtlos bleiben daher alle Sanitäts-, Cordon- und Quarantaineanſtalten. (Rad. I. 147.)

34) Gebel. Die Cholera iſt nicht contagiös, ſondern miasmatiſch. (Rad. I. 86.)

35) Blumenthal. Die Cholera iſt miasmatiſch und contagiös. (Kl. 183.)

36) Brief aus Wien. Die Cholera iſt urſprünglich

miasmatiſch, führt aber durch die Ausleerungen zu contagiöſer Verbreitung. (Kl. 142.)

37) Nichtarzt. Die Cholera iſt nicht miasmatiſch, ſondern contagiös. (Kl. 127.)

38) Hoffmann. Die Cholera iſt urſprünglich telluriſch oder miasmatiſch, kann aber auch contagiös werden. (Rad. I. 5.)

39) Choulant. Die Cholera verbreitet ſich durch atmoſphäriſche und telluriſche Einflüſſe in Verbindung mit einer durch die Luft wirkenden anſteckenden Eigenſchaft (Rad. I. 133.)

40) Stadt Moskau. Die Cholera entwickelt und verbreitet ſich epidemiſch. (Kl. 146.)

41) Bitter. Alle meine Beobachtungen beweiſen eine zwar ſchwache und bedingte, aber unläugbare Contagioſität der Cholera. Mit mir ſind alle Aerzte Curlands der Meinung, daß die Krankheit rein contagiös iſt, und die Behauptung ihrer ſelbſtſtändigen Entſtehung und epidemiſchen Verbreitung, gehört in das Gebiet der völlig unerwieſenen und unerweislichen Hypotheſen. (Rad. I. 35.)

42) Hufeland. Die Cholera iſt urſprünglich eine atmoſphäriſch-epidemiſche Krankheit, bei welcher die Epidemie das perſönliche Contagium erzeugt. Sie ſcheint nur unter der Fortwirkung einer lebenden Impulſion anſteckend zu wirken. Daß das Contagium ſo

fixer Natur ſey, daß es auch in der Ferne durch todte Träger (Waaren ꝛc.) fortgetragen werden könne, davon fehlen bis jetzt alle entſcheidenden Beweiſe. (Kl. 72.)

43) Barchewitz. Die Krankheit iſt nicht ſo contagiös, als man glaubt, durch Waaren wird ſie beſtimmt nicht fortgepflanzt. (Rad. I. 39.)

44) Grohmann. Fortgepflanzt wird das Choleramiasma an ſich nicht; aber durch Waaren und Menſchen verſchleppt. Mitunter mag auch wohl ein Contagium entſtehen. (Iſt im Original viel gelehrter ausgedrückt.) (Rad. I. 3.)

45) Ruſſiſche Gränze. Die Cholera pflanzt ſich nicht durch Kleidung und Waaren fort, ja nicht einmal durch die dem Peſtgift empfänglichſten Gegenſtände. Selbſt die noch warme Kleidung eines an der Cholera Verſtorbenen hat keine anſteckende Kraft. Sie iſt alſo nicht peſtartig-contagiös. (Kl. 87.)

46) Walcker. Die Cholera wird durch die Kleidungen und andere Dinge, die in unmittelbarer Berührung mit dem Kranken geweſen ſind, fortgepflanzt. (Kl. 16.)

47) Albers. Die Cholera iſt nur bei Statt findender Dispoſition dafür contagiös. Sie kann nur durch Menſchen, aber nicht durch lebloſe Dinge verbreitet werden. (Kl. 227.)

48) Illuſſack. Ich getraue mir zu behaupten, daß die Cholera durch unmittelbare Berührung nicht contagiös ſey. (Rad. I. 7.)

49) Schnur. Das Contagium der Cholera kann durch unmittelbare Berührung der Kranken ſelbſt oder durch Verweilen in ihrer Nähe, vermittelſt des Athems und

der Ausdünstung ihrer Haut, mitgetheilt werden. Auch durch Kleidung und andere Effecten ſcheint ſie übertragen werden zu können. (Kl. 102.)

50) Pinel. Die Krankheit pflanzt ſich nicht durch unmittelbare Berührung fort, und ich bin ſo überzeugt, daß ſie nicht contagiöſer iſt, als die Gaſtritis und Pneumonie, daß ich mir nicht allein das Blut eines ſogenannten Cholera-Patienten (nach Pinel Triſplanchnie-Patienten), ſondern auch den Darmſchleim, aus dem Leichname ſelbſt genommen, eingeimpft habe. (Kl. 164.)

51) Kahlow. Ich koſtete, um die Nichtcontagioſität der Cholera zu beweiſen, das Blut eines Erkrankten und ſtarb 12 Stunden darauf an dem ſchmerzhafteſten Tode. (Rad. I. 56.)

52) Foy. Die Cholera iſt nicht contagiös: denn ich habe von Cholerapatienten gegeſſen, getrunken, geathmet und mich geimpft, ohne die Cholera zu bekommen. (Rad. I. 8.)

53) Hahnemann. Dieß waghälſige ekelhafte Verfahren für einen unwiderleglichen Beweis der Nichtcontagioſität der Cholera auszugeben, iſt eine fürchterlich verderbliche, gänzlich unwahre Behauptung. (Hahnemanns Aufruf S. 4.)

54) Prakt. Arzt. Die Cholera iſt in ihrem Urſprungsorte aus einem Conflicte von Sumpfluft mit erſtickend heißer Atmoſphäre entſtanden, woraus ſich dann ein atmoſphäriſches Contagium entwickelt hat, welches ſich nur in dichter Atmoſphäre fortpflanzt. Der Zug der Seuche folgt weniger dem Winde als der Umwälzung der Erde um ihre Axe von Morgen nach Abend. (Kl. 80.)

55) Preu. Weder die Annahme einer Contagion, noch die Annahme einer rein atmosphärischen Krankheit reichen für sich allein zur Erklärung hin. Vielmehr scheinen alle vereinzelt dastehenden Erscheinungen, unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunct gebracht, auf eine unmittelbare tellurische Krankheitsursache, auf eine Emanation, Exhalation eines aus dem Erdboden selber sich entwickelnden specifischen Krankheitsstoffes hinzuweisen, welcher erst mittelbar, vermöge seiner Auflöslichkeit, in den untern Schichten der Atmosphäre sich vervielfältigt und von ihr nun weiter fortgetragen und fortgepflanzt wird. Durch ihre Fortdauer wird dann diese tellurische oder vulcanische Emanation zur atmosphärischen oder unter begünstigenden Umständen auch zur individuell contagiösen Krankheitsursache. (Kl. 128.)

56) Hr. K. in Magdeburg. An die Contagiosität der Cholera kann ich nur in einem sehr geringen Grade glauben; daß sie miasmatisch ist, dafür spricht ein sonderbarer Umstand, daß nämlich in den Gegenden, wo sie am ärgsten haust, alle Sperlinge und Dohlen verschwinden, und sich überhaupt die Vögel sehr unruhig zeigen, hoch fliegen und sich sehr vermindern. Dieselbe Erscheinung hat in Wien und Berlin Statt gefunden. (Rad. I. 144.)

57) Königsberg. An mehrern Orten, so auch hier, hat man die Bemerkung gemacht, daß die Vorboten der abscheulichen Cholera da sind, wenn plötzlich das Federvieh ohne alle auffindbare Veranlassung stirbt: so war es in Moskau, Riga, Danzig und hier. Die meisten Zeichen deuten darauf hin, daß die Luft den Krankheitsstoff herbeiführt. (Rad. II. 16)

58) Heidler. Am natürlichsten werden alle Theorieen, Widersprüche und Räthsel über die Entstehung, Fortpflanzung und das Wesen der Krankheit vereinigt und erklärt, wenn man diesem Miasma eine organische Natur beilegt; wenn wir es uns als ein wanderndes Luftinfusorium in dem alten **Mare magnum** des genialen Paracelsus denken. Die erwähnten Beobachtungen über die Existenz dieser thierischen Wesen rechtfertigen diese Idee. Die Erinnerung an die Geschichte der wandernden Heuschrecken liefert ihr die versinnlichendste Analogie. (Rad. I. 77.)

59) Kreusler. Mir scheint es, daß die Cholera allerdings durch ein Contagium sich verbreitet, aber nicht durch ein im menschlichen Organismus bereitetes, sondern **durch ein Contagium des Erdkörpers.** Die Erde ist krank, und wir, ihre Kinder, empfangen unsern Antheil an ihrem Leiden. (Rad. II. 37.)

Ueber

Einige Bilder

der zweiten

Leipziger Kunst-Ausstellung.

Von

H. Wiese.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Leipzig,
Leopold Voß.

1839.

Erster Artikel.

Nr. 196. Eine ſpaniſche Bauernfamilie, welche nach langer Abweſenheit in ihre Heimath zurückkehrt, findet ihre Wohnung niedergebrannt und verwüſtet, von Baroneſſe de Lagatinière, in Toulon. Dieß Bild gehört zu denen, welche man vorzugsweiſe von theilnehmenden Zuſchauern und beſonders Zuſchauerinnen umlagert findet; ein Beweis, daß es anſpricht. Es dürfte daher eine etwas ausführlichere Beſprechung wohl verdienen. Vielleicht wird doch Manchem dadurch erſt klar, was er der Künſtlerin eigentlich verdankt.

Gewiß läßt es ſich als eines der ſchönſten Beiſpiele von Idealiſirung der Natur durch die Kunſt betrachten. Welche theils anmuthige, theils ausdrucksvolle Geſtalten und Geſichter! Wie einfach und klar die Gruppirung des Ganzen; wie höchſt verſtändig in allen Stücken auf eine Wirkung berechnet, die nun auch nicht ausbleibt. Jede Figur hat ſich auf den Wink der Künſtlerin, die, von den Meiſten freilich unbeachtet, im Hinter-

grunde lauſcht, und das Ganze dirigirt, mit Sorgfalt ſo gekehrt und gewendet, alle ſehen uns ſo ins Geſicht oder laſſen ſich ſo ins Geſicht ſehen, präſentiren uns ſo ihren Ausdruck, und einen ſo allgemein verſtändlichen Ausdruck, daß kein Wunder iſt, wenn alle Herzen gerührt werden. Und welche Sanftheit, Ruhe und Haltung weiß eine jede, wohl bedacht, daß ſie vor einem zahlreichen gebildeten Publikum aufzutreten hat, in ihrem Schmerze zu bewahren. Laocoon iſt gewiß das größte Werk in ſeiner Art, und doch ſcheue ich mich nicht, in gewiſſer Beziehung dieſes darüber zu ſetzen, denn bei jenem iſt man doch nie recht ins Klare gekommen, ob er zu wenig, zu viel oder gerade recht ſchreit *, während hier das getroffene ideale Maaß des Schmerzes, gleich fern nach beiden Seiten von gemeiner Wirklichkeit, in die Augen

* Vom Laocoon zu ſprechen, ohne eine Kunſt-Anmerkung zu machen, würde ſelbſt wenig Kunſtbildung verrathen. Da mir gerade keine andere einfällt, will ich folgende machen. Um zu wiſſen, auf welchem Standpunkt der Kunſt-Anſicht Jemand ſteht, reichen zwei bis drei einfache Fragen hin, wovon eine der am beſten gewählten die obige iſt: „was er vom Geſchrei des Laocoon halte.“ Sagt er, „er ſchreit mir zu wenig,“ ſo iſt es ein roher Naturaliſt, mit dem man von Kunſt weiter nicht ſpricht. — Sagt er: „er ſchreit mir zu viel,“ ſo iſt es einer der verſtändigen Kenner, die ihre Anſchauungen gut zu nutzen wiſſen, indem er es einigen alten Bildern bald abgelernt hat, wie viel ein ideales Weſen ſchreien darf, und hienach nun die andern alten Bilder zu belehren weiß. Sagt er: „er ſchreit mir gerade recht,“ ſo iſt es auch ein Kenner, der ſich aber von dem vorigen darin unterſcheidet, daß er den andern Theil der alten Bilder, unter welchem der alte Schreier ſelber iſt, zu Lehrern gebraucht und ſich daher an ſein Geſchrei gewöhnt hat. Genau ſo viel als Laocoon ſchreit, geſtattet er daher auch ihm ſelbſt und im äußerſten Falle einem andern zu ſchreien; aber nur ja nicht mehr. Wollte Laocoon jetzt noch ſeinen Mund um ein Haarbreit mehr öffnen, ſo würde jener noch ärger darüber ſchreien, als Laocoon ſelber ſchreit; jetzt iſt es zu ſpät; hätte er es eher gethan; wer weiß, er hätte ihn noch eine Linie weiter öffnen dürfen.

ſpringt. In der gemeinen Wirklichkeit hätte eine ſpaniſche Bauernfamilie ja ganz gewiß entweder viel mehr oder viel weniger Schmerz gezeigt. Beſonders rührend erſcheint das Mädchen, das nach dem Himmel blickt. Faſt läßt ſie mehr den Schmerz ahnen, als ſie ihn verräth; man ſollte glauben, ſie ſuchte erſt einen Gegenſtand ihres Schmerzes im Himmel; und das iſt ja die wahre Schönheit, die noch mehr ahnen läßt, als ſie verräth. Dabei iſt das Mädchen ſo hübſch, daß es gewiß eine weiſe Eintheilung war, wenn die Künſtlerin den größern Theil des Vorraths von Ausdruck, der ihr zu Gebote ſtand, lieber auf den alten Mann verlegt hat, der allerdings ohne Ausdruck nicht eben ſo intereſſirt hätte. Welche tiefe Meditationen über den Verfall des menſchlichen Glücks hat die Künſtlerin in ſein Geſicht gelegt. In der gemeinen Wirklichkeit könnte ich mir allenfalls denken, daß er, nachdem er geſehen, es iſt einmal nicht anders, ganz ruhig ſeine Zwiebel auf dem Steinhaufen verzehrt, und dann eine Cigarre geraucht hätte. Ich denke, der Junge ſeitwärts wird beides im Sacke mit ſich führen, und wenn die Zuſchauer fort ſind, wird es der Alte auch vielleicht herausnehmen dürfen; aber natürlich hat ihm die verſtändige Künſtlerin eingeſchärft, daß in dem idealen Gemälde, worin er vorzutrauern hat, etwas dergleichen nicht vor aller Augen geſchehen dürfe, die dadurch zwar leicht von heftigem nicht idealem Weinen, aber nicht von wahrer Rührung überfließen könnten. Bei einiger Aufmerkſamkeit ſieht man, daß er auf einer, aus einem Theil der Trümmer ſehr gut arrangirten, mit bequemer Rückenlehne verſehenen, Steinbank ſitzt, und man kann es ihm natürlich nicht verdenken, daß er,

bevor er an das Trauern ging, diese erst aufbaute (wem sollte es sonst in dieser Einöde eingefallen seyn?), um sich auch zum Trauern bequem setzen zu können, das, wie er ja wohl weiß, und man ihm ansieht, nun eine gute Weile wird dauern müssen. Die Mädchen und der Bursch neben ihm sind noch rüstig genug, daß sich die Künstlerin wohl erlauben durfte, sie, statt zum Sitzen, vielmehr zu schönen Stellungen zu verwenden. — Man hört fast, wie sie, nachdem sich der Alte gesetzt, zu ihnen sagt: „so, jetzt rechts und links in eure Stellungen! die Zuschauer werden gleich kommen! du den Kopf in die Höhe! und nur recht wehmüthig ausgesehen! immer noch wehmüthiger! Schlimm, große Augen und große Wehmuth wollen gar nicht recht zusammen passen; ich hätte eher daran denken sollen; das Mädchen ist zu nicht viel zu bringen!" — Was besonders von der hohen Genialität der Künstlerin zeugt, ist die Verschmelzung so verschiedener Nationalitäten in ihrem Gemälde. Sie selber eine Französin, die Personen und ihre Gesichter spanisch; und der Ausdruck darin ächt deutsch. In der That nur ein deutsches Mädchen kann so nach dem Himmel blicken; nur ein deutscher Bauer in solcher Schmerz-Versenkung dasitzen; nur ein deutscher Bauerjunge einen so still schmerzlichen Zug in seinem Gesicht aufweisen. Gewiß liegt hierin ein Hauptgrund, weßhalb sie so viel Sympathie in deutschen Herzen gefunden haben, und weßhalb sie, ohne selber zu wissen wie, auf der Wanderung nach ihrer Heimath statt nach Spanien, vielmehr nach Deutschland gekommen sind, was auch unstreitig im Katalog unter ihrer Heimath gemeint ist. Der Instinkt hat sie richtig getrieben. Daß die-

ser deutsche Ausdruck in spanischen Gesichtern liegt, erhöht blos den romantischen Reiz für uns. Blos das eine der beiden Mädchen sieht nicht rührend genug aus, findet daher auch weniger Beifall; man verkenne aber hierbei nicht die feine Intention der Künstlerin: durch solchen Gegensatz hat sie nur den Beifall für das andere Mädchen sichern wollen. An nichts überhaupt erkennt man den idealisirenden Künstler besser, als an schön berechneten Gegensätzen, Nebensätzen, Vorder- und Hintersätzen; das Ganze heißt darum auch eine Composition, eine Zusammensetzung. Nichtkenner pflegen hierbei meist blos auf das zu sehen, was sich auf den Ausdruck unmittelbar bezieht; und gewiß wird ihnen der Gegensatz der Gemüthlichkeit und Gemüthlosigkeit links, der Jugend und des Alters rechts, der Weiblichkeit und Männlichkeit von links zu rechts nicht entgangen sein. Aber auf Feinheiten der Kunst, wie folgende, welche zeigen, daß sie durch Mannichfaltigkeit einerseits, durch schalkhaft sich versteckende Symmetrie andererseits auch im Aeußern dem Ganzen ideale Haltung zu verleihen weiß, muß vielleicht erst der Kenner aufmerksam machen, um dem Nichtkenner zur vollen und klaren Einsicht zu verhelfen, weßhalb ein Kunstwerk einen so ganz andern Eindruck macht, als ein Naturwerk. Man bemerke, wie die eine der Figuren mit dem Gesicht nach oben, die andere nach unten, die eine nach rechts, die andre nach links trauert; die eine schlägt die Augen ganz, die andre halb nieder, die dritte macht sie gerade auf, und die vierte so große Augen, als möglich. Die eine Figur faltet die Hände auf dem Bauche, die andre auf der Brust, die dritte über den Achseln; höher hinauf geht es nicht; darum

hält sie die vierte aus einander. Die beiden äußersten Figuren stehen gerade aufrecht; von den beiden mittlern muß nun natürlich die eine einen Zug nach rechts, die andre nach links haben. Die Gesichtslinien der Figuren rechts bilden zusammen ein V, natürlich also die der Figuren links ein Λ. Die Bank, auf die sich der Alte gesetzt, ist in die rechte Mitte zwischen zwei noch stehende Mauerwände gebaut, in genau so abgemessener Entfernung, daß die übrigen Figuren rechts und links noch gerade Platz haben. Und ich zweifle nicht, daß sich bei genauer Betrachtung noch mehr dergleichen erfreuliche Spuren von der ordnenden Hand der Künstlerin entdecken lassen würden; in deren Auffindung überhaupt der Hauptgenuß besteht, den Werke dieser Art für dem verständigen Zuschauer gewähren. Schließlich kann ich die vielen Personen, die Antheil an dem Unglück der Familie nehmen, durch die Bemerkung beruhigen, daß sie sich noch in hinreichend guten Umständen befindet, um ihr Haus wieder aufbauen zu können. Man sieht es an ihren noch sehr blühenden Gesichtern und den, nach einer so langen Reise im Ganzen recht wohl erhaltenen Costüm, daß sie bisher keine Noth gelitten hat. Das Gepäck kommt wahrscheinlich mit Gelegenheit nach, da keins vorhanden ist. Unstreitig freilich ist das alles nur ein Geschenk der idealisirenden Künstlerin; inzwischen, da sie so viel Mitleid mit der Familie gehabt hat, können wir billig etwas am unsrigen sparen. Am meisten davon scheint mir noch der arme Junge rechts wegen seiner zwei hölzernen Beine zu verdienen. Wie mag er den langen Weg damit zurückgelegt haben! Fast ist für eine ideale Natur das Holz zu natürlich. Daher

hat auch die Anſicht, welche Manche daran zu haben ſcheinen, daß es wirkliche Beine ſein ſollen, in der That etwas für ſich, da es ja ein Hauptprincip der idealiſirenden Kunſt iſt, die Nebenſachen gegen die Hauptſachen zu vernachläſſigen: Beine ſind ja doch Nebenſachen gegen das Geſicht, und aus demſelben Grund ließe ſich nicht einmal eine Vernachläſſigung des ganzen Geſichts gegen den Geiſt darin tadeln. Inzwiſchen hat man eine ſolche Großartigkeit, wo alles Sichtbare gegen das Unſichtbare in der Kunſt des Sichtbaren vernachläſſigt wird, immer nur Wenigen geſtattet, auch jetzt darf nur Eine Schule ſich gütlich darin thun; ſonſt aber zwar ſtets das Princip in der Malerei, nur nicht gern ſeine Anwendung den Malern zugelaſſen, aus dem ſehr vernünftigen Grunde, daß es beſſer iſt, Principien, die nicht zur Anwendung taugen, zu haben, als ſie anzuwenden. Auch die Aeſthetiker wollen ſich ihrer Idealität freuen: wie die Kunſt über die wirkliche Natur hinausgehen ſoll, ſo ihre Principien über die wirkliche Kunſt.

Als ein Hauptvorzug unſers Gemäldes iſt noch endlich zu rühmen, daß man es auch nach den einzelnen Figuren in Stücke ſchneiden könnte (die Mädchen gut als Bruſtſtück zuſammen), wo dann jedes noch für ſich ſo ſchön iſt, als das Ganze, ja noch ſchöner. Da man alſo offenbar Vortheil hierbei hat, ſo empfehle ich, inſofern der Beſitzer das Gemälde nicht dazu wird hergeben wollen, dieſe Zertheilung wenigſtens in der Betrachtung vorzunehmen; was ja übrigens ohnehin geſchieht; denn in der That erinnere ich mich nicht, das Gemälde anders haben loben zu hören, als nach den einzelnen Figuren, woraus es beſteht.

Man wünscht vielleicht zu wissen, wie denn die Französin diese spanische Familie kennen lernte. Ich denke, daß sie dieselbe in der spanischen Galerie im Louvre als Auswanderer antraf, sich ihrer gastfreundlich annahm und ihr diejenige ideale Bildung verschaffte, die ihr etwa noch fehlte, um ihr Glück zu machen, wie sie es jetzt macht.

Nro. 109. Die Ueberschwemmung, von Guet in Paris. Eine reizende Frau, das schmerzliche Gesicht nach dem Himmel kehrend, in ihren Armen ein ruhig schlummerndes rosiges Kind, und an sie geschmiegt ein größerer hübscher Knabe. Eben so vortrefflich idealisirt, als das vorige Bild. Gliedmaßen, Gewänder, alles in den reinsten Schönheitslinien fließend. Ueberall erkennt man den Fleiß, mit welchem der Künstler frühere Vorbilder und dabei das Modell studirt hat; ja zum Theil sogar frühere Vorbilder selber. Wie partheiisch ist der Gegensatz zwischen der Verzweiflung der Mutter und dem sorglosen Schlafe des Kindes, das noch nicht einmal von Unglück, von Gefahr zu träumen weiß; und wie schön ist doch dieser Gegensatz verbunden durch den Knaben, der an der Mutter hinauf blickt. Was aber verursacht die Verzweiflung der Mutter? Unnütze Frage bei einer so idealen Verzweiflung, die ja doch ihrer Natur nach nur ganz allgemein sein kann. In der That hat der Künstler mit berechnender Sorgfalt selber Alles gethan, zu verhüten, daß wir durch Reflexion auf die individuelle Ursache des Schmerzes abgehalten

werden, und in die Allgemeinheit ſeines Ausdrucks zu verſenken: der Knabe blickt nach der Mutter, die Mutter blickt nach dem Himmel; wer möchte nicht dieſem Zuge folgen; aber da eben iſt nichts von Unglück zu leſen. Nur um der Schwachen willen, die überall nach einer phyſiſchen Urſache fragen, hat der Künſtler ſie doch angedeutet. In der That erſt das zweitemal, als ich, ſelbſt zu dieſen Schwachen gehörig, zum Gemälde trat, überraſchte mich die Entdeckung derſelben. Betrachtet man nämlich das Gemälde genau, ſo findet man, daß die Gruppe auf einem Strohdache ſitzt, das nicht viel über Waſſer emporragt. Der ganze unſcheinbare Hintergrund iſt von Waſſer ausgefüllt, welchem die Mutter aus zarter Rückſicht gegen den Zuſchauer den Rücken kehrt; er hätte ja ihren ſchönen Schmerz gar nicht ſehen können, wenn ſie ihm und nicht dem Waſſer den Rücken gekehrt hätte. Sieht man jedoch näher hin, ſo zeigt ſich dunkel, daß auch vorn etwas Waſſer iſt, und wie viel kann man ſich nicht noch vorn hinzudenken! Recht ſchön gedacht iſt, daß der Maler die Leiter, welche die Familie gerettet hat, gleichſam wie einen treuen Hausthund, der ſie nicht verlaſſen will, immer noch um das Haus treiben läßt. Ich möchte nur wiſſen, ob die Frau wirklich eine Bäuerin iſt. Ihre reinen Formen, wobei Arme und Finger ſind, um die ſie eine Pariſer Gräfin beneiden würde, ihre edle Stellung und Haltung den Zuſchauern gegenüber, ſagen: nein! Das Strohdach, ihre Barfüßigkeit, das Loch im Aermel des Jungen ſagen: ja! Ei nun, warum ſich quälen? Sie iſt keins von Beiden. Das Ganze iſt ja eben kein Naturwerk, es iſt ja Kunſt; ein Product des Menſchengeiſtes; blos

mit der erforderlichen Beimiſchung von Natur. Ob nun die nackten Füße und das Loch im Aermel aus dem Menſchengeiſte, die ſchöne Haltung und zarten Finger aus der Natur herrühren oder umgekehrt, iſt am Ende gleichgültig. Genug, ich bin nun aller Angſt enthoben; dieſe Frau erſäuft nicht, und wenn ſie erſäuft, erſäuft ja nur ein Produkt des Menſchengeiſtes, das ſich doch leichter erſetzen läßt, als ein Menſchengeiſt ſelber.

Dies Gemälde hat allerdings nicht den Vorzug des vorigen, daß es ſich in Stücke ſchneiden läßt: dazu iſt es viel zu ſchön verflochten; aber dafür einen andern, faſt noch größern. Nicht den beſchränkten Zweck verfolgte der Künſtler, uns zu zeigen, wie ſich Schmerz, Verzweiflung etwa gerade individuell bei einer Bäuerin in einer Ueberſchwemmung ausdrücken; vielmehr kann die Gruppe ganz allgemein gebraucht werden, wo es für eine Mutter mit Kindern etwas zu klagen giebt; die Andeutung der Ueberſchwemmung iſt blos aus dem Geſichtspunkte eines beiläufigen Beiſpiels der Anwendbarkeit zu betrachten, und in dem Weibe gar nicht eine Bäuerin, Bürgerin oder Gräfin zu ſuchen, ſondern nur eine allgemeine ideale Klagefrau, die jeden Gegenſtand, den man ihr vorlegen will, gleich gut beklagen wird, wozu auch ihre Tracht vortrefflich paßt. In der That braucht man an der Gruppe ſelber gar nichts zu ändern, ſondern blos aus dem Waſſer Feuer, aus der Waſſerleiter eine Feuerleiter zu machen, ſo hat man ſtatt des Unglücks in Waſſersnoth den gleich getreuen Ausdruck des Unglücks in Feuersnoth. Läßt man ſie den Rücken auch hier gegen das Feuer kehren, ſo erſpart man ſogar den rothen Schein im

Geſichte, den die Kunſt ſonſt als rothe Fahne auszuhängen pflegt, um anzuzeigen, daß Feuer ſei; was freilich meiſt wegen des Vergnügens, was dies Aushängen gewährt, erſt angelegt wird. Oder ſtatt die Frau auf das Strohdach zu ſetzen, ſetze man ſie unter das Strohdach, ſo kann man ſie brauchen, um mit ihren Kindern den geſtorbenen Mann und Vater zu betrauern. Oder man mache aus dem Strohdache eine wüſte Inſel, ſo ſtellt ſie eben ſo gut eine ſchöne Schiffbrüchige vor. Wenn man will, auch keins von Allen, wie das in der Natur aller dergleichen idealen Darſtellungen liegt.

Nro. 369. Raphael und Fornarina, von W. Volkart aus Bochum. (Preis 60 Friedrichsd'r.) Auch ein anmuthiges Bild, das jeder gern in ſeine Stube hängen wird. Ein junger Mann, deſſen Geſicht und Geſtalt das Gepräge der reinſten idealen Schönheit trägt, macht ſeine nicht minder ſchöne Geliebte auf die Schönheiten eines angefangenen Gemäldes aufmerkſam. Die ſchwärmeriſche Begeiſterung, die ſich in ſeinen Zügen ausſpricht, das Pathos in ſeiner Armbewegung gegen das Gemälde und in der Art, wie er ihm den rechten Fuß entgegenſtreckt, ſind als Zeichen der tief-innigen Bewunderung eines großen Werkes unvergleichlich gut getroffen. „Sieh, ſcheint er zu ſagen, ſchon in dieſen rohen Zügen erkennſt du den Meiſter," und ſie, die reizenden Arme um ihn ſchlingend, lauſcht aufmerkſam ſeinen Worten. Aus einer ſonderbaren Verwechſelung hat man den jungen Mann, der vor

dem Bilde ſitzt, für den Maler deſſelben ſelbſt gehalten, und weil eine Aehnlichkeit in den Köpfen in der That nicht zu verkennen iſt, gar einen Raphael und eine Fornarina in Beiden finden wollen. Aber das wäre ja lächerlich und heißt, die deutlichſten Abſichten des Künſtlers mißkennen. Wo ſah man jemals einen Maler, und noch dazu einen Raphael, mit ſolchem Pathos ſein eignes Werk bewundern und noch dazu eins, wovon erſt die rohen Umriſſe vorhanden ſind. Man hat folgende Erklärung verſucht: Raphael von der Arbeit ruhend — es ſcheint in der That gegen Abend zu ſein — zeige ſeiner Geliebten ihre eigne Schönheit im Entwurf ihres Bildes. Ich denke aber doch, Raphael würde nicht auf den, wirklich noch gar nicht ſehr ſauber ausſehenden, Anfang von Untermalung gezeigt haben, um zu ſeiner Geliebten zu ſagen, „ſieh, ſo ſchön biſt du;“ ſondern vielmehr auf ſeine Geliebte, um zum Bilde zu ſagen: „ſo ſchön kannſt du doch nicht werden;“ wenn er überhaupt hätte ſo ſentimental ſein wollen, als man es ihm zuzutrauen ſcheint. Sonſt macht ſich's ſo, daß die gemalte Perſon den Maler auf Allerlei im Gemälde aufmerkſam macht, was ſie darin findet oder vermißt, aber nicht umgekehrt. Ich denke mir das z. B. ſo: Raphael, müde vom Malen, hat nicht mehr Luſt, ſich um das Gemälde zu kümmern, ſondern um den Gegenſtand, der ihm mehr am Herzen liegt. Sie aber ſagt: „nun muß ich mir das Bild doch auch einmal beſehen.“ — „Was ſiehſt du daran,“ ſpricht er, laß es doch erſt fertig werden.“ — „Nein, ich muß ſehen, ob du mich hübſch genug malſt. Sieh da,“ ſpricht ſie, „das ſitzt mir nicht gut,“ und tippt mit dem Finger aufs Gemälde, daß ihr ein

Deltips auf dem Finger und der Fingertips im Gemälde ſitzen bleibt. Er ſchlägt ſie etwa auf die Hand. Was weiß ich's. Wenn nicht ſo, doch ähnlich. Statt deſſen ſehe man die ſcheue ehrerbietige Ferne, aus der Beide das Bild betrachten. Ja, es kann, nach der Weiſe, wie es von ihnen geſchieht, ein Bild Raphael's ſein, nur der Mann, der davor ſitzt, kann dann eben nicht Raphael ſein. Sonſt würde ja doch auch nicht blos ſein Geſicht in und vor dem Gemälde, ſondern auch etwas von Raphael's Gemälden im Geſichte deſſelben ſichtbar ſein; aber der Mann iſt ſo gar im Allgemeinen idealiſch edel und ſchön, daß er durchaus nur geſchaffen ſein kann, gemalt zu werden, nicht zu malen. Man frage doch den Maler des Bildes ſelber: er wird ſich auf alle dieſe ſubtilen Gründe nicht einlaſſen, ſondern uns einfach auf das Nächſte aufmerkſam machen. „Denkt man denn," wird er ſagen, „daß ein Maler ſich mit einem ſo funkelnagelneuen Sammtrock hinſetzt, um zu malen, und daß dieſer Sammtrock, falls es ihm wirklich eingefallen wäre, noch ſo ausſehen würde, nachdem er den ganzen Tag gemalt hat. Im Gegentheil, ich ſelber habe, als ich den jungen Mann malte, ihn veranlaßt, ſich den neuen Rock dazu machen zu laſſen; er hat ihn das erſtemal an, und jedes Fältchen iſt, man ſieht es ja, ſorgfältig von mir zurechtgelegt, damit es ſeinen gehörigen Effect mache." Sinnreich, wie man iſt, hat man das ſo deuten wollen: Raphael habe den neuen Rock deßhalb angezogen, weil er ſeine Geliebte habe zu empfangen gehabt. Ich denke aber, dazu waren Raphael und ſeine Fornarina zu gute Bekannte. Kurz, außer der ſichtbaren Allmacht und Allgegenwart des Malers, der das

ganze Bild gemacht hat, iſt es nicht möglich, etwas von einem Maler darin zu ſehen.

Doch ich vergeſſe, daß, da ja die Kunſt gar nicht die Wirklichkeit darzuſtellen hat, ſie auch nicht die wirkliche Kleidung Raphael's, ja nicht einmal den wirklichen Raphael darzuſtellen hatte, und daß ſie uns ſo ſchön in Ungewißheit läßt, was falſch iſt, der Name oder die Figur, iſt ein Beweis, wie gut ſie ihre Aufgabe gelöſt hat; denn in der That iſt dieß ein Kennzeichen aller gut gelungenen idealiſirenden Darſtellungen aus dem Gebiete der Wirklichkeit. Uebrigens nicht etwa blos Leute wie Raphael, die ſich wohl ſelber einen neuen Rock anſchaffen könnten, verſorgt die idealiſirende Kunſt aus ihrer Garderobe. Wie blank und putzig ſaß der Federviehhändler in dem Wagen mit den durchgehenden Pferden da; man hätte geſchworen, er führe zur Hochzeit, ſtatt zum Hühnermarkte. Und da ſind auch noch einige Bilder, — die holländiſchen meine ich nicht, — auf denen die Leute ſaufen oder ſich prügeln, wo man durchaus nicht klug werden kann, ſind es Lumpenkerle oder nicht. Ich will hier eine feine Bemerkung machen. Bekanntlich muß die idealiſirende Kunſt immer noch ein Ueberbleibſel von Natur an ſich behalten; und das rechte Geſchick des Künſtlers und Kenners beſteht nur in der rechten Abwägung, wie viel. Löcher, zumal reinlich geflickte, fallen noch auf die Seite deſſen, wodurch an die Natur erinnert werden darf; Schmutzflecken aber ſind ſchlechtbin verboten, und iſt das Kleid gar zu verſchoſſen, ſo wird es auch neu gefärbt. Es ſcheint, daß es der Natur eines idealen Pinſels geradezu widerſtrebt, einen Fleck auf ein ſelber ideales Kleid

hervorzubringen; man halte ihm das Kleid dazu hin: er kann nicht. So rief ich dem Künſtler des vorigen Gemäldes ängſtlich zu, er möchte doch die Palette mit den Pinſeln wegnehmen, an die der ideale Sammtrock bei der nächſten idealen Bewegung des idealen jungen Mannes ganz gewiß anſtreichen wird; wenn es nicht etwa ſchon geſchiehet. „Da ſein Sie ganz ruhig, ſagte er mir, der Pinſel und die Palette ſind auch ideal; in der idealen Welt aber geht es nicht zu wie in der Wirklichkeit. Mit Vorausſetzungen, die in dieſer gelten, muß man gleich gar nicht zu den Werken der Kunſt treten. — Uebrigens müſſen auch die geflickten Löcher blos an wirkliche erinnern, nicht etwa ſich damit verwechſeln laſſen. Es müſſen Löcher und doch keine Löcher ſein.

Um den Unterſchied eines idealen von gemeinen geflickten Löchern deutlich zu machen, verweiſe ich auf drei Knielöcher: eines, das ideale, in dem zuerſt betrachteten Bilde auf dem Knie des ſpaniſchen Bauern, was er unſtreitig angewieſen iſt, vorzuzeigen, wenn man ihm wegen ſeiner übrigens noch gut ſcheinenden Umſtände das rechte Mitleid verſagen will, denn ſelber ſieht man es nicht ſo leicht; und zwei gemeine, eins auf dem Knie eines der Vernetſchen Schleichhändler, das andre auf dem Knie eines Ruſtige'ſchen Zigeuners. Alle drei bilden folgenden Klimax. Das Loch in den Hoſen des ſpaniſchen Bauern iſt nicht nur mit Zeug und Zwirn von derſelben Farbe, ſondern auch von derſelben Neuheit als die Hoſen ſelbſt geflickt; oder faſt erſcheint (wenn auch nur durch die Beſchattung des Flecks) das Zeug der Hoſen noch ein klein wenig neuer als der darauf geſetzte Fleck, was alle Verwechſelung mit einem wirklichen ſofort ausſchließt. So geben

dieſe geflickten Hoſen ſelber ein Bild des ganzen Bildes, ja der ganzen idealen Kunſt im Kleinen; denn hat nicht die Künſtlerin dadurch ſchön ſymboliſch angedeutet, wie ſie einen kleinen Fetzen alter Natur noch zurückbehalten, um darum die ganzen neuen Kunſtdoſen zu ſetzen. — Auf dem Knie des Vernetſchen Schleichhändlers iſt ganz aufrichtig ein neublauer Fleck in altblaue Hoſen mit weißem Zwirn eingeſetzt; auf dem Knie des alten Zigeuners endlich hat der Fleck ſich nicht einmal um die Farbe der Hoſen gekümmert. Und wie unverſchämt zeigen beide Kerle den Fleck, als wüßten ſie gar nicht, daß ſie ja keine wirkliche, ſondern nur gemalte gemeine Kerle ſein ſollen. Freilich haben ſie ſich der Flickerei auch nicht zu ſchämen; ihre Flecke ſind viel beſſer aufgeſetzt, als der des ſpaniſchen Bauern; wer kann aber auch einer Baroneſſe zumuthen, ſich hierauf zu verſtehen.

Zweiter Artikel.

Bevor ich weiter gehe, eine kleine Erzählung: Das Kind einer vornehmen Mutter war den ganzen Tag ſehr artig im Zimmer geblieben, hatte nichts angerührt, nichts beſchmuzt, und die Erklärungen gut gelernt, die man ihm zu den bunten Bildern in ſeinen Bilderbüchern gegeben. Gegen Abend lehnte es gähnend zum Fenſter hinaus. Die Mutter trat freundlich zu ihm und ſprach: „Du gutes Kind, womit könnte ich Dir denn eine Freude machen?“ — „Ach, ſagte es, was ich möchte, darf ich doch nicht!“ — „Sag' es nur!“ — „Nun, ſo erlaube mir doch, ein Bischen mit den Kindern unten im Kothe zu ſpielen.“ — Natürlich erlaubte es ihm die Mutter nicht; es iſt ſpäter groß geworden und hat nie mehr an den Koth gedacht.

Glücklicherweiſe weiß ich der Mutter noch davon zu laufen. Ich bin im vorigen Artikel artig genug geweſen. Ich will nun hinuntergehen und auf der ſchmuzigen Straße thun, als hätte ich nie gute Lehren empfangen.

Sieh da, den Schleichhändler von Poitevin (Nr. 259, im Privatbeſitz). Schmuzige Schuhe, ſchmuzige Strümpfe,

schmuziger Rock, schmuziges Gesicht, schmuziger Hals, schmuzige Hände und schmuzige Beine. Die Frau, die sich an den ungewaschenen Gesell lehnt, ist auch keine von den feinsten. Man sieht, sie hat keinen Begriff von idealer Haltung und Tournure. Es ist nun eben nichts, als ein Schleichhändler und seine Frau, gemeine Leute, aber doch nicht von der gemeinsten Sorte. Der feste Charakter und nicht unedle Zuschnitt im Gesicht des Mannes, sein kräftiger Bau, seine sichere Haltung, das Fernrohr am Auge, und daß sich die Frau nicht vor ihm, sondern an ihn schmiegt, zeigt uns in der Art, wie es sich darstellt, immer nichts als einen Schleichhändler, aber einen von denen, die nicht erst des Malers bedürfen, um des Malens werth zu sein, sein rohes Gewerbe und Leben, aber nicht von seiner rohen Seite. Stät schaut er nach dem Meere, wie es scheint ein fernes Schiff verfolgend; sein Dichten und Trachten geht für den Moment in dieser Thätigkeit seines Berufs auf; er läßt sich nicht stören durch das sanfte Anklammern der hinter ihm stehenden Frau; er scheint es nicht einmal zu merken; sein Gedanke ist mit seinem Blick nur nach vorwärts gerichtet. Wohin aber richtet sich der Blick der Frau? ich hätte es wohl errathen wollen, wenn Guet, oder die Baronesse ihn zu richten gehabt hätten, aber hier hat die Natur selber ihn gerichtet. Weder zärtlich und schmachtend auf den Mann, noch in sentimentalem Gegensatz des Ausdrucks gegen ihn auf das Meer; vielmehr über seine Schulter hin schaut sie seinen Augen nach, durch das Fernrohr, durch das sie doch nichts sehen kann. Und was drückt sich aus in diesem Zuge? Dein Auge ist mein Auge; — was in ihrer Miene? Deine

Sorge iſt meine Sorge; — was in ihrem Anlehnen? Dein Halt iſt mein Halt; — und was in der ganzen Figur? Wenn ich recht ſehe, der Gedanke: wenn er das Fernrohr vom Auge wegnehmen wird, wird er ſich umdrehen, und — dich umarmen? nein, ſo ſentimental denkt blos eine Schleichhändlers Frau in einem geſchriebenen oder gemalten Roman — ſondern ſich ſchmecken laſſen aus dem Korbe, was du ihm mitgebracht: deine Pflege iſt mein Geſchäft! iſt der Anfang und der Schluß der Scene. Aber ſie weiß wohl, daß ſie geduldig warten muß. Warum aber hat ſie das Oberkleid abgeworfen, das dort in einem unbeſchreiblich ſchlechten Faltenwurf, wie ihn nur eben eine hingeworfene gemeine Jacke zu haben pflegt, hingefallen iſt. Das iſt nun eine der Schönheiten dieſes Gemäldes, daß man auf alle dieſe Fragen aus dem Gemälde ſelbſt antworten kann. Nicht darum hat ſie es abgeworfen, um uns einen ſchönen Buſen zu zeigen; denn dieſer ganz offen ſich preisgebende Buſen iſt gar nicht ſchön und nur das Gemälde darum um ſo ſchöner; ſondern ſie hat es abgeworfen, weil ſie im raſchen Gehen über Stock und Steine etwas warm wurde, wie auch die leicht gerötbete Wange, die freilich bei einem idealiſirenden Künſtler nichts bedeuten würde, zeigt. Sie iſt eben angekommen; ſie ſcheut — denn es iſt eine Schleichhändlers Frau — die Seeluft nicht, warum ſoll ſie ſich's nicht leicht und kühl machen. Wäre es freilich eine unſrer Damen, ſo hätte der Künſtler fein gehandelt, ſie vielmehr darzuſtellen, wie ſie ihre Jacke nun recht um Hals und Bruſt zuſammennimmt, und gewiß hat manche Dame in dem Bloßgeben des Buſens einen Fehler der Frau und des Künſtlers zugleich erblickt.

Wenn man will, ſo kann man es auch als einen ganz anmuthigen Zug betrachten, wie die Jacke der Frau gerade auf die Flinte des Mannes gefallen iſt und ſich an dieſe ſchmiegt, faſt wie die Frau ſelber an den Mann. War es Abſicht des Malers, welcher dieſe Begegnung des Kleides und der Flinte bewirkte, ſo erſcheint ſie uns doch, da ſich ſonſt nirgends im Bilde ein Streben zeigt, wiederholende ſymboliſche Kunſtſtückchen anzubringen, nur als ein Einfall der Natur, wenn nicht gar als ein ſympathetiſcher Zug, der das Kleid der Frau, von deſſen noch warmer bloßer Bruſt es abfiel, zur Flinte des Mannes trieb. Im erſten Fall erfreut uns das nachahmende Spiel des Zufalls ſelber, im zweiten die noch wirkſamere Vorſtellung, wie wahrhaft natürliche lebendige Seelenbewegungen ſelbſt die todte Natur gleichſam zur Mitwiſſerin und Mitfühlenden zu machen vermögen.

So iſt alles Seele in dieſem Gemälde, und doch nirgends eine Spur von Sentimentalität. Was iſt aber Sentimentalität? Warum ſoll ich es ſagen, da man es in der ſpaniſchen Bauernfamilie ſo ſchön gemalt geſehen hat. Und warum ſpricht die ſpaniſche Bauernfamilie doch im Ganzen ſo viel mehr an? Weil es den Leuten beſſer gefällt, die Kirſchen gepflückt und auf einem Teller arrangirt entgegengetragen zu bekommen; als ſelber auf den Baum zu ſteigen und ſie aus dem Geſträuch heraus zu pflücken, wo ſie gewachſen ſind, und wo ſie freilich am friſcheſten ſchmecken. Soll nun wohl die Kunſt eine Kirſchenpflückerin, oder eine Kirſchenpflanzerin und Pflegerin für uns ſein? Ich denke, das letzte iſt vorzuziehen; denn der Baum gibt mir immer neue Früchte, wenn ich mir nur die Mühe nehmen will,

ſie ſelber zu pflücken; die gepflückt dargereichten Kirſchen eſſe ich einmal und nie wieder. Jedesmal, wenn ich zum Bilde des Schleichhändlers hinzutrete, finde ich etwas Neues daran, was mich erfreut, wenn ich nur achtſam hinſchaue; das Bild der ſpaniſchen Bauernfamilie läßt man ſich vielleicht beim erſten Blick gefallen, das zweitemal findet man von den Kirſchen nur noch die Stiele. Schade nur, daß die Natur denen, die ſich einmal gewöhnt haben, die Kirſchen blos von Tellern zu eſſen, auch dieſelben nicht blos auf Tellern wachſen läßt, mit dem nöthigen Laube zur Zierrath darum. Wie muß es ihnen erſt gefallen, wenn gleich der Garten wie ein gedeckter Tiſch ausſieht.

Am vorigen, wie an den folgenden Bildern kann man recht gut erläutern, was eine Regel, die noch hier und da umläuft, eigentlich ſagen will: man ſolle ein Kunſtwerk nicht zergliedern um ſich nicht den Genuß daran ſelber zu verkümmern. Iſt es das rechte Kunſtwerk, ſo wird es die ſogenannte Zergliederung ſchon vertragen. Freilich bei den, im erſten Artikel betrachteten, Bildern wurde aller Genuß dadurch verkümmert, daß man den vortheilhaften Eindruck, den das Bild etwa im erſten Anlauf machte, nun durch Beſchauung des Einzelnen zu befeſtigen und beleben ſuchte; bei denen aber, die hauptſächlich in dieſem Artikel betrachtet werden, wächſt der Eindruck, wird immer reicher, voller, lebendiger, je mehr man auf das Einzelne eingeht. Bei der Zergliederung eines Balges kommt man auf Spreu, bei der Zergliederung eines Leibes auf Muskeln. Ja es iſt die Betrachtung des Einzelnen hier im Grunde gar nicht einer Zergliederung, ſondern einer Bewegung dieſer Muskeln zu vergleichen. Nur müſſen

freilich die entſprechenden Muskeln in uns beweglich ſein; denn dieſe Bewegung erfolgt nur durch Sympathie. Nicht was man ſieht allein, ſondern auch wie man es ſieht, macht die Dinge ſchön.

Am vorigen Bilde ſieht man wohl, daß es eine Kunſt giebt, die auch mit einem ſchmutzigen Kleide und ſchmutzigen Geſichte beſtehen kann; inzwiſchen ſind doch auch reinliche Kleider und feine Geſichter in der Kunſt nicht zu verachten. Ich denke wohl, als Romeo Julien beſuchte (No. 332, von Sohn in Düſſeldorf), werden ſich Beide nicht übel angezogen haben; darum hat ihnen auch der Künſtler keine ſchlechten Kleider angezogen und keine ſchlechten Geſichter dazu. Er malte ja jetzt eben nicht Schleichhändler. So ſchön habe ich mir Romeo wohl denken können — die Fabrik der idealen Kunſt macht ja ſchöne Geſichter wie Puppenköpfe über gegebenen Formen gleich zu Dutzenden und Schocken — aber nicht zugleich ſo charakteriſtiſch, wie ihn mir der Maler dargeſtellt hat: ich bin um eine Anſchauung reicher. Wäre jener Raphael des erſten Artikels etwa der wirkliche Raphael, ſo wäre ich um eine Anſchauung ärmer. Auch die Kirchgängerin (No. 21, von Blanc in Düſſeldorf), ein liebliches Weſen, hat weder Kleckſe noch Riſſe auf dem Kleide. Ich denke wohl, daß eine reiche Patrizierstochter ſo ſchön gekleidet wirklich zur Kirche ging. Und ſo, denke ich, giebt es noch mehr Gelegenheiten, ſchöne Kleider und ſchöne Leute zu malen. Warum giebt ſich nun doch aber die idealiſirende Kunſt damit ab, gemeinen Leuten die Hoſen zu waſchen und die Kleider zu flicken und zu bügeln? Wahrſcheinlich, weil ſie in unſerer

jetzigen ideenloſen Zeit nicht gut anders ihr Leben zu friſten weiß.

Im Schleichhändler Poitevin's hatten wir den einzelnen Mann mit der einzelnen Frau. Gewiß, wenn nicht eine gewiſſe innere Bedeutung in ihren ruhigen Geſtalten und dem einfachen ruhigen Verhältniſſe derſelben gelegen hätte, ſo hätte er ſie gar nicht gemalt. Aber warum hat denn Vernet ſolch Geſindel gemalt, als wir in ſeinen Schleichhändlern erblicken (No. 360, Preis 3350 Francs). Die Bedeutung liegt in der Handlung, in jeder Perſon aber nur, inſofern ſie zu ihr beiträgt. In Stükken ſchneiden läßt ſich dies Gemälde freilich nicht, wie das Gemälde der ſpaniſchen Bauernfamilie; aber aus einem andern Grunde, als bei der Ueberſchwemmung Guet's. Es geht nicht bei einem natürlichen lebendigen Beine, und es geht auch nicht bei einem Strumpf, deſſen Fäden künſtlich zuſammengeſtrickt ſind. Aber was kann denn für eine Bedeutung in einer Scene liegen, die von ſolchem Volk aufgeführt wird? Nun, ich glaube, wenn man dieſe Scene in der Wirklichkeit ſähe, — und genau ſo, wie ſie Vernet gemalt, könnte ſie vor ſich gehen, — man vergäße ſie ſein Lebtage nicht, und was man ſein Lebtage nicht vergißt, iſt doch wohl bedeutend genug, um durch die Kunſt fixirt zu werden. Man betrachte das Gemälde recht genau, wie das vorige von Poitevin, und halte das dagegen, was ſich bei gleich genauer Betrachtung der Gemälde des erſten Artikels ergeben hat, ſo wird man wieder den Unterſchied beſtätigt finden, wie die vom Künſtler recht eigentlich componirten Werke die ſchlimme Eigenſchaft haben, daß ſie um ſo mehr zerfallen, je

mehr man ſie betrachtet; die aus der Natur herausgewachſenen den Vortheil, daß ſie ſich um ſo mehr componiren, je länger man ſie anſieht.

Sechs Kerle (einer nur dunkel im Rücken ſichtbar) in einer erhabenen Gebirgsgegend. Was kümmert ſie die Gegend? und was kümmert ſie uns? gut; es iſt auch blos ſo viel davon zu ſehen, als es eben braucht, um der Handlung ihren natürlichen Boden zu geben. Mancher andere hätte ſich die Gelegenheit, eine breite Landſchaft dazu zu malen, wohl nicht ſo entwiſchen laſſen. — Kampf mit der Natur, Kampf mit Menſchen, jener noch nicht überſtanden, dieſer ſchon drohend, denn ob zwei von den Kerlen nicht noch den Hals brechen werden, iſt ſehr zweifelhaft, und kommen ſie dann um die Ecke herum, ſo werden ſie den Soldaten begegnen, die dort über die Brücke ſchreiten, neben welcher die Schleichhändler den Weg oder vielmehr Unweg in der eiſigen Schlucht hinauf geklettert ſind. — Ungeſuchter Gegenſatz, wie ihn die Natur hat; dort bequemer läſſiger dienſtbarer Pflicht-Weg, hier ſteiler, gefährlicher, alle Kräfte in Freiheit ſetzender verbotener Pfad. — Jene ſehen nicht, aber ſie werden geſehen. Das Wild hat ſtets ſchärfere Augen als das zahme Geſchöpf; auch das iſt Natur. — Jene denken wohl nicht, wie ſie ſo gemächlich ihres Weges einherſchreiten, daß der eine alte Kerl die Flinte ſchon ſchußrecht legt, um gleich den erſten, der ihm um die Felsecke entgegenkommt, aufs Korn zu nehmen. Man ſieht es ihm an: es iſt ſelbſt ein alter Soldat. Woran ſieht man es ihm an? er hat doch keine Uniform; er ſchultert nicht; er präſentirt nicht; er zieht kein martialiſches Geſicht;

vielmehr eins, als triebe er die gleichgültigſte Sache von der Welt. Ich weiß es nicht, woran man es ihm anſieht, wenn es nicht eben der letzte Umſtand iſt, aber es iſt ganz gewiß ein Soldat. Er iſt ganz bei der Flinte und die Flinte ganz bei ihm; ſie verſtehen ſich längſt ohne Geſichter; das jetzige Handwerk iſt ihm nur eine geläufige Fortſetzung des frühern. Mit dem jungen Kerl, der hinter dem Felsſtück hervorlauſcht, iſt es anders. Eine Miſchung von Gems und Luchs, aber vom rohesten Gepräge. Er iſt aufgewachſen in dem Gewerbe. Die zwei einzigen Leidenſchaften des gemeinen Schleichhändlers, Liebe zum Schnaps und Abſcheu vor den Schergen der Douane, Furcht, ſo lange ſie fern ſind, und Verwegenheit, wenn ſie nahe ſind, ſind ſchon in ſeinem Geſichte eingefleiſcht. Man ſehe nur Augen und Naſe an. Welch wunderlich Räthſel aber der junge Mann mit der kleinſtädtiſchen Haltung und Kleidung, dem weichlichen ſchwammigen Geſichte, worin doch jeder der ſparſamen Eindrücke den Ausdruck von Energie hat, aber einer Energie, die noch nie einen Gegenſtand fand, ſich zu äußern oder zu üben. Wie kommt er unter dieſe Bande? Wenn ich recht ſehe, iſt es ein verdorbener junger Kaufmann, der, weil er nicht zum Kaufmanne gemacht war, in Wohlleben und Müßiggang ſo hingelebt hat, bis er ſein Hab und Gut durchgebracht, wo er dann ſelbſt unter dieſe Sippſchaft gegangen iſt, mit der er oft wohl früher ſchon verkehrte. Ich glaube, er macht den erſten Zug mit; er kennt das Handwerk noch nicht; hat ſogar die Handſchuhe vergeſſen; er kneipt die Hände ein vor Froſt, er kneipt die Lippen ein, er verzieht die Augen, die Naſe iſt roth nicht von Schnaps, ſondern von

Froſt; denn es iſt nicht der Sattel, ſondern die Spitze. Freilich iſt's auch kalt; man ſieht's am gefrornen Waſſerguſſe, der vom Felſen herabhängt; — dieſer Waſſerguß und dieſe rothe Naſenſpitze ſind ſelbſt aus einem Guſſe. Und doch hat dieſer junge frierende Menſch mit ſeinen philiſterhaften Sammtmancheſterhoſen und ſeiner geſtreiften Weſte, indem er ſich dem phyſiſchen Eindruck der Kälte ſo hingiebt, ſelber in der Art, wie er es thut, etwas, was zeigt, daß er, wenn ihn erſt der Froſt geſtählt, die Arbeit ihn ausgearbeitet haben wird, einmal den Kopf der Bande wird abgeben können. Woran man das im Einzelnen ſieht, iſt freilich wieder ſchwer zu ſagen; aber es ſieht aus, als wenn das ganze Geſicht, ſtatt paſſiv vom Froſte zuſammengezogen zu werden, ſich vielmehr kräftig und mit Dezit gegen ihn zuſammenzöge; und ſelbſt der Umſtand, daß er ſich gar nicht einmal bemüht, ſein Frieren vor ſeinen Kumpanen zu verbergen, die kein Zeichen davon verſpüren laſſen, zeigt, daß er ihnen anderweit zu imponiren weiß. Was unmöglich ſcheint, zu vereinbaren, iſt hier ſo verbunden, daß es unmöglich ſcheint, es zu trennen. Das iſt wieder ein Kunſtſtück der Natur. — Man betrachte nun den alten Kerl, der die Eiswand noch hinaufklettert, nachdem die andern ſchon alle oben ſind. Warum iſt gerade dieſer der letzte, warum nicht ein anderer? Abermals eine Berechnung, wie ſie blos die Natur und wer ihren Calcul verſteht, macht. Sieht man es ihm nicht gleich an, daß es ein armer furchtſamer tölpiſcher alter Kerl iſt, den ſie mitgenommen haben, weil er ſein Pack willig ſchleppt, und der mitgeht, weil er ſein Brod ſonſt nicht haben würde; und er würde es nicht haben, weil er ſich im

Leben nie beſſer zu helfen gewußt, als jetzt, wo er gar nicht die Wand heraufkommen würde, wenn ihn der andre alte Kerl nicht am Stock bald heraufzöge, den er mit einer Hand faßt, während er mit den übrigen drei Händen und Füßen unbehelfen genug heraufrutſcht. Aber er kann auch ganz bequem wieder herunterrutſchen, und dann möchte es um den Helfer mitgeſchehen ſein, der ohnehin auf dem, nach dem Abgrunde abſchüſſigen Eiſe ſo ſteht, daß er nur durch Stemmung des Fußes gegen einen Eisböcker ſich hält. An Weſte und Naſe allein ſchon ſieht man es dieſem an, daß es ſeiner Zeit ein flotter aber roher Burſche geweſen iſt, der es mit dem Leben gehalten; aber auch ſchnell bereit geweſen iſt, zu ſagen, verdirbſt Du es mit mir, verderbe ich es mit dir. Jetzt iſt er ausgelernt in ſeinem Handwerk.

Man kann in Erklärungen, wie ſie hier gegeben worden ſind, irren; aber das liegt dann an unſrer Phyſiognomik, nicht an den Phyſiognomien. Kann man minder irren, wenn man Geſtalten und Geſichter des wirklichen Lebens zu deuten ſucht? Bei der ſpaniſchen Bauernfamilie kann man nicht irren: was ganz auf der Oberfläche liegt und mit Fleiß darauf ausgelegt iſt, wer ſollte es nicht finden; freilich iſt es auch nur Oberflächliches. Das Unbeſtimmtgelaſſene kann man natürlich nicht einmal ſuchen. Im Vernet'ſchen Bilde fühlt man, daß mehr darin liegt, als man finden kann, aber man fühlt ſich unwillkührlich gedrungen, es zu ſuchen, weil alles die entſchiedenſte Beſtimmtheit darin hat, und mit dieſer Beſtimmtheit zugleich nach vorwärts, rückwärts und gegen einander weiſt. Jedes Geſicht erſcheint als das Reſultat einer Lebensgeſchichte, wozu es doch eine wirkliche Lebens-

geſchichte geben muß, der ganze dargeſtellte Moment als ein Querſchnitt der Handlung durch die Zeit, wozu man die vordern und hintern Querſchnitte conſtruiren möchte. Es kann für uns unmöglich ſein, das genau zu treffen; aber man fühlt, daß es für einen durchdringendern Verſtand als den unſrigen möglich ſein müßte, ſo wahr als Bedingung nicht ohne Bedingtes, Beziehung nicht ohne Bezogenes ſein kann. Und bei dieſer Beſtimmtheit alles Einzelnen, welche Klarheit des Ganzen, ſo daß wir nicht nur den Sinn des Ganzen ſelbſt, ſondern auch den Beitrag jedes Einzelnſten dazu faſt im erſten Blick überſehen! Ungeachtet dieſe complicirte Scene ſich im kleinſten Raume zuſammendrängt, verdeckt, verwickelt und ſtört ſie ſich nirgends ſelber; und bei allem dieſen haben wir nirgends das Gefühl, als ſei uns zu Liebe etwas gedreht, geordnet oder überhaupt arrangirt worden; es geht und ſteht und liegt alles zu einander, als hätte es die Natur ſelbſt in ihrer gewöhnlichen Zerſtreuung hingeworfen. Die gewöhnliche Colliſion in der Kunſt, die Wahrheit der Klarheit oder umgekehrt opfern zu müſſen, iſt hier ſo glücklich vermieden, daß man nicht einmal eine Mühe des Vermeidens bemerkt.

Hätte ich nicht vorhin ſchon ſo viel über die Leute in dieſem Bilde geſchwatzt, möchte ich noch eben ſo viel über die Kleider ſchwatzen. Darin liegt noch eine ganze unerſchöpfliche Phyſiognomik. Dieſe Handſchuhe paſſen nicht bloß an die Hand; ſie paſſen eben ſo gut zum Kinn und zur Naſe. Man hält es für unmöglich, wenn man einen der Kerle angeſehen hat, daß er eine andre Kleidung tragen könnte, als er wirklich trägt; ſo genau wiederholt, ergänzt die Kleidung den Charakter des Ge-

ſichts und des Körpers. Will man in dieſem Bilde nach Gegenſätzen ſuchen, man findet ſie in Menge, aber es ſind natürliche, nicht künſtliche, durchgreifend, ſo weit ſie ihrer Natur nach greifen können; und doch im Ganzen aufgelöſt, indem ſie durch daſſelbe bedingt werden. Man betrachte z. B. beide letzten Figuren; den alten Tölpel, der hinaufrutſchen will und den alten Mordkerl, der ihn am Stock hinaufzieht, trotzig und doch ſorglos dabei ſich gegen die eigene Gefahr ſtemmend. Gewiß hat Vernet beide nicht dem Effect und der Mannichfaltigkeit zu Liebe in einen ſo entſchiedenen Gegenſatz zu einander geſtellt; ihr Verhältniß in der Handlung fordert es vielmehr ganz von ſelbſt, denn ohne dieſen Gegenſatz hätten ſie gar nicht in dieß Verhältniß zu einander treten können. Aber dieſer Gegenſatz ſpricht ſich nun auch, trotz dem, daß es beide Leute von derſelben Klaſſe, derſelben Beſchäftigung und nicht zu weit im Alter von einander entfernt ſind, in jedem Stücke, von der Schuh- bis zur Naſen- und Mützen-Spitze aus, ſo daß man abſolut zwei verſchiedene Weſen ſieht; an jenem Alles ſchlotternd, ungefügig, lehmfahl; an dieſem ſtraff, aus dem Zeuge gehend, blau und ſcharlach; und in allem dieſen iſt doch weder etwas Uebertriebenes noch etwas Geſuchtes; nicht einmal etwas Gemachtes, nur ein Gefundenes und Gewachſenes kann man darin ſehen. Wie ſchön konnte man im Bilde der ſpaniſchen Bauern die Wege des Künſtlers verfolgen, wie ſchön in dieſem die Wege der Natur!

Ungeachtet ich dieß Gemälde in genialer Auffaſſung des Gegenſtandes für das Bedeutendſte der ganzen Ausſtellung halte (nur das gleich zu erwähnende Biardſche möchte ich ihm in dieſer Beziehung an

die Seite stellen), ist es doch keins der bedeutendsten von Vernet selber, und mag auch für Kenner in Betreff der Ausführung Einiges zu wünschen übrig lassen; wenigstens erinnere ich mich, daß solche nach einem allgemeinen Lobe des Gemäldes sehr geschickt auf eine mangelhafte Ausführung der Felspartien aufmerksam zu machen wußten. Was diejenigen Felspartien anlangt, die den Boden und die nächste Scene der Umgebung selbst bilden, so scheinen sie mir selbst zwar fleißig genug und mit gelungener naturgetreuer Wirkung ausgeführt, inzwischen bescheide ich mich des Urtheils; ich denke es kann blos Sache der Maler, oder die sich wie sie gebildet haben, sein, über die größten Feinheiten in diesem Bezuge zu urtheilen; der Maler, weil diese ihre Augen geübt haben müssen, dergleichen in der Natur zu sehen, und weil ihnen die Kenntniß beiwohnen muß, welche Approximationen der Kunst an die Natur möglich sind. Von den fernen Felspartien, die nur den Boden der Scene bis zum Rande und nach der Ecke des Rahmens fortsetzen, leuchtet es ein, daß sie vernachlässigt sind. Auch im Gemälde des Poittevin'schen Schleichhändlers ist ein, blos zur allgemeinen Charakterisirung des Bodens, auf dem die Handlung geschieht, beitragender, hinten und seitlich stehender Fels ziemlich nachlässig behandelt.

Inzwischen fühlt man sich, wenn man die Darstellung blos als Mittel betrachtet, die Idee zur reinsten Erscheinung zu bringen, was sie doch eigentlich blos sein soll, zu keinem sonderlichen Tadel gegen das Werk dadurch aufgelegt, denn diese Dinge sind, als in ferner Beziehung mit dem Motive der Idee, und seitlich von der Scene selber, gar nicht da, den Blick

beſonders auf ſich zu ziehen; auch den Künſtler mag man eben nicht tadeln, weil man weiß, daß er es hätte beſſer machen können, wenn er gewollt, und nicht einmal ſeinen Willen, weil man weiß, daß er jene Nebenſachen blos deßhalb vernachläſſigt, weil er gedacht, während der Zeit, daß du ſolche eckenſteheriſche Felspartien in deinem Bilde beſorgſt, kannſt du einen tüchtigen Schleichhändler oder ein anderes tüchtiges Bild mehr malen, was dir und dem Publikum zum beſſern Frommen gereichen wird *). In dieſem Princip ſcheint mir, aufrichtig geſtanden, mehr wahre Großartigkeit zu liegen, als wo man Scepter und Krone des Königs vernachläſſigt, damit nicht der ſelbſt in allem Detail vernachläſſigte König von dem verdunkelt werde, was ihn zieren könnte. Den ſogenannten gefrornen Waſſerfall am Felſen im Vernet'ſchen Bilde wird

*) Ich bin weit entfernt, in dieſe Bilder mehr Feinheiten legen zu wollen, als darin liegen, und glaube nicht, daß der Künſtler an Folgendes gedacht hat; aber es ſcheint mir fraglich, ob es nicht in der That an ſich gerechtfertigt ſei, ſeitliche Partien des Bildes, welche in der Natur weit rechts und links von der Scene, auf die ſich unſer Auge hauptſächlich zu richten hat, liegen bleiben würden, gegen dieſe zu vernachläſſigen, nicht damit weniger, ſondern damit mehr Natur-Wahrheit der Anſchauung heraus komme. Alles Seitliche erſcheint uns in der Natur undeutlich gegen den direct fixirten Punkt und deſſen nächſte Umgebung. Nun wird in einem, aus einiger Entfernung betrachteten, kleinen Bilde Alles nächſte Umgebung ſeiner Mitte; wir ſehen auf einmal Alles deutlich, wovon wir in der Natur ſelbſt blos die Mitte deutlich ſehen würden, wenn nicht der Künſtler mit Fleiß uns das Undeutliche auch mit malte. Freilich würde dieß wieder andere Uebelſtände mit ſich führen, die wohl überwiegen könnten. Wir wollen ja die verſchiedenen Theile des Bildes auch nach einander durchlaufen können, wie in der Wirklichkeit. Jedenfalls befindet ſich hiebei die Malerei in einer ſchlimmen Colliſion, welche nebſt andern Umſtänden macht, daß ſie den Anſchein der plaſtiſchen Natur nie vollkommen wieder geben kann. Daraus hat man nun ſogar gemacht, daß ſie ihn nicht vollkommen wiedergeben ſolle.

freilich auch niemand recht täuſchend finden; er ſieht eher wie ein Milchguß aus. Inzwiſchen liegt das wohl mehr in einem Unvermögen der Kunſt als des Künſtlers. Bekanntlich ſtehen der Malerei keine ſo hellen Spiegel-Lichter zu Gebote, als der Natur; will ſie dieſelben einigermaßen nachahmen, ſo muß ſie alle andern Lichter um ſo dunkler halten; allein natürlich konnte es nicht gerathen ſein, um das Beiwerk den Waſſerfall natürlicher erſcheinen zu laſſen, die Scene ſelbſt zu verdunkeln. Das kleinere Uebel iſt dem größeren vorgezogen. Doch auch das genauer zu beurtheilen, überlaſſen wir billig dem Maler, der die Grenzen ſeiner Kunſt kennen muß.

Da iſt noch ein prächtiges Bild, von dem ſich Aehnliches als vom Vernet'ſchen ſowohl hinſichtlich des feſten ideellen Bandes, das Alles zuſammenhält, als hinſichtlich des Intereſſes der Idee und der Wahrheit ihres Ausdrucks ſagen läßt, ich meine Nr. 19. **Das Boot im Polarmeere, von Bären angefallen, von Biard** (im Privatbeſitz). Man verſuche es doch, einen Bären aus dem Biard'ſchen Bilde herauszunehmen, er würde immer noch nach ſeiner Beute lechzen; man ſtelle den Jungen allein, der das Meſſer in das Maul des Bären ſenkt, er würde vorwärts den Bären, ſeitwärts den Alten, den er jetzt wegdrückt, mit den Füßen die Bank, auf der er kniet, ſuchen; ja jeder Theil am Jungen würde das Uebrige ſuchen, der Stahl den Arm, der ihn ſtreckt, der Arm den Leib, der ihn ſtreckt, der Leib den Kopf, der ihn ſtreckt, der Kopf zuletzt noch ſeine Mütze und hinwiederum die Mütze ihren Kopf. Und wollte man die Mütze auf einen andern Kopf ſetzen, es würde nicht gut thun; man würde es ihr

anſehen, wie ſie immer wieder herunter wollte.. Eine ideale Mühe paßt auf Alles. Und im Grunde wird man ja bei jedem guten Bilde jenen Zuſammenhalt alles Einzelnen zum Ganzen beſtätigt finden. Man nehme das von Huſaren aufgeſcheuchte Räuber- und Ziegeunerlager von Ruſtige (Preis 600 Friedr. d'or) was für den erſten Anblick aus Einzelnheiten zuſammengewürfelt ſcheinen könnte. Jede Ziegeunerin, die man dieſem Bilde entführen wollte, würde doch wieder nach ihrem Lager ſchreien, und wie paſſen in dieſem Bilde die Kleider ſogar denen, die ſie geſtohlen haben, eben durch ihr Nichtpaſſen. Was iſt nun der Vortheil ſolcher Bilder? Das eine erſpart uns eine Reiſe nach dem Nordpole, das andere nach Ungarn. Denn ſieht man etwa das, was darin dargeſtellt iſt, dort wahrer? kaum *); aber hier ſieht man es bequemer, zur Stunde wenn man will, in ſeiner warmen Stube und ohne Gefahr, daß man ſelbſt von den Eisbären gefreſſen wird, oder daß die Ziegeuner mit unſern eignen Röcken fortlaufen, was ſich ſo unvergleichlich mit den fremden Röcken anſieht. Der Maler hat alle ſtörende Zufälligkeiten, ohne die es doch ſelten in der Wirklichkeit abgeht, aus dem Bilde herausgeworfen; er hat zwar nicht den Gegenſtand ſo gegen uns, aber uns ſo gegen den Gegenſtand geſtellt, daß wir ihn am beſten überſehen; und was die Hauptſache iſt, wir ſehen hier Scenen von lebendigem Intereſſe für uns, wie wir ſie bei einer wirklichen Reiſe ins Eismeer oder nach Ungarn nur durch einen ſelte-

*) Etwas zu viel Bären auf einmal im Biard'ſchen Bilde und auch Einiges im Ruſtige'ſchen Bilde gebe ich freilich zu.

nen Zufall würden zu Geſicht bekommen haben, und zwar dieſe Scenen in ihrem bedeutendſten Momente für uns fixirt. Ich denke, da hat man genug Vorzüge der Kunſt vor der Natur, mit denen man ſchon zufrieden ſein kann. Andere giebt es freilich, die wieder die Natur immer vor der Kunſt voraus behalten wird, und die es doch wieder von einer andern Seite wünſchenswerther machen könnten, die Reiſe ſelbſt anzutreten, um die Scene wo möglich an Ort und Stelle zu ſehen. So macht weder die Kunſt die Natur, noch dieſe jene entbehrlich.

Das Bild von Ruſtige iſt eins von denen, welche Partei machen. Ich habe eben ſo gut als ſchlecht von demſelben ſprechen hören, und zwar ſchlecht auch von Kennern, deren Urtheil ich achte. Aber warum ſollte ich es nicht gut finden, ſo lange weder mein Gefühl, noch ihre Gründe mich vom Gegentheil überzeugen. Iſt nicht Geiſt, Leben und die individuellſte Haltung zugleich doch mit ſtrengſter Wahrung des durch die Idee geforderten gemeinſamen Gepräges in jeder Einzelnheit des Bildes. Die Wahrheit, die es dadurch für mich im Ganzen erhält, wird durch manchen freilich nicht zu verſchweigenden Fehler des Einzelnen, z. B. daß das Fleiſch in einigen Figuren zu hölzern, das Auftreten des Hauptmanns der Bande zu theatraliſch, der Grundzug der weiblichen Geſichter wahrſcheinlich etwas zu ideal gehalten iſt, nicht aufgehoben. Eine ungeheure Menge Detail iſt ſo in dieſem Bilde zuſammengedrängt, daß wir es in ſeinen intereſſanten Partien leicht überſehen und doch wird eine Abſicht der Compoſition nicht ſichtbar. Nicht blos das Ganze, ſondern faſt jedes Einzelne hat Intereſſe, und das Intereſſe des Einzelnen widerſpricht nicht, ſondern wird

getragen vom Intereſſe des Ganzen. Manchem mag es zu viel ſein; aber zu viel iſt nur, was überläuft über das Gefäß der Idee, oder nicht hineingeht in unſer eignes Gefäß. Wo ich ſolche Vorzüge finde, kann ich mich nicht überwinden, ein Bild ſchlecht zu nennen; ja ich geſtehe ganz aufrichtig, daß mir der Trödelkram und die großartige Lumperei dieſes Bildes lieber iſt, als eine große Collection von Häuſerchen, Bäumen und Bäumchen, bunten und geputzten Männerchen und Dämchen, wozu unſere Ausſtellung unter ſo manchem Schönen eine nicht übel benutzte Gelegenheit der Auswahl dargeboten hat.

Und vermögen wir denn wirklich ſo beſtimmt zu entſcheiden, ob das, was ich oben als Fehler bezeichnet habe, es auch in dem Maße ſind, als ſie es uns erſcheinen mögen, wir, die von ungariſchen Zigeunern nur ſo viel wiſſen, als wir uns davon denken. Hinter Studir- und Ladentiſchen, im Roſenthale und Kuchengarten, lernt man ja doch wohl nicht, wie Ziegeuner gemalt werden müſſen; auf Galerien aber glaube ich, kann man mitunter lernen, wie ſie es nicht müſſen. Das Fleiſch in den Wäldern Ungarns möchte ein anderes ſein, als das gebleichte, verzärtelte, durch die Cultur mürbe gemachte, an das ſich unſere Anſchauung gewöhnt hat. Es erſcheint uns im Gemälde an einigen Figuren wie gelbes Holz, vielleicht würde es uns in der Wirklichkeit auch nicht viel anders erſcheinen. Das Bild ſieht mir nicht ſo aus, als wenn es im Atelier hundert Meilen von der Scene gewachſen wäre, vielleicht aber, wenn es der Fall wäre, würden Manche zufriedener mit ihm ſein, weil ihr Urtheil in dieſer Entfernung gewachſen iſt.

Man kann ſich, falls man es nicht unter ſeiner Würde hält, Menſchen und Scenen dieſer Sorte überhaupt ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, lange mit dieſem Bilde unterhalten, weil aus ſeiner Total-Idee eine Menge Einzelnheiten gleichſam von ſelbſt herauspurzeln. Was läuft und rennt nicht alles aus dem Zelte und um das Zelt, wie um einen geſtörten Ameiſenhaufen, jedes in ſeiner Weiſe beſchäftigt; die Männer theils mit der Flinte in Hinterhalte tretend, theils das ſchwere Gepäck fortſchaffend, die Weiber den Alten, Kranken und kleinen Kindern fortbelfend, die Jungen mit einer Agilität ohne Gleichen und mit wunderlichen Auskunftsmitteln, um nur recht viel auf einmal fortzubringen, das leichtere geſtohlene Gut waldeinwärts ſchleppend; ein paar ganz kleine Knäbchen, der eine mit Axt, der andere mit Flinte, gar zu den Männern im Hinterhalte laufend, faſt ſcheint es, aus Begier, an dem Kampf, der ihnen ein luſtiger Spectakel dünken mag, Theil zu nehmen; aber man winkt ſie zurück zum Zelte. Der Hauptmann tritt, zugegebnermaßen, vielleicht etwas gar zu theatraliſch auf; aber wie charakteriſtiſch iſt doch jeder Zug an ihm. Und welche grandioſe Geſtalt jener Zigeuner-Neſtor, wahrſcheinlich der ausgediente Hauptmann der Horde, großartig trotz ſeiner Schwäche, die ihn nur fortkommen läßt, indem er ſich einerſeits auf ſeinen Spieß ſtützt, anderſeits auf eine halbnackte Frau lehnt, wohl ſeine Tochter, die wie eine Semiramis des Hexenreiches ſchaut und ſchreitet. Es iſt wahr, dieſe Figur ſcheint ſchlecht gemalt; ſie iſt ein Entſetzen aller Kenner, wie aus anderm Geſichtspunkte ein Entſetzen aller Weiber. Es mag Geſchmackloſigkeit ſein, wenn mir

ihr einfacher gelber Anſtrich inzwiſchen immer noch eben ſo gut gefällt, als der ſchön bunte, der Kennern auf einem kleinen minder heidniſchen Bilde ſo gut zugeſagt zu haben ſcheint. Das Weibervolk überhaupt durch verſchiedene Nuancen von Iſabell bis Braun; jenes der ſchöne Schnee der Jugend, dieſes, was Sonne und Schmuz im Bunde daraus gemacht haben, alle mit unheimlichen Augen und Zügen, aber doch ſchöner (ob nicht wirklich etwas zu ſchöner?) Grundlage der Züge, dabei einer Entſchiedenheit und einem Leben in Geberde, Tritt und Mienen, welche ein wunderliches Intereſſe für ſie erregt. Welches Weib das mit den bunten Lumpen, dem üppigen Haarguß, den Eiſen-Armen, ſchön und ſcheuſslich zugleich, die ſich ſo zu ſagen nach allen Seiten zugleich wendet, und nach allen Seiten zugleich etwas thun. Offenbar, indem ſie mit dem einen Arme eine Kranke — auch ein Weſen, das man nur malen kann, wenn man Aehnliches geſehen hat — aufheben will, will ſie zugleich mit dem andern einen der faſt hinter ihr Stehenden, der mit ſeiner Waffe beſchäftigt iſt, veranlaſſen, die Kranke mit forttragen zu helfen, und zugleich noch bietet ſie den Rücken einem Kinde, das von der Höhe eines Kaſtens an ihr hinaufklettert. Es iſt ein ſchamloſe Kraft in dieſem Weibe; aber man zeige mir doch auf der ganzen Ausſtellung eine Figur, vor der ſie ſich wirklich zu ſchämen hätte. Unmöglich iſt es, in der Kleidung des Haufens ein Princip zu entdecken, doch leicht begreiflich, da jeder nur das Nichtfeine trägt und mancher gar wenig überhaupt. Nacktes, Nichtnacktes, Ganzes, Zerlumptes, Geflicktes, Nichtgeflicktes, Unſcheinbares, Grelles, alles bunt durcheinander. Nur das, der griechiſchen Kunſt

gerade entgegengesetzte Princip, greift durch, daß die Weiber nackter als die Männer sind. Zwei Bände Beschreibungen des Zigeuner-Volks würden mir dies Bild nicht ersetzen.

Ein andres nettes Bild, das gleicherweise sehr unterhält durch Lumpenkram und Menschen, die sich darum müden, ist Nr. 361, eine Stadtansicht (von Brabant), mit einer Auction, von Vervoer im Haag (angekauft von Herrn Kaufmann Lampe, Preis 450 holl. fl.), aber im Charakter dem vorigen ganz entgegengesetzt. Dort der Schauplatz eine Wildniß, hier eine Stadt mit Häusern von urgroßväterlichem Aussehen; dort alles in eiligem gesetzlosen Treiben, hier in behaglichster polizeimäßigster Ordnung und Ruhe; dort jeder mit einer andern Form von Hurtigkeit, wie Eidechsen, Füchse, Wölfe, die einen die Hinterläufe, die andern die Vorderzähne gegen die Verfolger kehrend, hier jeder mit einer andern Form von Phlegma, wie Schafe, Kühe, Gäule, die wieder in ihren Stall ziehen werden, wie sie hinausgezogen sind. Wie unter diesen ein Hund noch das lebhafteste Wesen zu sein pflegt, so auf diesem Bilde; und noch dazu ein Hund, der nicht einmal läuft, sondern auf den Hinterbeinen sitzt und mit irgend einer Gemüthsbewegung, die ich aus nicht hinreichender Kenntniß der Hunde-Leidenschaften nicht zu deuten wage, den Kopf nach einer Frau erhebt, welche, unter ihren erstandenen Sachen sitzend und vielleicht das Fuhrwerk zum Fortschaffen erwartend, die Hände in den Schooß legt und ihn mit einem gemäßigten Ausdruck einigermaßen wieder ansieht, auf irgend etwas, was ich aus Mangel hinreichender Kenntniß der holländischen Leidenschaften auch nicht zu deuten

wage. Das Uebrige, der hinter dem Tiſche ſitzende Notar mit Amtstracht, Amtsbrille und Amtsnaſe, das vor dem Tiſch ſtehende und doch nicht minder geſetzt ausſehende erſtehluſtige Völkchen, das Fortfahren der erſtandenen Sachen, der Reden-Verkehr auf der Wirthshaus-Treppe u. ſ. w. ſpricht Alles durch ſich ſelbſt. Merkwürdig, was für ein gemüthlicher Ausdruck in einer ſo kurzen untergeſetzten Figur liegen kann, wie wohl nie in einer ſchlanken magern. Man ſehe z. B. den großen breiten Jungen mit der rothen Jacke an, der dort am Tiſche ſteht. Er kehrt uns den Rücken zu, aber man ſieht ihm hinten alles an, was man ihm vorn angeſehen haben würde. Macht ſchon jede Figur für ſich denſelben gemüthlichen Eindruck, ſo kann man ſich denken, daß ihn auch das Ganze machen wird. Holländer, wie ſie ſelber aus dem Ganzen ſind, malen auch nur Ganzes. In der That, zu demſelben gemeinſchaftlichen Charakter, den die Leute tragen, ſtimmt auch Alles andere zuſammen. Die kurzen runden Krüge ſehen genau aus, wie die Menſchen und die Menſchen wieder wie die Krüge. Wo ſie ſtehen, da ſtehen ſie. Man ſieht, die Krüge faſſen etwas und geben nichts auf den erſten Anlauf von ſich, ihre Kehle iſt abgeſchnürt vom Bauche. Dem Kunſtgeſchmack der Häuſer ſieht man es an, daß die Leute, die darin wohnen, nie in Italien waren und auch nie Luſt haben werden, dahin zu gehen, es wäre denn, um Heringe und Thran dorthin zu verkaufen. Das Wirthshausſchild oben ſieht aus wie ein gehangener Holländer, die Pflaſterſteine ſelber unten ſcheinen die Geſichter oben abzuſpiegeln. Wer kann ſich darüber wundern. Die Leute haben das Alles gemacht mit und für ihren

Sinn; warum ſollte es nicht denſelben Ausdruck tragen. So kann man ſich durch dieß, gar nicht anſpruchsvoll auftretende, Gemälde doch hineinleben in Häuſer und Menſchen und Treiben der Menſchen, ruhig und gemüthlich, wie es nun eben in Holland iſt, und wieder in gewiſſem Sinne beſſer, als man's vielleicht könnte, wenn man nach Holland ſelbſt reiſte.

Ich glaube, daß manche Kenner auch gegen dieſes Bild nicht ganz gerecht ſind, vielleicht, weil ſie die feine holländiſche Ausführung daran vermiſſen. Ich verſtehe allerdings nichts von den techniſchen Feinheiten des Colorits; die aufmerkſame Betrachtung ſeiner Wirkung aber, auf die es denn doch zuletzt ankommt, hat mich Folgendes finden laſſen. Sieht man das Gemälde aus großer Nähe an, ſo hat es etwas, als wäre es aus kleinen Fleckchen zuſammengeſetzt, es ſcheint faſt einem bunten Druck ähnlich; tritt man aber etwas ferner, ſo erhält das Ganze ein plaſtiſches Leben, womit wenig Bilder der ganzen Ausſtellung wetteifern möchten. Was man bei einem andern Gemälde dadurch erreicht, daß man es durch die hohle Hand betrachtet, hat man hier beinahe ohne dieſes Hülfsmittel. Ich weiß wohl, daß es Kenner giebt, die den Anſchein des Plaſtiſchen in der Malerei eher für einen Fehler als anzuſtrebenden Vorzug anſehen. Ich will mich hier nicht mit ihnen ſtreiten; ich berufe mich auf den Effect ſelbſt, den das Bildchen vermöge dieſes Vorzugs macht, und den ſie beſtätigt finden werden, wenn ſie ſich in die angemeſſene Weite ſtellen wollen. Bei genauem Anſehen des Bildes ergiebt ſich die einfache Urſache dieſer Wirkung. Alles kleinſte Detail, was auch in der Wirklichkeit in einiger Ferne zuſammenſchwim-

der, iſt immer innerhalb einer kleinen Ausdehnung in ſeine Reſultante zuſammengezogen, und dieſe einzelnen Reſultanten ſind durch faſt ſcharfe Gränzen von einander abgeſetzt. In großer Nähe werden dieſe Gränzen merklich; in der Ferne verſchwinden ſie, und man glaubt nun das Leben ſelbſt zu ſehen. Es ſcheint mir hiernach, daß Verveer ein ſehr verſtändiger Maler iſt, welcher mit den einfachſten Mitteln den Zweck zu erreichen gewußt hat, um den es ihm eben zu thun war; mit den einfachſten und darum auch gewiß wirkſamſten. Hätte er die Fleckchen alle ausſpinſeln wollen, ſo möchte das Gemälde freilich an Ausdruck des Einzelnen in der Nähe gewonnen haben, aber eine Pinſelei in der Ferne geworden ſein; denn alle Kunſt hat ihre Gränzen. Man wird es dabei nicht für ganz gleichgültig zu halten haben, daß es eine Stadtanſicht mit Auction, nicht eine Auction mit Stadtanſicht ſein ſoll. Weniger um die einzelnen Geſichter der Leutchen war es alſo hier zu thun, als um die Phyſiognomie, die ihre Geſammtheit macht, und wodurch ſie zur Phyſiognomie der Stadt ſelbſt beiträgt. Ich weiß in der That nicht, ob ſich dieß glücklichen erreichen ließ. Uebrigens treten auch an den einzelnen Phyſiognomien die individuellen Unterſchiede auf der Grundlage des allgemeinen Nationaltypus noch gut genug hervor.

Ich will hieran eine etwas allgemeinere Betrachtung knüpfen: Ungeachtet jener individuellen Unterſchiede weicht doch in Verveer's Bilde keine Figur, die nicht gerade ein beſonderes Geſchäft hat, in Ausdruck, Stellung, Bewegung von den andern ſonderlich ab. Das Gemälde verliert nichts dadurch, vielmehr beruht gerade hierauf ein Theil des Eindrucks von Naturwahrheit, den

es macht. Etwas Aehnliches wird die Idee der meisten Gemälde, welche Versammlungen darstellen, mit sich bringen. Denn was Menschen auf einen Punkt zu versammeln die Kraft hat, hat auch im Allgemeinen Macht, sie auf dieselbe Weise zu stimmen und zu stellen. Je mehr wir nun eine solche gemeinschaftliche Wirkung auf alle erblicken, desto bestimmter und einiger wird die Wirkung auf uns selbst. In vielen idealisirenden Gemälden, wo es Versammlungen darzustellen giebt, z. B. bei Predigten, Brodaustheilungen u. s. w. findet man das entgegengesetzte Princip befolgt, einen recht verschiedenen Ausdruck in fast denselben idealen Gesichtern. Jeder soll sich da in seiner Weise anders afficirt zeigen von dem Gegenstande der Versammlung; ich denke aber, die dasselbe Gesicht demselben Gegenstand zugewendet haben, werden auch, allgemein gesprochen, dieselbe Affection davon tragen müssen. Und selbst wo Verschiedenheit der Charaktere und sonstiger Umstände die verschiedene Afficirung zu motiviren scheint, schwächt sich doch in dem Maße, als die individuellen Wirkungen in den Einzelnen sich mehr geltend machen, gar leicht der Eindruck der Ursach, die ihn geltend machen soll, da gerade das uns am Mächtigsten erscheint, was verschiedene Individualitäten zu einer Weise des Ausdrucks zu zwingen vermag. Viele altdeutsche Bilder von höchst unvollkommener Ausführung, wo etwa vor einem gekreuzigten Christus, einer Madonna u. dgl. auf der einen Seite eine Reihe Männer, auf der andern eine Reihe Frauen knieen, alle genau mit demselben Ausdruck, derselben Haltung, machen doch in dieser Hinsicht einen größern Eindruck auf uns, als so viele andere ältere oder

neuere künſtlich ausſtudirte Bilder, wo jeder mit Geſichtszügen und Armen nach andern Richtungen fährt, denn da zerfährt unſer Eindruck zugleich mit nach allen Richtungen; er theilt ſich, ſtatt ſich zu vervielfältigen.

In dem kleinen Architectur-Gemälde der dießjährigen Ausſtellung von A. v. Bayer: das Innere des Doms zu Cöln, ſieht eine Gemeinde vor einem predigenden Mönch. Es iſt ein Haufen Figürchen, zuſammengedrängt vor der Kanzel auf einem verhältnißmäßig kleinen Fleck von den weiten Räumen des Doms. Man kann weder Geſichtszüge noch Geberden recht unterſcheiden; aber den Predigenden ſieht man mit einer Lebendigkeit der Bewegung eben ſtehen, welche die Zuſammendrängung und die Stille der Gemeinde, die wir hier zu vernehmen glauben, wie wir in andern ſprechenden Bildern die Töne zu vernehmen meinen, erklärt. Es iſt der Hirt, der durch ſeine Bewegung die Schafe zuſammengetrieben hat. Indem wir dieſe Kraft des Predigers und dieſen Zwang, den ſie ausübt, ſehen, fühlen wir dieſen Zwang ſelbſt mit. Das kleine Gemälde macht einen gar poetiſchen Eindruck.

Allerdings kann es Fälle und zahlreiche Fälle geben, wo die Regel, daß die verſchiedenen Perſonen einer Verſammlung einen wenig abweichenden Ausdruck zeigen, ihre Anwendbarkeit verliert, wenn nämlich die Idee des Ganzen ſelbſt einſchließt, daß der Gegenſtand der Verſammlung irgend wie in ein widerſprechendes oder ſehr heterogenes Verhältniß zu den Individuen der Verſammlung tritt. Einen Fall dieſer Art ſcheinen z. B. die Huſſitten-Predigt von Leſſing und die Verbrecher in

der Kirche von Heine, Bilder der vorigen Ausstellung, darzubieten. Es scheint in der Natur der Sache zu liegen, daß die sehr verschiedenen Personen, die dort vor dem Hussitten-Prediger versammelt sind, z. B. der feine junge Ritter und der Fleischerknecht (wenn ich mich recht erinnere), so wie die Verbrecher, die aus so verschiedenen Ständen und Verhältnissen der in die Kirche zusammengezwungen sind, nicht auf dieselbe Weise sich bei derselben Sache benehmen können und benehmen werden. Und doch scheint mir auch in diesen Gemälden noch nicht Alles in Ordnung; ich will es aber nicht den Gemälden beimessen; es ist ein Mangel der Malerei. Ich denke mir, daß vor dem Hussitten-Prediger alle die Personen wirklich knieten, die da vorgestellt sind, und uns ihren verschiedenen Ausdruck in Stellungen und Mienen kund geben, aber eingewachsen, zerstreut in einer Masse an sich gleichgültigen Volks, was selbst eine massenhafte Wirkung empfing und von dem Feuereifer, von welchem der Prediger sich ergriffen zeigt, nach derselben gemeinschaftlichen Richtung fortgerissen wurde. Aus dieser Masse scheinen sie mir vom Künstler herauspräparirt. Es ist, wie wenn man die Pflanzen einer Wiese, die sich durch besondere Individualität vor dem Grase auszeichnen, aus dem Grase heraushebt und zusammenpflanzt. Freilich gibt es nicht anders, wenn wir alle diese Pflanzen auf einmal übersehen wollen, welche die Wiese charakterisiren; aber hiermit geht uns doch der Eindruck der Wiese selber verloren. Der Prediger predigt doch nun eigentlich vor einer Kunst-Versammlung. Ich mag es nicht tadeln, wenn es wirklich die Absicht war, mehr die Verschiedenheit als die Einheit der Wirkung

zu zeigen; denn da die Kunſt einmal nicht alle Vortheile der Natur zugleich erreichen kann, wenn ſie den einen oder andern beſſer als die Natur ſelbſt erreichen will, ſo opfert ſie das eine Mal den, das andere Mal jenen. Aber man muß doch auch die Nachtheile neben den Vortheilen nicht überſehen. Daß ein etwas zerſtreuender Eindruck von jenem Gemälde bleibt, deſſen hohes Verdienſt ich übrigens in vollem Maße anerkenne, dürfte jeder zugeben, der ſich den Eindruck unbefangen klar machen will, den er davon empfangen hat. Auch im Bilde Heine's ſcheint mir etwas zu ſein, was der Natur einer Verſammlung, wie ſie dargeſtellt iſt, nicht entſpricht. Ich denke mir, daß, wenn man in eine wirkliche Gefängnißkirche geht, doch Alles dort viel mehr denſelben Zuſchnitt tragen wird, als es hier dargeſtellt iſt. Die gleiche Koſt, die gleiche Arbeit, die gleiche Zucht bringt ſelbſt die verſchiedenſten Individualitäten leicht unter einen allgemeinen Hut. Dieſe Leute ſchienen mir nicht aus demſelben Gefängniß oder gar derſelben Gefangenenſtube, wo ſie dieſem gleichmachenden Einfluſſe ausgeſetzt geweſen ſein mußten, ſondern unmittelbar jeder aus ſeinem eignen Hauſe in dieſe Kirche zuſammengekommen zu ſein. Ich ſehe den zwingenden Charakter des Gefängniſſes nicht an ihrer Geſammtheit; und ſo erſcheinen ſie mir wieder nur als Kunſt-Gefangene. Aber ich kann Unrecht haben. Will man den Maßſtab der Natur an die Kunſt legen, ſo kann man es auch nur nach der Natur-Beobachtung, die mir hier fehlt; ich habe keine Verſammlung dieſer Art geſehen; ich urtheile nur nach Analogien der Anſchauung; und eine directe Anſchauung, wie ſie vielleicht Heine hatte, macht alle Analogien

zu nichte. Wäre man ſicher, daß die Künſtler wirklich immer nur die Kunſt als Mittel betrachteten, uns die reine Natur der Dinge oder ihrer Ideen durch die ſelbſt naturgemäßeſten Mittel darzuſtellen, ſo könnte ich mich dem Gemälde Heine's gleich hingeben. Ich würde ſagen: ich dachte mir es nicht ſo; aber ſieh da, jetzt ſehe ich es ſo. Wie die Sachen jetzt ſtehen, wo man der Kunſt von ſo vielen Seiten geradezu die Aufgabe ſtellt, die reine Natur zu verlaſſen, weiß ich nicht, ob, was und wie viel davon abgegangen iſt. Freilich iſt die reine Natur der Dinge nicht mit ihrer Wirklichkeit zu verwechſeln. Was hat nicht Alles der Künſtler Störendes, fremdartig Zufälliges, Verwirrendes, Verdeckendes, Zerſtreuendes wegzuthun aus dem, was in der Wirklichkeit ſein könnte oder iſt, damit wir die reine Natur nun auch rein, voll, geſammelt, frei und klar anſchauen können. Hierin und in der Wahl wirklich bedeutender Momente ſcheint mir aber auch das ganze Geſchäft des Künſtlers zu liegen bei Darſtellungen von Ideen, die dem Bereiche der Wirklichkeit noch angehören. Greifen die Ideen ſelber darüber hinaus, ſo treten freilich neue Geſichtspunkte ein. Doch ich verirre mich mit dieſen Erörterungen über die Aufgabe der Kunſt in das Boot der Biard'ſchen Eisbären-Scene, und ſehe ſchon, wie die weißen Bären, ich meine die weiſen Einwürfe, geſchwommen kommen, und mich von allen Seiten packen. Was hilft es, einen zu erſtechen; es kommen zehn andere; und ich habe hier nicht einmal Platz, mich umzudrehen. So will ich lieber den Spieß beiſeite legen und mich vorläufig ruhig freſſen laſſen.

Uebrigens verkenne ich auch Folgendes nicht. Geſetzt, ich hätte mit

meiner einzelnen Bemerkung Recht gegen Heine, ſo könnte er doch mit ſeinem ganzen Gemälde in gewiſſem Sinne Recht gegen mich haben, und zwar nach meiner eigenen Anſicht von der Kunſt. Der Ausdruck eines jeden einzelnen Verbrechers hat gewiß ſeine volle Wahrheit; aber wie lange müßte ich vielleicht in Verbrecherkirchen umherlaufen, ehe ich dieſelben alle ſähe, und ich hätte hierbei doch nicht den Vortheil, ſie überſchaulich auf einmal zu überſehen, den mir Heine's Kunſtſtück gewährt, daß er ſie alle in demſelben Moment in dieſelbe Kirche zuſammengebracht hat. Alſo hat er hiermit einer Forderung der Kunſt genügt, daß ſie uns die reine Natur der Dinge zugänglicher, faßlicher, überſchaulicher als die Wirklichkeit ſelbſt darzuſtellen ſuchen ſoll. Indem wir dieſe verſchiedenen Ausdrücke zugleich überſehen, mithin Gelegenheit erhalten, ſie zu vergleichen, iſt auch einer zweiten Forderung genügt, daß ſie uns nur das darſtellen ſoll, was geiſtige Bedeutung für uns hat; denn hätte uns Heine eine Verbrechermaſſe genau, wie ſie etwa in der Wirklichkeit ſich zu einem und demſelben Moment in einer und derſelben Kirche darſtellen mag, vorgeführt, ſo wäre die Sache doch wirklich nicht der Darſtellung würdig geweſen, ſie hätte höchſtens ein negatives Intereſſe für den Geiſt gehabt. Aber die Befriedigung dieſer beiden Forderungen hat nun von ſelbſt die Verletzung einer dritten mit ſich gebracht, indem die Wahrheit der Idee ſelbſt in etwas gelitten hat: um uns eine bedeutende Sache leicht überſchaulich darzuſtellen, hat der Künſtler die Sache nicht mehr wie ſie iſt, dargeſtellt. Das iſt nun eine der Colliſionen, in die die Kunſt ſo unzählig oft geräth. Was ſcheint für ſie übrig, wenn ſie

gar keinen Verstoß begeben will, als Gegenstände, die solchen Collisionen Raum geben, gar nicht darzustellen, oder sie etwa einem Vernet zu überlassen? Inzwischen wollten wir es so streng nehmen in der Kunst, was bliebe ihr dann überhaupt noch übrig zu Darstellungen und von Darstellern; ihre Darstellungs-Mittel selbst sind ja eigentlich schon Lüge; wir müssen concediren, was nicht anders geht. Das Wahre scheint mir dieses zu sein, daß wir uns solche Darstellungen gefallen lassen und dem Künstler nicht verkümmern, so fern wir nur nicht selber anzugeben wissen, wir, die doch eigentlich weniger Verständniß von der Sache haben sollten, als der Künstler, daß der werthvolle Vortheil auch ohne den betreffenden Nachtheil hätte erreicht werden können; aber daß wir die Erlaubniß zu solchen Verletzungen der Naturwahrheit auch eben nur an diese Bedingung des größern Vortheils knüpfen, nicht zum Princip an sich erheben, und immer auch das Bewußtsein der wahren Sachlage zu gewinnen und uns zu erhalten suchen; damit wir nicht, wie zu häufig, Vortheile und Nachtheile der Kunst vermengen und zum Wesen derselben rechnen, was nur ein Uebelstand derselben gegen die Natur ist. Betrachte ich die Verbrecher Heine's mehr als eine Sammlung, denn als eine Versammlung von Verbrechern in der Kirche, so weiß ich, woran ich bin, und der Sache ist noch ihr volles Recht geschehen. Es ist in Wahrheit eine schöne (im Kunstsinne) und bedeutende Sammlung.

Die vorige Erwähnung des Bildes von A. v. Bayer bringt mich noch auf eine andere Bemerkung. Es ist wunderbar, wie sehr uns ein falsches, oder doch für falsch von uns gehaltenes,

Colorit gleich beim erſten Anblick abſtoßen kann, und wie ſehr bei öfterer Betrachtung dieſer Einfluß verſchwindet, wenn das Bild ſonſt innere Gründe hat, weßhalb es uns anſpricht. Es iſt, als wenn das Colorit nur die Einladung enthielte und ſeine Wahrheit den Ton aufrichtiger Verſicherung, daß wir nicht auf leere Worte geladen ſind, das Uebrige aber das Gericht ſelbſt, auf das wir geladen ſind. Gewöhnlich werden wir uns nicht täuſchen, wenn wir auf dieſen Ton achten; aber es iſt zuweilen der Fall. Ich bin lange bei den Weiß in Gelb gemalten Bildern A. v. Bayer's, deren ſich 4 auf der dießjährigen Ausſtellung befinden *, vorübergegangen, ohne ſie nur eines Blickes werth zu halten; erſt von Andern darauf aufmerkſam gemacht, fand ich wirklich ſo viel poetiſchen Sinn darin, daß ich der flauen Monotonie des Colorits ziemlich vergeſſen lernte. Das eine dieſer Bilder, den Organiſt, will ich etwas näher beſchreiben.

Wir ſehen hier in einer weißgetünchten Zelle mit offenem vorgothiſchen Fenſter zwei Mönche in weißen Ordensgewändern ſitzen, den einen Orgel ſpielend, den andern, hinter ihm am andern Ende der Zelle, zuhörend. Das Geſicht des Spielenden iſt erhoben, ſein ganzes Weſen iſt erhoben. Die Sonne, welche in die Zelle ſcheint, beleuchtet ihn. Beſonders ſein Haupt iſt hell, und ſeine Hände glühen. Der Andere ſitzt im Schatten, in eine Ecke gelehnt, ſein Geſicht mit den Händen verdeckend, verſunken in

* Nr. 441 das Innere eines Kloſters mit einem Karthäuſer-Mönch (im Privatbeſitz); Nr. 442 der Organiſt (Preis 50 Carol.), Nr. 443 der meditirende Mönch (30 Carol.); Nr. 444 das Innere des Doms zu Cöln, (32 Carol.).

ſich und ſeine Wehmuth. Neben ihm auf einem, mit weißen Tuch bedeckten, Steintiſch ſteht ein Blumentopf. Die Blume iſt eine Paſſionsblume, mit einer einzigen Blüte. Der Unterſatz beweiſt, daß ſie immer naß gehalten wird, und damit es nicht an Waſſer fehle, ſteht der Waſſerkrug daneben. In die Zelle hinein durch das Fenſter ſcheint und nickt und blickt das bunte Leben: die freundliche Sonne von Oben, ein Strauch mit hellgelben Blüten aus dem Garten vor dem Fenſter, eine ſtattliche Burg und das Meer mit weißen Segeln aus blauer Ferne. Unter dieſem Fenſter iſt das Lager des Mönchs, eine Strohmatratze, aufgeſchlagen. Auch ſeine Füße ruhen auf einem Strohteppich. Ueber dem Fenſter ſteht der Spruch geſchrieben: **Et recedebat a Saul Spiritus malus.** Das alles klingt ſehr zuſammengeſetzt und gehäuft, und ſieht im Gemälde ſo gar einfach und natürlich aus, daß Hunderte bei dem Gemälde vorbeigegangen ſein werden, ohne etwas Anderes als die beiden Mönche zu ſehen, ſo wenig macht ſich das Andere geltend. Das ganze Gemälde kommt mir vor wie ein Dreiklang von Poeſie, Muſik und Malerei, worin die Malerei faſt am ſchwächſten mitklingt. Die Wirkung des Orgel-Dreiklanges wiederholt ſich gleichſam auf uns ſelbſt. Wir hören freilich die Töne nicht, aber wir ſehen ihren machtvollen Ausgang vom Spielenden und ihre überwältigende Wirkung auf den Hörenden, und ſo ſcheint uns der Ton ſelber durch das Gemach zu ſchweben, und den ernſten kräftigen Schlag, durch den er vom Einen aus der Orgel aufgeſcheucht wurde, mit ſeinem letzten Flügelſchlage dem andern wieder einzudrücken. Und wie ſich dieſer die Augen verhüllt,

damit nichts als Ton und Gedanke in ihm übrig bleibe, ſo hat auch uns der Maler gewiſſermaßen die Augen verhüllt, daß wir am ganzen Bilde nichts ſchauen, als was die Muſik und den Gedanken in uns wiedererwecken kann. Faſt iſt es kein Gemälde zu nennen; es iſt nur der weiße Geiſt eines Gemäldes. Wünſcht man inzwiſchen Farben, ſo kann ich einige andere Bilder dazu empfehlen; und es wird gut ſein, um uns nach dieſer Kloſterferne zu zerſtreuen, ein paar ſolche jetzt anzuſehen.

Schon oben habe ich eins dergleichen kurz erwähnt, welches durch den Reichthum und die Mannichfaltigkeit ſeiner Farben in der That einen Stoff zu unerſchöpflicher Heiterkeit in ſich enthält, auf den die armen Leute darin nur ſelbſt zu reflectiren brauchten, um ihres Kummers ledig zu werden. Freilich wer kann ihnen denſelben verdenken; ihnen, denen es wohl nie in der Wiege geſungen war, daß ſie erſt zu Gefangenen erklärt, und dann gar noch verkauft werden könnten, und ſogar an ſolche, die ſich ſelber Chriſten nennen. Aber auch dieſen kann man es nicht verdenken; ſie erkennen ja doch nur verkappte Juden darin, die nach abgelegter Trauer über die Zerſtörung ihres Reichs nun in allerlei bunten Verkleidungen umherſchleichen und uns das Geld dadurch aus dem Beutel locken wollen, daß ſie vorgeben, ſie wären dieß oder jenes; je nachdem unſer Mitleid mehr für dieß oder jenes diſponirt ſcheint. Ich bin doch begierig, in welcher Kleidung wir ſie das Nächſtemal zu erwarten haben; denn obſchon jetzt gefangen und verkauft, werden ſie doch gewiß von jedem wahrhaft chriſtlich Geſinnten, in deſſen Hände ſie etwa ſpäter übergehen möchten, ohne Ranzion nach Hauſe entlaſſen werden; und die War-

nung, nie wieder zu kommen, wird blos so viel helfen, daß sie auf anderm Wege und mit andern falschen Bärten wiederkommen. — Doch ich wollte von Farben sprechen. Es ist noch mancher Stoff dazu da. Auch einzelne kann man schön in Rahmen gefaßt finden. Für schönes Blau insbesondere sehe man sich doch einige christliche Bilder mit Marien und Magdalenen an. Schade nur, daß durch Hinzufügung einiger andern Figuren leere oder mit bedeutungslosen Farben ausgefüllte Flecke darauf entstanden sind. Das hat Ahlborn in seiner Mondscheinlandschaft von Capri besser gemacht. Da haben wir nichts als Blau. Und warum sollte man die Natur nicht ganz blau malen, wo sie es so ist. Auch der Mensch sieht zuweilen ganz blau aus, und vielleicht erhalten wir nun einen solchen das nächstemal gemalt. Der höchste Fortschritt wäre, uns blos ein Stückchen blaue Farbe hinzulegen. Auch schönes Geld und Roth fehlt nicht; aber ich erspare es mir, meine Stimme für sie zu erheben; da sie ja die übrige selbst laut genug für sich zu erheben wissen. In der That, das Princip der Meßbuden, wo der Ausrufer um so stärker schreit: „hier ist zu sehen," je weniger eigentlich darin zu sehen ist, und um so mehr außen angemalt wird, je weniger Malenswerthes inwendig enthalten ist, wird auch hier mit Recht und zum Nutzen des ärmern Theils vom Publikum befolgt, welches nun die Hauptsache gleich außen ganz umsonst sieht. Die Buden, die blos inwendig viel haben, sind theuer, man muß einiges Geld mitbringen, um hier etwas zu sehen. Es würde übrigens gut sein, alle jene Farben-Tafeln um ein Gemälde von v. Bayer herumzuhängen; dann

würde man von jenen nicht mehr ſagen können, ſie ſchlöſſen keine Seele ein, und von dieſem nicht mehr, es wären keine Farben daran. Doch ich fürchte, den Mönchen darin möchte, wenn ſie eine ſolche Farbenpracht um ſich ſähen, ihr beſchauliches Leben dann doppelt leid werden, und ſie möchten ſich nun alle wehmuthsvoll die Hände vor das Geſicht halten.

Aber, fragte ich Jemand, der mehr geſehen hat, als ich, malt denn v. Bayer nichts als Mönche? „Nichts als Mönche!“ erwiederte er. Im Grunde, wer kann etwas dagegen haben. Der Hühnerhund jagt Hühner in freiem Feld, der Dachshund Kaninchen in Bauten. Warum ſollen wir nicht Jemand haben, der uns die Poeſie blos in Kloſterbauten aufſpürt, zumal wenn er es hier beſſer kann, als andre, und vielleicht minder gut im freien Felde, als dieſe; es wäre recht gut, wenn jeder blos das jagte, was er ſicher iſt, auch zu erreichen. Erhalten wir auch immer durch ihn denſelben Braten, ſo ſind ja eben dazu die andern Künſtler da, daß uns jeder einen andern Braten verſchaffe, und die andern Leute, daß ſich jeder etwas von demſelben anſchaffen könnte. Nur wundert es mich, daß uns v. Bayer nicht wenigſtens zur Abwechſelung auch einmal einen braunen Mönch und eine braune Wand malt. Auch gienge ja wohl ein brauner Mönch an einer weißen Wand oder ein weißer Mönch an einer braunen Wand an. Ein Hund, der weiße Kaninchen fängt, fängt ja doch auch braune. Vielleicht geſchieht's andremale; ein kleines Braunes ſehen wir ja auch ſchon in dem Mönch auf der Kanzel. Aber was will ein Pfefferkörnchen nach ſo vieler Milch. Im Grunde fallen mir ſo triviale Dinge bei dieſen Gemälden voll

wirklicher Poeſie, die eigentlich beſſer charakteriſirt werden ſollten, blos deshalb ein, weil, wenn man zweimal wirklich poetiſch geweſen iſt, und nun zweimal noch ungefähr auf dieſelbe Weiſe wieder poetiſch, d. h. jetzt ſentimental geweſen iſt, ſich dann bald die Luſt zum Gegentheil einſtellt. So iſt es mir denn doch bei v. Bayer's 4 Bildern ergangen. Zerſtreuen ſich inzwiſchen dieſe Mönche in alle Welt, ſo kann jeder ſeinen Heiden bekehren, und was thut's dann, wenn es auch ziemlich durch dieſelbe Litanei iſt.

Daß ſich übrigens auch aus den alltäglichſten Elementen und mit Schwarz ſtatt Weiß ein poetiſcher Eindruck hervorbringen laſſe, beweiſt das Dämmerſtündchen von Wagner in Dresden (im Beſitz des Dresdner Kunſtvereins), ein hübſches Bildchen. In dieſem ſchreckt das Colorit gleich von vorn herein nicht ab; ſondern es iſt in dieſem Dunkel eine beruhigende Harmonie, wie ich ſelten bei ähnlichen Bildern gefunden, wo faſt immer irgend ein grelles Licht in die Stille der Nacht oder Dämmerung hineinſchreit, und uns alles Behagen verdirbt, um ſo mehr, da dieſer Schrei doch für die Malerei immer der unbeholfene Verſuch eines Taubſtummen bleibt. Das Licht, das in dieſem Bildchen aus dem Ofen in das Dunkel der Stube ſcheint, wirkt nur verſöhnend. Ich möchte das Ganze eine Poeſie des Ofens nennen. In der That, was ſonſt die himmliſchen Lichter, Sonne oder Mond, bewirken, iſt hier dem irdiſchen Schein des Ofenfeuers anheim gegeben. Man fühlt ſich vielleicht nicht ſo hell, aber gemüthlich wärmer dabei. Die ruhig und warm ſtehende Kaffeekanne erſetzt uns dabei die kalte unruhige Quelle. Es ſind nicht zwei Mönche, ſondern zwei Frauen, welche im Zim-

mer ſchweigſam ſitzen; aber nicht die Vergangenheit, das Heute oder der morgende Tag mag ſie wohl kümmern. Ich will nicht in Abrede ſtellen, daß, wenn uns beide etwas gemüthlicher anſprächen, das Ganze noch gewinnen würde. Inzwiſchen iſt es immer verdienſtlich, aus proſaiſchen Elementen noch ſo viele Poeſie herauszuſchlagen, als darin iſt. Man muß es ſo nehmen: die beiden Frauen ſind durch das Stübchen poetiſch gemacht; nicht es umkehren, und ſagen: das Stübchen iſt durch die Frauen proſaiſch gemacht. Solche an ſich uns gleichgültige Frauen ſitzen ja doch gar oft in ſolchen Stündchen und Stübchen, und es iſt vielleicht ihre poetiſchſte Situation. Sollte ſie der Maler nicht auffaſſen dürfen, ohne die aus der Stube zu werfen, die ihm die Thür dazu gaſtlich öffneten? Mönche freilich laſſen ſich leichter poetiſch darſtellen; ſie bringen die Poeſie ſchon halb fertig mit, und der Maler braucht einen Mönch blos noch in oder vor ſeiner Zelle ſich ſetzen zu laſſen, ſo ſcheidet dieſer den Honig der Poeſie gleich gar fertig aus. Auf v. Bayer's Bildern ſieht man 4 ſitzende Mönche mit dieſer Operation beſchäftigt; ſo wird ein Kloſter mit ſeinen Zellen ein ganzer Bienenſtock voll poetiſchen Honigs; man braucht nur abzuſchneiden und auszulaſſen.

Nicht minder abſtoßend auf mich als in v. Bayer's Bildern wirkte gleich beim erſten Anblick ein Colorit von ganz entgegengeſetzter Art, das grelle Bunt der drei Könige auf dem Bilde von Ehrhardt; freilich auch zugleich der Umſtand, daß ſie ſo ganz bezugslos neben einander auf demſelben Bilde ſitzen. Saul's Kleidung dunkelblau und braunroth, David's grün und roth, Salomon's gelb und roth. Aber bei orientaliſchen Königen muß

man das ja doch gestatten, die Farben der Kleidung sind selbst nicht bezuglos gewählt, und der Zweck der Darstellung ist gleich keine Scene, sondern nur eine Nebeneinanderstellung. Diese Rechtfertigung dessen, was Anfangs abstoßend erscheint, sucht und findet man gern, wenn man in Haltung und Ausdruck der Figuren das findet, was keiner Rechtfertigung bedarf. Nur Salomon's Kopf will mir nicht recht der des weisen Königs bedünken: und man muß vom Ganzen nicht mehr verlangen, als das Motiv dieser vereinzelten Darstellung bergab.

Dritter Artikel.

Wenn man Alles nach der Natur malen ſoll, wie ſoll man denn Engel malen, die ja gar nicht erſcheinen, die man ſich blos denkt? Ei nun, ſo wie man ſie ſich eben am liebſten erſcheinend denkt oder falls man noch nicht wüßte, wie, ſo wie es uns am beſten und liebſten ſein möchte, ſie uns zu denken. Man nimmt dazu das Feinſte, Reinſte, Edelſte vom Menſchenleibe, was als Gränze blos angeſtrebt, aber nie erreicht, oder nur etwa da erreicht wird, wo wir eben glauben, einen Engel unter uns wandeln zu ſehen. Haben es die Alten mit ihren Göttern nicht eben ſo gemacht, wenn auch in anderm Charakter und Sinne! Man giebt den Engeln Flügel, weil man ſich doch denkt, und denken ſoll, daß Engel fliegen. Der Künſtler hat hier im Geiſte, im Glauben nachzuſehen, wie er ſonſt in der äußeren Natur nachſieht und ihm vorſichtig vorzuarbeiten, wenn er unbeſtimmt iſt, aber doch immer nur ſo, daß das, was in der Idee über die wirkliche Natur hinausgreift, durch Mittel dargeſtellt wird, deren Bedeutung uns aus der wirklichen Natur geläufig geworden iſt,

und ſo kehrt doch alles zuletzt wieder zur Natur zurück, und das gerühmte Geſchäft des Menſchengeiſtes in der Kunſt beſteht in nichts anderm, als dieſe natürlichſten Mittel aufzuſuchen. Oft, eigentlich immer, geht's nur mit Nothbehelfen; wir gewöhnen uns aber an die Krücken, und der Aeſthetiker erklärt ſie nun für Beine der Kunſt. Die Flügel der Engel ſelbſt ſind ein ſolcher Nothbehelf; eigentlich ſind es ſogar ihre ganzen Geſtalten: die letzten treten aus der Natur; denn Engel ſind keine Menſchen, aber wie wollten wir ſie anders darſtellen. Die Flügel treten noch einmal aus der Natur, denn an Menſchengeſtalten erſcheinen nie Flügel; aber durch welche andere ſichtbare Mittel will die Malerei das Kommen und Gehen der Engel vom Himmel zur Erde bezeichnen; ſollen ſie herabfallen wie Säcke? Die verhältnißmäßige Kleinheit der Flügel tritt in dritter Potenz aus der Natur; denn wenn Menſchen wirklich mit Flügeln fliegen ſollten, müßten dieſe ohne Vergleich größer ſein, als ſie je an Engeln gemalt werden, welcher in der That von einigen gemachten Bemerkung man freilich dadurch begegnen könnte, daß die Engel vermöge der ihnen vorausſetzlich inwohnenden göttlichen Kraft durch die Schnelligkeit des Flügelſchlages erſetzen könnten, was den Flügeln an Größe abgeht. Aber wer denkt hieran, da die Analogie der Anſchauung fehlt! Und zu großen oder kräftigen Flügeln gehören doch auch ſtarke Muskeln, ſie zu bewegen. Einem Michel Angelo wäre das eben Recht, aber an einem Angelo Michael wäre es mir nicht Recht, außer den Flügeln auch noch eine Darſtellung der Anatomie zu haben. Jedenfalls können die Engel nicht mit größern Flügeln gemalt werden; wenn nicht ein Ge-

mälde mit Engeln wie ein bloßes Gewirr von Flederwiſchen ausſehen ſoll, an welchen die Engel blos als Anhängſel erſcheinen. Schon jetzt fehlt manchmal nicht viel daran. Sähen wir alle dieſe Naturwidrigkeiten das erſtemal, ſie würden uns beleidigen, wie uns ein Anubis oder ſonſt eine Mißgeburt beleidigt; aber wir ſehen ſie ſeit Jahrtauſenden, und ſo ſind wir der Flügel an den Engeln durch die häufige Kunſt-Anſchauung und die jedesmalige Aſſociirung der vorausſetzlichen Function an dieſe Anſchauung ſo gewohnt geworden, wie der Hände und Beine durch häufige Natur-Anſchauung an Menſchen ſelbſt. Noch viel größere Natur-Widrigkeiten könnten wir ſolchergeſtalt in der Kunſt gewohnt werden, und ſind ſie ſogar gewohnt worden; aber nur ſo weit ſollen wir uns daran gewöhnen, als wir uns daran gewöhnen müſſen, um die Darſtellung überhaupt möglich werden zu laſſen. Eine erſte groſsartige Lüge, wollen wir ſie durchführen, zieht freilich immer tauſend kleinere nach. Iſt die erſte als Nothlüge gerechtfertigt, ſind es die andern auch; aber doch immer nur *durch* die Noth, und nur ſo *weit* ſie es gebietet.

So bringt der Umſtand, daß wir das Nichtſichtbare durch Sichtbares darſtellen wollen und hiermit von vorn herein eine Unwahrheit begehen, den Fluch über die Kunſt, ihrem eigenen Princip, den reinſten Ausdruck des Weſens der Dinge zu geben, dann noch auf tauſenderlei andere einzelne Weiſe ungetreu werden zu müſſen, um nur der erſten Lüge, die nun ihre Wahrheit geworden iſt, treu zu bleiben. Es iſt eine Colliſion zwiſchen zwei Aufgaben, die ihr geſetzt ſind: das für uns geiſtig Bedeutende darzuſtellen und es mit voller Wahrheit darzuſtellen. Da gilt es, ſich durchzuhelfen,

wo möglich ſo, daß eine niedere und äußere Wahrheit nur immer einer höhern und innern geopfert werde. Schlimm freilich, daß doch letztere immer mit auf erſterer fußt. Die Türken laſſen daher lieber gleich gar nichts von dem darſtellen, worin es Geiſt giebt; weil ſie den Geiſt nicht mit malen können. So vermeiden ſie die Colliſion, aber freilich auch die Kunſt. Wir wollen die Kunſt, und ſehen daher durch die Finger, wo es Colliſionen giebt; die Aeſthetiker verlangen ſogar, wir ſollen die Augen ſchließen, und reden der Kunſt zu, ſie ſolle nur recht ohne Umſtände lügen, es habe nichts auf ſich; es ſei das ihr Adelsrecht, das ſie vor der Natur voraus habe, ſie würden uns ſchon ſagen, wo und wenn wir die Augen aufzumachen hätten. So dürfen wir denn blos ſehen, was die Aeſthetiker uns mit Fingern zeigen; ich wollte aber, man dürfte alles ſehen und glauben, was ſich uns ſelbſt zeigt. Daß in Wahrheit die Kunſt ſich der Freiheiten, die ſie ſich vor der Natur heraus nimmt, nicht als einer Berechtigung zu freuen, ſondern als eines von uns nachgeſehenen Nothbehelfs eher zu ſchämen hat, weil er mit Verläugnung eines Theils ihres eignen Weſens verbunden iſt, zeigen die Widerſprüche, in die ſie ſich dabei ſo oft verwickelt, die Unſicherheit und das Schwanken, worein ſie dadurch ſo oft geräth, und der Umſtand, daß, auf welche Seite ſie ſich auch ſchlagen möge, der Erfolg doch immer nur inſofern ſicher iſt, als wir ihn ſchon auf dieſer Seite vorauszuſehen gewohnt ſind.

Dieſe Betrachtungen drangen ſich mir beim Vergleich der verſchiedenen Art auf, wie die Engel auf den Bildern der dießjährigen Ausſtellung, wo ſolche vorkommen, behandelt ſind. Im Ganzen iſt das Jahr an Engeln nicht ſehr ergiebig geweſen. Ei-

gentlich ſind nur drei Bilder hier anzuführen, wo die Engel in ihrer gewöhnlichen Geſelligkeit erſcheinen; kaum hat ſich noch hier und da ein einſamer Engel in ein anderes Bild verirrt. Das eine dieſer Bilder iſt Nro. 336. Die Anbetung der Könige und Hirten von Steindrück in Düſſeldorf (im Privatbeſitz), das andere Nro. 161, Der Tod Moſis, von Jäger in München, das Dritte Nro. 491, Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, von Kerſting in Meißen. Will man ihr Verhältniß kurz bezeichnen, ſo kann man ſagen, im erſten ſind die Engel als Seelen, im zweiten als Fleiſch, im dritten gar als Kinder dargeſtellt. Die beiden letzten würden, glaube ich, an ſich zu einer ausführlichen Betrachtung nicht ſo ſehr auffordern (obwohl das Gemälde von Jäger ein fleißiges Studium verräth), da ſie inzwiſchen intereſſante Vergleichspunkte darbieten, ſo mag hier mit die Rede davon ſein. Das erſte hat mir gar wohl gefallen mit ſeinem Lichtwürmchen in der Mitte und ſeiner Engelsdrei darüber, ſo lieblich und unſchuldig und zart, wie ich mich Engel ſelten erinnere geſehen zu haben. Nicht die groſſen vollen blühenden Engel ſind es, wie ſie bei Himmelfahrten oder um, wie in Jäger's Bilde, einen todten Moſes fortzuſchaffen, gebraucht werden, eben ſo wenig die runden nackten ſchalkhaften kleinen Ueberſetzungen der alten Amoren ins Chriſtliche, ſondern die ſinnigſten mädchenhaften Engelskinder in langen hellen fließenden Gewändern, die ſich des neugebornen göttlichen Kindes freuen, und des Lichts, das von ihm ausſtralt. Auch die Madonna iſt gar anmuthig und holdſelig, faſt zu verwandt mit den Engeln darüber; und was darum und daran iſt, trägt alles

bei, dunkel, wie es ist, den Glanz des Mittelpunkts zu heben, indem es sich ihm dienend, anbetend, bewundernd und wundernd zuneigt. Das Bildchen hängt so tief, daß man knieen muß, es gut zu betrachten. Hat man es eine Weile gethan, so denkt man, indem man sich seines Gefühls dabei bewußt wird, daran, man sei selbst eine der, vor dem göttlichen Kinde knieenden Figuren gewesen. Es ist nur Skizze. Dieß entschuldigt manche Einzelnheit, z. B. die mehr als nachlässig gemalten Hände an den Engeln. Dem Vernehmen nach soll es im Großen ausgeführt werden. Wir wünschen, daß es nichts dabei verliere. Jäger's Bild ist wohl nach der Stelle im 5ten Buch Mosis: Cap. 34, V. 16 gemalt. „Und er (Gott) begrub ihn im Thal, im Lande der Moabiter, gegen dem Hause Peors, und hat niemand sein Grab erfahren, bis auf diesen heutigen Tag." Die erste Vorstellung, die sich darbietet, Gott mit einem Grabscheite in der Hand vorzustellen, wie er wirklich ein Grab gräbt (von der ich wohl wissen möchte, ob sie nicht irgend ein alter Maler in seiner Naivetät wirklich ausgeführt), ist hier nicht unglücklich in die übersetzt, daß Engel den todten Moses im Fluge in eine Felshöhle tragen *). War inzwischen dies für Engel eine leichte Aufgabe, so scheint sie doch in mancher Hinsicht die Kräfte des Künstlers überstiegen zu haben. Man wird das leicht aus

*) Die talmudische Legende kann hiermit nicht gemeint sein, nach welcher Moses allerdings auch von Engeln entführt, aber nicht todt in eine Höhle, sondern lebendig in den Himmel getragen wurde. Wir haben inzwischen an den Himmelfahrten Christi und der Maria schon genug für die Malerei; und dieß mag Grund für den Künstler gewesen sein, jene Auffassung dieser vorzuziehen.

dem Eindruck abnehmen, den das Bild auf den Beſchauer macht. Ich will hier nur fremde Stimmen anführen, denen ich aber doch nach eignem Gefühl nicht unrecht geben kann. Ich trat vor daſſelbe mit einem Bekannten. Will denn hier der Teufel eine Seele holen? fragte er beim erſten Anblick. Einen andern hörte ich das Ganze mit der wilden Jagd vergleichen. Merkwürdig, wenn ein Bild, worin Engel einen Todten beſtatten, ſolche Ausdrücke hervorrufen kann. Woran liegt es? Abgeſehen davon, daß die Engel ſo haſtig mit dem Todten fortfliegen, daß es wirklich ausſieht, als wollten ſie eine Beute in Sicherheit bringen, ſieht man auch noch zwei Engel mitfliegen, die ſo gewaltig poſaunen, daß es in der That hier viel eher auf Erweckung als Beſtattung eines Todten, jedenfalls auf einen großen Spectakel, abgeſehen ſcheint, und die hellbunten Farben an den Gewändern der Engel helfen ſtattlich mit ſchreien; ſogar ihre Flügel ſind zweifarbig. Auch im Gemälde Kerſting's ſpielen und ſingen eine Anzahl Engel über der ſchlafenden Maria und andere machen ſich auf der Erde ſo viel um ſie zu ſchaffen, als gälte es wieder durchaus nicht, ſie einzuſchläfern, ſondern ſie aufzuwecken. Sonderbar: in Steinbrück's Gemälde, wo allenfalls der Ort ſchien, zu trompeten und zu ſchalmeien, weil der Heiland geboren war, ſchauen die Engel das Kind ganz ſtill an, und in den beiden andern Gemälden, wo es gilt einen Todten zu beſtatten oder den Schlaf einer Müden zu unterhalten, geigt und trompetet man *).

*) Auch an ein anderes Bild, welches ſehr bekannt durch den Steindruck iſt, will ich hierbei zum Vergleich erinnern: die Menſchwerdung Chriſti von P. Heß. Engel tragen das Chriſtkind nach der Erde. Auch hier hätte ſich

Ich will den Vorwurf, den man hierauf gegen die Künſtler erheben kann, hier noch etwas weiter in Bezug auf Kerſting's Gemälde verfolgen, ehe ich anführe, was ſich allerdings auch zu ſeiner Abweiſung aufbringen läßt. Allerdings mag eine leiſe Stimme uns einſchläfern, aber doch nicht ein Concert; und nicht während ich ſchlafe, will ich Kiſſen und Decken zurechtgelegt haben, ſondern vorher. Freilich ſoll man ſich denken, weil es Engel ſind, ſei das alles nicht ſo grob körperlich, ſondern nur heimlich, träumeriſch, ſymboliſch, zu nehmen; aber ich ſehe eben nur ein Symbol der Störung, nicht der Beruhigung; ich kann das Symbol doch nur an gegebene Anſchauungen knüpfen, und dieſe haben mir nie Grund gegeben, zu glauben, daß eine ſolche Wirthſchaft um und über jemand einſchläfernd auf ihn wirken könne. Sollen gemalte Engel als beruhigend gedacht werden, ſo muß ſich das doch auch in ihrer gemalten Handlung als ſichtbar zeigen; wozu ſonſt überhaupt die Malerei, wenn ſie nicht gemacht ſein ſoll, uns den Glauben in die Hände zu geben. Setzt mich die Malerei in Gefahr, das Gegentheil von dem zu glauben, was ſie eigentlich will, ſo denke ich, die Türken handeln verſtändiger, wenn ſie die Malerei lieber gleich ganz fallen laſſen.

Nun kann aber Kerſting darauf Folgendes erwiedern: Andere ſind doch gewohnter als du, indem ſie die Engel ſelbſt als Schein betrachten, das, was ſie thun, noch mehr als Schein zu betrachten; du ſelbſt giebſt aber zu, daß man auf Gewohn-

der ſchreiende Geſichtspunkt herauskehren laſſen. Aber welche heilige Wehmuth und Stille ſpricht uns aus dem Ganzen an.

heit hierbei etwas geben muß. Niemand, du ſelbſt nicht, verknüpft mit der Anſchauung der Engel im Gemälde die Vorſtellung, daß ſie Menſchen von Fleiſch und Bein ſind; wie kannſt du nun doch die Vorſtellung hegen, daß ihre Handlungen wie mit Gliedmaßen von Fleiſch und Bein erfolgen, daß ſie dabei hörbar klappen, poltern und klappern. Ihrem Singen und Spielen aber ſieht man es ja doch wohl an, daß keine Bravourarien und Furioſos dabei vorkommen; daß es ihnen nicht darum zu thun iſt, beklatſcht zu werden; und ſo iſt ja keine Veranlaſſung dazu, ſich den Geſang von allen Fünfen zuſammen ſo laut vorzuſtellen, als auch nur von einem Opernſänger. Im Grunde ſogar haſt du ihn für dich ganz unhörbar vorzuſtellen; Engel ſind Weſen, die nicht in unſer Ohr, ſondern gleich in unſere Seele hineinſingen und ſpielen, und wozu erſt rückwärts der Traum und dann die Malerei die Geſtalten componirt. Setze ich dieſe verſtändige und conſequente Betrachtung voraus, und nehme hinzu, daß ſich die göttliche wirkſame Sorge um die ſchlafende Jungfrau gar nicht ſichtbar anders verdeutlichen läßt, als auf ſolche oder ähnliche Weiſe; ſo denke ich, wird man gegen meine Darſtellung nichts einwenden können.

Wer hat nun Recht? Meines Erachtens blos der Schluß, daß wir nicht ſicher entſcheiden können, wer Recht hat; ſo lange wir kein beſtimmtes Syſtem von Vorſtellungen feſtſetzen können, nach welchem ſich unſer Gefühl bilden muß. Jene Anſicht fußt auf der unmittelbaren Analogie der Geſchäfte der Engel mit den menſchlichen Geſchäften, ohne Rückſicht, daß es andere Weſen ſind, die ſie treiben, wodurch die Geſchäfte allerdings auch ſelber zu etwas

Andern werden müſſen; die andere Anſicht nimmt dieſe Rückſicht in ihr Syſtem von Vorſtellungen auf; aber was ſie hiedurch zu gewinnen ſcheint, verliert ſie auf andere Weiſe wieder; denn ich muß nun erſt jede Handlung, die mir, im Sinne der erſten Anſicht aufgefaßt und dargeſtellt, unmittelbar verſtändlich wäre, in das überſetzen, was ſie im Reiche der Engel ſein würde; was nicht nur der Unmittelbarkeit, ſondern auch Sicherheit der Wirkung ſchadet. Sehe ich Engel ſtill und fern vom Schlafenden, ſo geht mir das Gefühl der Ruhe deſſelben unmittelbar auf, während mir freilich zugleich der Einfluß, den ſie auf dieſe Ruhe ſelbſt äußern, verloren geht; ſehe ich ſie bei ſeinem Lager ſpielen und ſingen und ſich geſchäftig drängen, ſo kann ich durch Ueberlegung, daß es Engel ſind, die es thun, wohl auch zu dieſem Gefühl ſeiner Ruhe und deſſen, was ſie dazu beitragen, gelangen; aber der Zweck der Kunſt iſt eigentlich, ſolche Vermittelungen zu erſparen. Wäre freilich unſere Vorſtellung vom Engelreiche eine beſtimmt ausgebildete; wären uns die Verhältniſſe deſſelben geläufig, ſo erſparte ſich dieſe Vermittelung von ſelbſt. Aber es iſt nicht der Fall; der Künſtler kann nur unſicher auf Vorausſetzung dieſer oder jener Vorſtellung bei uns fußen. Die Frage, ſollen die Engel ſpielen, ſingen u. ſ. w., um uns das Gefühl der Beruhigung zu erwecken, oder es mit irgend minder lauten Mitteln verſuchen, wird ſolchergeſtalt eine ähnliche, als die, ob man bei einer aufgeregten Verſammlung Ruhe! ſchreien oder nur etwa winken ſolle. Erſteres iſt freilich wirkſamer, wenn man es durchſetzt; wo nicht, ſo iſt man ein Schreier mehr. Ob man es aber durchſetzt, kommt theils auf die Stimmung der Verſammlung

an, die man nicht leicht wird berechnen können, theils auf das Anſehen, das ſich der Rufende erworben hat. So bleibt die Kunſt hier immer in einer ſchlimmen Colliſion.

Zur Betrachtung einer andern Colliſion gibt mir Jäger's Gemälde Anlaß. Engel ſollen gewiß nicht ausſehen, als wären ſie aus gemeinem Menſchenfleiſch gemacht; die Träger Moſis ſcheinen es allerdings. Das hat nun ſein Motiv. Da ſie eine Laſt tragen ſollen, ſollen ſie auch als Träger erſcheinen, und zum Tragen gehören derbe Arme. Engel oder Träger! Beides zugleich ſchien nicht zu gehen; alſo zog es Jäger vor, Träger zu malen: zwar keine Sänftenträger, aber doch etwa wohlgebaute Mägde. Ich will es unentſchieden laſſen, ob ſich nicht dieſe Colliſion wirklich glücklicher heben ließ; jedenfalls erkennt man in dieſem Gemälde die Schwierigkeit, ſie zu heben.

Dergleichen Schwierigkeiten kehren nun bei derſelben Art Gegenſtänden ſo oft wieder, daß es ſcheint, die Künſtler ſind ſchon von Alters her überdrüſſig geworden, ihre Hebung nur zu verſuchen. Weil Engel weder wahre Menſchen noch Vögel ſind, hat man ihre Kleider nun auch nicht aus dem Geſichtspunkte von wahren Kleidern, ihre Flügel nicht aus dem Geſichtspunkte von wahren Flügeln, ſo daß ſie etwa noch daſſelbe als an Menſchen und Vögeln zu leiſten hätten, zu betrachten nöthig gehalten; ſondern ſich die größten Freiheiten und Willkührlichkeiten blos ganz äußerlichen Zwecken der Compoſition zu Liebe erlaubt. Meines Erachtens aber könnten ſolche Abweichungen höchſtens durch ihre Conſequenz aus der Abweichung der Grundvorſtellung oder durch andere zwingende Motive, wie ich beiſpielsweiſe zu Anfange des

Artikels angeführt habe, gerechtfertigt werden. Unſtreitig verdiente dieſer Gegenſtand eine ſorgfältigere Ausführung, als wozu bei dieſen flüchtigen Bemerkungen Raum und Zeit iſt. Nur kurz will ich noch an den vorliegenden Gemälden aufmerkſam machen, welche unmotivirte Willkühr in der That hierbei den Künſtlern und in Folge deſſen auch dem Publikum zur Gewohnheit geworden iſt.

Im Gemälde Kerſting's, wo die Scene vor einer Pyramide des heißen Aegyptens ſpielt, ſind die Engel bis an den Hals eingehüllt, im Gemälde Jäger's, wo ſie durch den kühlen Himmelsraum nach einer kühlen Höhle fliegen, ſind ſie halb nackt; doch das mag gleichgültig ſein, Engel werden ja wohl weder ſchwitzen noch frieren. Aber weiter: im erſten, wo ſie theilweiſe auf den Erdboden herabkommen, erſtreckt ſich das Gewand ſo weit unter die Füße, daß ſie unmöglich damit auf der Erde fortkommen können; im letztern, wo ſie nur frei zu fliegen haben, ſtrecken ſie nackte Füße weit nach hinten heraus; in erſterm, wo ſie alle ruhig ſind, haben ſie die Flügel ſo ausgebreitet, wie es einigermaßen zum Flug gehen könnte, in letzterm, wo ſie mit einer ſchweren Laſt fortzufliegen haben, haben ſie die Flügel ſo auf den Rücken zuſammengenommen, daß es dieſen unmöglich iſt, eine Wirkung zu äußern: ſie haben die Stellung, wie wenn man Tauben bei den Flügeln anfaßt und fortträgt; in erſterm tragen die Engel Locken und geflochtene Zöpfe (warum nicht auch Schuhe und Strümpfe?), in letzterm etwas, was ich an einem Menſchen faſt für eine Perücke aus falſchem Haar anſehen würde. Iſt denn alles das wirklich ſo gar gleichgültig, daß das Verkehrte genau ſo gut als das Rechte iſt. Ich glaube, nach dem Gefühle der Meiſten,

ſa; halte es aber für ſchlimm, daß es die Kunſt bis zu dieſer Gleichgültigkeit gebracht hat.

Es müßte in Wahrheit nicht unintereſſant ſein, eine Abhandlung über die Moden der Engel zu ſchreiben: Sie wechſeln bei ihnen wie bei den Menſchen. Die Behauptung Mignon's, daß keine Kleider, keine Falten den verklärten Leib umgeben, findet ſich höchſt ſelten beſtätigt, obwohl es vorkommt. Man findet vielmehr von dieſem ſeltenen Zuſtande völliger Nacktheit oder einem einfachen Umſchlage um die Nacktheit an alle Stufenfolgen der Entwickelung des Kleides bis zu einem Luxus, der wenigſtens dreimal ſo viel Zeug durch die Weite und Faltung des Kleides erfordert, als eben nöthig wäre; und in der Farbe vom einfachſten Weiß des Hemdes (man ſehe z. B. einen Engel im Hemde, der ſich in der That zu ſchämen ſcheint, auf Nr. 464 der dießjährigen Ausſtellung) bis zur grellſten Buntheit und Stickerei einer türkiſchen Tracht. Bald iſt das Kleid einfach, bald ſind mehrere über einander gezogen; nicht ſelten das Oberkleid einer Art Kaſamaika ohne Taille ähnlich. Hier erſcheinen die Engel gar nicht gegürtet, hier einfach, dort doppelt gegürtet. Zuweilen iſt das Gewand zur Seite aufgeſchlitzt, um bei den ſtarken Bewegungen, welche Engel gewöhnlich im Fliegen oder Herabkommen zu machen haben, die Schönheit des Beins ſehen zu laſſen; viele Künſtler wiſſen dieß ſelbſt bei geſchloſſen herabgehenden Kleidern geſchickt zu bewerkſtelligen *). Hier geht das

*) Was für einen Sinn ſelbſt manche alte gerühmte Meiſter zum Malen ſolcher Gegenſtände mitgebracht haben, iſt mir recht deutlich geworden, als

Kleid bis an die Füße, dort hängt es bis unter die Füße herab. Ich erinnere mich hiebei folgenden Umſtandes. In der Auction des Nachlaſſes eines merkwürdigen Sammlers, die vor mehrern Jahren in Leipzig ſtatt fand, kam u. a. eine Anzahl dicke Bände vor voll Figuren, die aus unzähligen oft werthvollen Bildern herausgeſchnitten und nach ihrer Gleichartigkeit auf die Blätter dieſer Bände zuſammengeklebt waren. Da gab es einen Band mit Fortunen, einen andern mit Adlern rechts ſehend, einen dritten mit Adlern links ſehend, einen vierten mit Engeln, die das rechte Bein heben, einen fünften wo ſie das linke Bein heben u. ſ. f. Schade, daß man nicht bei Kunſtakademien ähnliche Sammlungen anlegt etwa in Betreff von Engeln, wo das Kleid unter die Beine herabhängt, von Engeln, wo die Beine unter das Kleid hängen; von Engeln, wo Beine und Kleid gleich hängen; u. ſ. f., damit die Künſtler immer eine Auswahl guter Vorbilder hätten; und nöthigenfalls dadurch unberufene

ich in dieſen Tagen eine ziemliche Anzahl Bände, welche Umriſſe nach Gemälden von ſolchen enthalten, durchlief. Domenichino, von welchem mir 3 Bände vorlagen, läßt faſt allenthalben, andere Künſtler doch ſehr häufig, nicht blos bei ſtark bewegten, ſondern ſelbſt ruhig auftretenden Geſtalten der Engel das oft mehr als reichliche Gewand ſo weit ſich über die Knie (mindeſtens bei einem Beine) heraufſchlagen, daß noch ein Theil des Schenkels ſichtbar wird. Welches Motiv kann dieſes Vorweiſen des Fleiſches haben, als daß der Künſtler zeigen will, er könne es malen: Bei Engeln Michel Angelo's ſah ich ſogar die ganze Anatomie des Knies zur Schau gelegt. Bei allen Engeln Raphael's dagegen, die ich in einer Collection von 8 Bänden Umriſſen nach ſeinen Gemälden hierauf angeſehen, habe ich, höchſt wenige Ausnahmen abgerechnet, gefunden, daß ſelbſt bei den heftigſten Bewegungen und wo der Kopf mehr nach unten als oben gekehrt iſt, das Kleid nur die Füße, dieſe jedoch auch immer, bloß läßt.

Adler zurückſchlagen könnten. Es verſteht ſich, daß auch die Maler der drei Bilder, von denen hier zunächſt die Rede iſt, ihre Vorbilder gehabt haben, da man in der Kunſt der chriſtlichen Bilder nicht mehr etwas erfinden darf, und man in der That wenigſtens bei Kerſting's Bilde ſchon froh genug iſt, die Erklärung von Manchem nur zurückſchieben zu können. Was ſoll z. B. der ungeheure Ueberfluß unten am Kleide der Engel, der ja nicht blos beim Gehen, ſondern ſelbſt beim Fliegen incommodiren muß; was der lange Schwanz an dieſem Ueberfluſſe, wobei ich durchaus nicht weiß, woran ich denken ſoll, als daß ein alter Meiſter in ſeiner Naivetät entweder einen Papierdrachen, woran ſich ein ſolcher zu finden pflegt, einmal für einen Engel gehalten oder das Fliegen eines Engels durch Verähnlichung mit dem Papierdrachen deutlicher machen zu können geglaubt, und daß Kerſting ihm hierin gefolgt iſt. Was kann es übrigens anders bedeuten, wenn bei Engeln die Kleider bis unter die Füße herabhängen, als: es ſind rein himmliſche Geſchöpfe, gar nicht beſtimmt, auf den Erdboden zu kommen. Aber in Kerſting's Bilde kommen ſie zum Theil auf den Boden. Hier alſo paßt dieſe Vorſtellung gar nicht. Bei den drei Engeln Steinbrück's dagegen paßt ſie allerdings, die auf einem leichten Wölkchen knieend über der Madonna mit dem Jeſuskindlein ſchweben. Warum würden ſie nicht zu ihm treten, und ſich noch näher ſeines Glanzes freuen, wenn es ihre Sache wäre, auf die Erde zu kommen. Aber ſie ſcheinen leicht, ohne Schwere, das Wölkchen trägt ſie, und die Verlängerung des Gewandes, die hier mit großem Maß angebracht iſt, hat nun theils den Zweck, uns die

Füße zu verdecken, die doch blos zu irdischem Auftreten bestimmt sein könnten, theils erscheint sie in dem Maße, als sie vorhanden ist, dem Zuge und Fluge der Engel nicht ungünstig. Hier rechtfertigt sie sich in der Idee und kann selbst ihrer Verdeutlichung förderlich sein. Man sieht also, daß es ja doch Motive geben kann, die hier eine Wahl gestatten.

Betrachten wir noch ein oder das andere christliche Gemälde!

Sieh da, Nr. 474, eine große Schüssel mit Aposteln, von Hasch in Düsseldorf. Doch nein, es ist ein Schiff. Freilich, wer konnte das gleich sehen; sonst verschwindet das Schiff gegen das Meer, hier ist es umgekehrt. Der Maler entschuldigt sich: er habe das Meer wegen der Kleinheit des Gemäldes nicht anzubringen gewußt, und erbiete sich, wenn es um diese Nebensache zu thun sei, sie besonders zuzugeben. Nun, man suche doch den guten Willen: was in die 4 Ecken geht von Meer, ist da; ja der Maler hat sogar etwas zu viel in den Rahmen gegossen, so daß nun ein Theil davon gar in das Schiff hineinläuft, worüber die Apostel sehr ungehalten werden und dem Maler allerhand verdrießliche Geberden machen.

Natürlich ist das Alles nur Spaß; aber schlimm, wenn uns gar zu leicht ein Spaß bei einem ernsthaften Bilde einfällt. Es mag sein, daß hier wieder eine Collision gleich in der Aufgabe liegt, allein indem der Künstler einen Gegenstand aus einem Bereiche wählt, wo die Collisionen nicht mehr so unüberwindlich oder unvermeidlich sind, wird der Fehler der Sache zum seinigen. Wenig Schiff und viel Meer hätte ein Seestück ge-

geben; das wollte aber der Künſtler nicht; er brauchte den Platz für die Jünger ſo ſehr, daß, während das Meer kaum das Schiff faßt, auch das Schiff wieder kaum die Jünger faßt. Wenig Meer und viel Schiff gibt nun aber die Schüſſel, und das wird der Künſtler wieder nicht wollen. Man ſoll ſich das Meer hinzudenken, verlangt er. Leider muß man ſich ohnehin genug in der Malerei hinzudenken, was nicht gemalt werden kann; z. B. das Toben und Wogen der See, den Schrei, die Bewegung der Jünger; das benutzen nun die Künſtler zu verlangen, daß wir uns nach ihrem Belieben auch das noch hinzudenken, was ſie recht gut malen könnten, wenn ſie nicht lieber etwas anderes malen wollten. Aber da ich weiß, daß der Maler das Meer malen kann, ſo will ich's auch gemalt haben, wenn es heißt: ein Schiff auf ſtürmiſchem Meere. So materiell, als die Malerei ſein kann, will ich auch ſein; damit ich nicht nötig habe, den Geiſt mit Geiſt zuletzt auch noch aus dem Geiſte zu fiſchen. Vor mehrern Jahren curſirten bei gemeinen Bilderhändlern Bilder, Schilda'ſche Albernheiten vorſtellend, u. a. eins, wo der Bürgermeiſter von Schilda über das Spiel ſeiner Tochter ganz weg iſt. Haach's Bild geht noch weiter: man ſieht Jünger, die ganz weg ſind über ein Ding, was auch nicht da iſt.

Sehen wir indeß ab von dieſem Umſtande, den Mancher am Ende doch nur für eine Aeußerlichkeit anſieht, die ſo vielen Redens nicht werth iſt, ſo findet man viel Verdienſt in dieſem Gemälde. Der Schrecken und die Unruhe der Jünger, ihr Eifer, den ruhig ſchlummernden Meiſter zu wecken, der Gegenſatz dieſer trüben irdiſchen Angſt und Unruhe und dieſer heiligen ver-

klärten Ruhe, der das Erbauliche der Idee für uns enthält, sprechen sich in ausdrucksvollen und lebendigen Gestalten und Bewegungen aus. Auch die Anordnung der Figuren im engen Schiffraum, wenn er nun einmal so eng im Verhältniß zu denselben gehalten werden sollte, zeigt viel Geschick. Kenner von Fach werden auch Fleiß und Kenntniß im Technischen nicht daran vermissen. Daß das Ganze doch keinen seiner extensiven Größe angemessenen intensiven Eindruck macht, mag größtentheils in dem berührten Mißgriff liegen, uns eine Wirkung mit solcher Deutlichkeit zu zeigen, von der uns die Ursache nicht zugleich eben so anschaulich vorliegt; so kommt es uns leicht vor, die Apostel seien vom Künstler gestellt, während die Anschauung des stürmischen Meeres selbst uns unmittelbar hätte das Gefühl erregt, daß sie vom Sturm gestellt sind. Mehr Wasser hätte mehr Feuer in das Bild gebracht. Inzwischen ist die große Woge, die aus der Ecke ins Schiff schlägt, mit Geschick in Bezug zu den stehenden Figuren gesetzt.

Viel offenkundiger aber zeigt sich das absichtlich Componirte in allen übrigen christlichen Gemälden der dießjährigen Ausstellung. Bei keinem kann uns warm werden, weil man überall sieht, wie der Künstler die einzelnen Scheite zugetragen hat. Weil Geist und Wahrheit der Kern der christlichen Religion ist, so scheint es, viele Maler glauben, Geist und Wahrheit finden sich auch von selbst in jedem christlichen Gemälde ein; sie selber hätten nur Figuren und Gewänder hinzuzutragen, um jene zu veranlassen, auch Platz darin zu nehmen. Alten Vorrath finden sie genug dazu vor, es kommt nur auf ein neues Arrangement an. Ein Beispiel genüge zur Ueberzeugung der Classe.

Man ſehe z. B. eine zweite Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, die ſich noch außer der Kerſting'ſchen auf der dießjährigen Ausſtellung findet, von Glink in München, an (von drei Bildern deſſelben Künſtlers, welche die Ausſtellung aufweiſt, noch das beſte). Joſeph reicht dem Chriſtuskinde eine Frucht und dieß greift danach. Aber dieſer ganze Akt geht nur zwiſchen den zwei Armen der beiden Figuren vor. Es iſt wahr, das Chriſtuskind ſcheint, Joſeph freundlich anſehend, zu fragen: „darf ich nehmen?“ oder „iſt dieß ein Ding, das ſich eſſen läßt?“ Aber Joſeph ſchaut es mehr als ernſthaft wieder an, nicht wie Jemand, der gibt, eher wie Jemand, der verweigert; und was ſonſt noch an den Figuren iſt, hat nicht den geringſten Antheil an Geben und Nehmen. Das Wort, eine Hand ſoll nicht wiſſen, was die andere gibt, iſt hier etwas zu weit ausgedehnt. Der ganze Joſeph weiß nichts davon; die Mutter ſcheint ſich auch nicht darum zu kümmern; wie ſollten wir uns darum kümmern. Ich gebe gern zu, daß Perſonen ſich ſehr wohl auf dieſelbe Weiſe darſtellen können, als hier, wenn ſie geben und nehmen; aber es wird dann für uns ein ſehr gleichgültiges Geben und Nehmen. Gemüthlich oder anſprechend kann doch eine Scene erſt dann werden, wenn wir ſehen, daß die Perſonen auch ganz bei dem ſind, um was es ſich in der Scene handelt. Freilich das geht bei Joſeph nicht ſo einfach; er hat außerdem, daß er die Frucht reicht, auch noch den Eſel zu halten; und es ſcheint in der That, daß er nicht recht gewußt hat, wie beides zu vereinigen, indem er ſich ſteif genug zu beiden anſtellt; denn ſtatt einen Mann, der einen Eſel hält, ſtellt er mehr eine Säule dar, an welche dieſer ange-

bunden iſt. Auch in dieſem Sujet liegt freilich eine Schwierigkeit, die daſſelbe von vorn herein als kein glückliches erſcheinen läßt. Ein recht rein kindliches Verlangen nach der irdiſchen Frucht im Ausdruck des Kindes, der hiermit ſelbſt ein irdiſcher hätte werden müſſen, eine väterliche hausbürgerliche Zärtlichkeit im Ausdruck des darreichenden Joſeph litt der Gegenſtand nicht, aber damit litt er zugleich das nicht, was uns in der Scene hätte gemüthlich anſprechen können. Jedenfalls hat der Maler die Schwierigkeit nicht glücklich überwunden. Der Madonna und dem Chriſtkinde fehlt es nicht an gefälligem Ausdrucke; und daß ſich das Gemälde in Privatbeſitz befindet, zeigt, daß es wirklich gefallen hat; ein Verdienſt, das es zum Theil frühern Vorbildern verdankt, theils dem Arrangement von Seiten des Malers, welches die Schönheit des Ganzen der leichter faßlichen der Einzelnheiten opferte. Das Chriſtkind z. B. präſentirt ſich ſehr gut, aber die Marie hat es nicht genommen, es hat ſich ſelber nicht gelegt, der Maler hat es ihr in den Schooß gelegt, und eben ſo gelegt, daß es ſich gut präſentire.

Einen ſonderbaren Effect macht in dieſem Gemälde auch die Beleuchtung: ſie ſtellt ſich ganz dar, wie in den anfangs üblichen Nachahmungen oder vielmehr Voraahmungen der Daguerre'ſchen Bilder, wo das, was hell ſein ſoll, dunkel iſt, das Dunkle hell. Vom Grünen, das dieſe Art Beſchattung, die, unſtreitig ſehr natürlich, doch ſehr unnatürlich ſcheint, hervorbringt, will ich nicht ſprechen. Das iſt ſelbſt eine Schattenſeite des Bildes.

Um an dieſes Bild noch eine allgemeinere Bemerkung zu knüpfen, ſo glaube ich, Maler chriſtlicher Gegenſtände können, wenn ſie

dies überhaupt für möglich hielten, von Genre-Malern Manches lernen. Man vergleiche mit dem eben betrachteten Bilde ein Genrebild, das, freilich in einer Sphäre, die für den ersten Anblick den Vergleich auszuschließen scheint, doch ein für die Compoſition einiges Analoge darbietendes, Motiv behandelt, den guten Großpapa von Obeſquière in Gent (angekauft, Preis 250 Frcs). Das Motiv iſt Folgendes: Ein Großvater hat ein Kind auf dem Schooße und hält ihm einen Hampelmann hin. Das Kind greift danach. Hinten ſteht die Mutter des Kindes und ſchaut zu. Ein Hund blickt auch nach dem Hampelmann. Dies Bild hätte ſich eben ſo gemüthlos malen laſſen, als das von Glink *). Aber der Blick und die Geberde des

*) Zum Beweiſe ſehe man ein anderes Parallelbild an, Nr. 210. den Großpapa von Martin in Paris (Preis 40 Friedr. d'or). Der Großpapa hat ein kleines Mädchen auf dem Schooß, dem er ein Stück Kuchenbackwerk darreicht, daſſelbe in ſein Körbchen zu thun. Die Mutter dabei ſitzend ſchaut zu. Ein großer Knabe ſucht in dem Korbe unter dem Tiſche nach, ob es wohl für ihn auch etwas giebt. Ein noch größerer Knabe ſchaut ſich nach der Scene um. Der Alte ſieht eher grämlich als freundlich aus; die Mutter hat einen ganz gleichgültigen Ausdruck; der große Junge ſcheint mir ganz müßig, oder ich verſtehe nicht, was er will. Die Perſonen haben überhaupt ſämmtlich nichts, was uns für ſie intereſſirte. Inzwiſchen iſt mir das Bild immer in ſeiner Art lieber, als das Glink'ſche; denn es verſinnlicht mir mit individueller Wahrheit eine Scene, wie ſie in franzöſiſchen Bürgerfamilien oft genug vorkommen mag, und den Haushalt einer ſolchen. (Wie nett z. B. trägt ſich die ſelber ſehr nette Frau, und wie ſalopp iſt die Wirthſchaft rings umher; eine Bemerkung die man auch an dem Großvaterbilde von A. Scheffer machen kann). Es bereichert doch meine Anſchauungen. Nur gemüthliches Intereſſe erweckt es nicht. Schade (um hier noch Einiges anzuknüpfen), daß die ſechs Großvaterbilder, welche die diesjährige Ausſtellung enthält, zwei franzöſiſche: von Scheffer und Martin, zwei niederländiſche: von Obeſquière und Stiſe Greder, und zwei deutſche: von Hopfgarten und Grund, nicht zuſammengehangen worden ſind. Sowohl die Behandlung der ähnlichen Sujets, als die Betrachtung der Verſchiedenheit im Haushalt der verſchiedenen Nationen konnte Stoff zu intereſſanten Ver-

noch unbeholfenen Kindes, indem es nach dem Hampelmann blickt und greifen und dabei doch das Gleichgewicht nicht verlieren will; der Ausdruck des Großpapas, der nun das Kind ansieht auf seine Freude, so daß man den Hampelmann gleichsam durch das Kind durch seine Wirkung auf ihn überpflanzen sieht, der Ausdruck der Mutter, die, man sieht es, in Geschäften, doch sich es nicht versagen kann, eine Weile hinter den Stuhl zu treten, und vielmehr umgekehrt dem Hampelmann die Wirkung, die er auf das Kind machen wird, absehen will; der Hund, der offenbar nur der ersten verdächtigen Bewegung des seltsamen Geschöpfes harrt, um es anzubellen; und der Allen gemeinschaftliche Umstand, daß Jeder ganz bei dem ist, was er zu thun, zu sehen, zu handeln hat, das alles wirthschaftet so in einander, und, wenn wir uns nur nicht absichtlich vor geistigen Bezügen verschließen, die eben nicht zwischen Tasso und Leonore oder Romeo und Julie statt finden, auch so in uns hinein, daß wir uns höchlich ergötzen können an dem Bilde, dessen Personen freilich vom gröb-

---

gleichen darbieten. Das anziehendste unter allen ist unstreitig das von A. Scheffer: des Großvaters Schlaf. Hier kurz das Motiv des Bildes: Der Großvater, ein tüchtiger Alter, schläft in dem Lehnstuhl; ein Kind will mit der Klapper zu ihm; die Mutter hält es zurück. Ihr Mann schmaucht, an den Kamin gestützt gebückt, still sein Pfeifchen. Ein etwas größerer Junge hilft, wie er dasteht, den Eindruck verstärken, daß es nicht gut thut, den Alten zu wecken. Auch der Hund, wie er unter dem Stuhle des Alten liegt, hat das Bewußtsein davon. Das ganze Verhältniß der Familie drückt sich deutlich und in ansprechendster Weise aus. Die Ausführung ist sehr vollkommen, obwohl das Bild schon 1826 gemalt ist. (Preis 4300 Frcs!). Frage: warum sechs Großvaterbilder und kein einziges Großmutterbild? Antwort wohl die: Der Verkehr einer Großmutter mit Kindern erscheint mehr als Fortsetzung einer frühern pflichtmäßigen Beschäftigung, der eines Großvaters mehr als freie Aeußerung der Gemüthlichkeit.

ſten Schlage der Welt ſind. Nun iſt eine Frucht eben kein Hampelmann; ein dummes Bauernkind, — denn ſonderlich geiſtreich ſieht es nicht aus — nicht in Parallele zu ſtellen mit einem Chriſtkinde, der alte Großpapa kein Joſeph, die Kutſchel hinten keine Marie und der Hund kein Eſel. Aber warum in allen dieſen edlern Elementen (wenn ich das letzte, um niemand unrecht zu thun, ausnehme) nicht ein eben ſolches lebendiges Zuſammenwirken ſein könnte, als in erſtern niedern, vermag ich nicht einzuſehen. Daß es edlere Elemente ſind, ſollte mit ſich führen, daß wir nur mehr, aber nicht weniger davon afficirt würden. Ich wollte hundert Ghasquiere's nicht haben für einen Glink, wenn Glink in ſeiner höhern Sphäre jene Vorzüge, die Ghasquière in ſeiner niedern erreicht hat, zeigte; jetzt mag ich hundert Glink's nicht für einen Ghasquière haben.

Freilich, wenn gelungene Vorſtellungen aus dieſer ideellen Sphäre hundertmal werthvoller ſind, als ſolche aus der niedern Sphäre des Menſchenlebens — weil der Werth eines Kunſtwerks Produkt nicht nur aus der Schönheit der Darſtellung, ſondern auch der dargeſtellten Idee iſt — ſo ſind ſie auch hundertmal ſchwieriger. Aber, ohne Künſtler belehren zu wollen, will ich mir doch erlauben, meine Anſicht zu ſagen: ich glaube, daß die Mehrzahl derſelben, welche Gegenſtände dieſer Art behandeln, der Schwierigkeit auch nicht von der rechten Seite beizukommen ſuchen. Weil ſie Gegenſtände malen, die außer dem Bereiche der Natur liegen, glauben ſie, ſie hätten ſich nun auch weniger um die wirkliche Natur zu kümmern, weniger noch ihr zu ſtudiren, als die Genre-Maler; und ich glaube, ſie hätten es noch

viel mehr nöthig. Eine höhere Stufe setzt ja die niedrigere nicht blos [illegible], sondern verlangt auch eine größere Stärke derselben, weil die höhere von ihr noch mit abhängig sein muß.

Die Explication dieses Vergleichs ist folgende: Der Künstler, der Ideales darstellen will, kann das Wirkliche freilich dazu nicht brauchen, wie er es vor sich sieht; aber er kann doch auch nicht willkürliche Darstellungsformen für dieß Ideal erdenken. Seine Aufgabe ist, aus dem, was er in der Wirklichkeit sieht, erst das zu finden, was er nicht sieht. Um einen Gott darzustellen, muß er zusehen, nach welchem Gipfel die menschliche Natur tendirt und was noch fehlt zu diesen Gipfel, durch den genauesten Verfolg jener Tendenz als erreicht vor uns hinstellen. Um die Leidenschaft und Thätigkeit eines Gottes darzustellen, muß er die menschlichen Leidenschaften und Thätigkeiten beobachten; aber zusehen, welches der Ausdruck derselben wird, im Maße als die Leidenschaft und Thätigkeit selbst edler und reiner von irdischen Motiven wird, und auch diese Tendenz zur Gränze ergänzen. Was Störung und Irrung der Idee durch die Wirklichkeit ist, muß er hierbei wohl von dieser Tendenz der Idee selbst zu scheiden wissen. Alles dieß aber setzt nicht ein geringeres, sondern tieferes Studium der Natur voraus, als beim Genremaler, dessen ganze Idealisirung der Natur blos in Auffassung günstiger, für das Gefühl werthvoller Momente des Wirklichen selbst, wie es ist, in der Wahl ihres günstigsten Gesichtspunktes, in Beseitigung des dabei zufällig Störenden, oder Ergänzung des zufällig Mangelnden, doch immer nach den Bedingungen der Wirklichkeit selbst, besteht. Es ist ferner jenes Studium

ſo tief, daß, wenn es jeder Menſch von vorn anfangen müßte, wir gar keine ideale Kunſt haben würden. Wir ſehen aber in den vorhandenen Kunſtwerken das Reſultat der Beobachtungen dieſer Art von Jahrtauſenden vor uns, wobei immer ein Künſtler auf die Schultern des andern geſtiegen. Es wäre Thorheit, das nicht benutzen zu wollen, was uns ſolchergeſtalt in den Idealgeſtalten der Antiken, der chriſtlichen Bilder übermacht worden iſt; es hieße dies Goldſtücke wegwerfen, die wir geerbt haben, aus Eigenſinn, das Gold ſelbſt mit eignen Händen graben zu wollen, wozu ſo viele Werkzeuge und Menſchen gehört haben. Aber damit, daß wir die Goldſtücke anders legen — und was ſind die meiſten neuen chriſtlichen Gemälde ſonſt, als anders gelegte Köpfe, Arme, Beine früherer Bilder — richten wir noch nichts aus; damit bleibt doch im Grunde alles beim Alten; wir müſſen ſie brauchen, und dieſer Gebrauch beſteht eben in ihrer Anwendung im Verkehr mit der wirklichen Natur. In jedem alten Bilde, jeder Antike finden wir allerdings Etwas anders; aber nur das Andere, nicht die Aenderung lernen wir daraus. Wir mögen noch ſo viel davon anſchauen, dieſe Anſchauungen bleiben doch immer rhapſodiſch, vereinzelt; alle Continuität der Uebergänge fehlt. Im wahren Leben zerfällt jeder Uebergang einer Bewegung, einer Lage der Gliedmaßen in die andere in unendlich viele Momente, und von dieſen hat das Bild, nach dem wir etwa ſtudiren möchten, doch jedesmal blos einen fixiren können. Alle Antiken-Kabinete und Gemälde-Galerien zuſammen können mir nicht alle Phaſen auch nur der Bewegung eines einzigen Gliedes, geſchweige ihrer

ſelbſt wieder unendlichen Combinationen darſtellen. Die lebendige Wirklichkeit blos kann das; nur ſie kann mir in ihrer Unerſchöpflichkeit Stoff geben, den Zuſammenhang und die Phaſen aller Aenderungen kennen zu lernen. Durchdringt ſich nun das, was wir den ſtationären Formen der frühern Vorbilder abgelernt haben, in uns geiſtig mit dem, was wir der lebendigen Wirklichkeit ablernen; bringen wir es dahin, daß wir die Beine und Arme, die wir an den Vorbildern ſehen, nach den Geſetzen dieſes Lebens, in dem wir durch häufige Anſchauung heimiſch geworden ſind, bewegen, ja nach denſelben Geſetzen die Geſtalten ſelbſt, die wir überkommen haben, bei ſich ändernden Motiven zu ändern vermögen, ſo wird, denke ich, auch ein wahres Leben in die idealen Darſtellungen kommen müſſen. Wie eine Madonna ausſieht, würde ich nimmermehr lernen, wenn ich auch die 47000 Menſchen in Leipzig und 70000 Menſchen in Dresden alle darauf anſähe; dazu gehören alte Bilder; wie aber die Madonna dieſer Bilder ſich zu benehmen hat, wenn ſie das Chriſtkind vom Schooß ins Gras legt, oder von einem Arm auf den andern nimmt, wie ſich hierbei nicht blos die Lage der Arme, ſondern alles andere, ſei es auch nur leiſe, mit ändert, das kann ich an einer ſtillenden Bauerfrau beſſer lernen, als an allen alten Bildern; und woher lernten dieſe ſelbſt es zuerſt? Alle, die ſelbſtſtändiges Verdienſt haben, gewiß nicht von gemietheten Weibern, denen der Maler eine Puppe in den Schooß gegeben und gelehrt, wie ſie Hände und Füße halten müſſen. Der Maler wird nie ſo ſtillen können, wie die Natur ſtillt. Und doch ſind gewiß unzählige Madonnenbilder auf dieſe Weiſe gemalt worden, und

werden noch ſo gemalt. Wo die frühern Vorbilder nicht ausreichen, helfen Akte, Modelle aus; aber das iſt ja doch alles keine Natur *). Allen dieſen lehrt den Künſtler erſt, was er eben erſt zu lernen hätte. Gerade die Geſtalten hat er ja von früherer Kunſt her; nur ihre natürlichen Bewegungen braucht er; er kehrt es aber um: miethet Geſtalten und ſchenkt ihnen Bewegungen.

Freilich große Künſtler haben wohl zu allen Zeiten jenen rechten Weg eingeſchlagen, worin das wahre Wuchern mit dem ererbten Pfunde beſteht, durch das es ſelbſt vermehrt der Nachwelt hinterbleibt. Kleine Meiſter aber glauben, ihren Wegen nachzugehen, wenn ſie ihren Werken nachgehen, die doch nur zeigen, was man auf jenem Wege erwerben kann.

*) Am beſten hat dieß wohl Rumohr im erſten Theil ſeiner italieniſchen Forſchungen gezeigt.

Vierter Artikel.

Es iſt hinreichend anerkannt, daß manche Gegenſtände nicht in zu großem Format gemalt werden dürfen. Mit Uebergehung der metaphyſiſchen Gründe ſuche ich den Hauptgrund darin, daß ich von einem Gemälde, welches eine ganze Wand meines Zimmers einnehmen ſoll, mit Fug verlangen kann, daß der Gegenſtand, den es darſtellt, auch eine ganze Seite meines Lebens einnimmt. Setzt man freilich voraus, daß die Gemälde blos der Malerei wegen gemalt und gekauft werden, und daß der natürliche Ort für Gemälde Galerien ſind, ſo kommt eine ſolche Rückſicht nicht in Betracht. Und das iſt freilich jetzt im Durchſchnitt der Zuſtand der Dinge. Der rechte Zuſtand aber wäre wohl der, daß jeder etwas, aber nur das kaufte und in ſeine Stube hinge, was ihn ſeinen individuellen Verhältniſſen nach erfreuen, erbauen, werthvolle Erinnerungen in ihm wecken könnte, und daß Städte und Staaten für öffentliche Gebäude das malen ließen, was dieſe Wirkung auf das ganze Volk, oder den Theil des Volks, zu dem dieſe Gebäude in näherem Bezuge ſtehen, da-

den könnte. Galerien zum Unterrichte für Maler und hiſtoriſche Galerien wären dadurch nicht ausgeſchloſſen. Ein einſames heimiſches Beiſpiel von letztern gewähren die Arkaden in München, wenn gleich kein ermunterndes. Dazu würde ich Bänkelſänger anſtellen, damit nicht der Baier den Sachſen fragen müßte, was dieſe Bilder bedeuten, wie es mir in München begegnet iſt. Dann würden auch die Künſtler nur das malen, was irgend eine lebendige Wirkung unter irgend gegebenen menſchlichen Verhältniſſen äußern könnte; ſie würden ſich, ehe ſie eine Arbeit begännen, ſelbſt fragen, giebt es ſolche Verhältniſſe, und was verlangen dieſe Verhältniſſe im und am Bilde.

Da es nicht oder nur ausnahmsweiſe ſo iſt, ſo muß man freilich Gott danken, daß es noch Sammlungen, Galerien giebt, wo die Gemälde, wenn ſie ihren eigentlichen Lebenszweck verfehlen, doch ihr Unterkommen finden. Der Nachtheil, daß nun unzählige ſich gleich urſprünglich gar keinen Lebenszweck ſetzen, da ſie ſicher ſind, doch mit in dieſe Verſorgungsanſtalten zu gelangen, daß man einen ſolchen Zweck überhaupt für unweſentlich zu halten anfängt, da er da nicht erfüllt wird, wo man Kunſtwerke am meiſten ſieht, findet freilich Statt; aber immer iſt doch noch beſſer ein Kunſtzuſtand, an dem ſich die Hauptſache ausſetzen läßt, als ein Zuſtand, wo die Kunſt ſelber ganz und gar ausſetzt.

Verſtehen übrigens die, welche Sammlungen anlegen, ihren und unſern Vortheil, ſo ſehen ſie nicht bloß die ſchöne Arbeit in Farben und am Steine an, ſondern ſie lernen ſich in Anderer Seele hinein freuen über das, was eigentlich für die Freude die-

ſer andern beſtimmt war; und laden dieſe andern ſelbſt mit zu dem Gaſtmahl, wo nun jeder ſein Huhn im Topfe findet, wozu ihm eignes Haus und Hof ſelbſt abgeben mag.

Schön und dankenswerth iſt es, daß dieſe Gaſtfreiheit jetzt von ſo Vielen und mit ſolcher Freudigkeit geübt wird. Aber wenn dieß für die jetzt beſtehenden, in den Grundlagen des Staats und Cultus ſelbſt wurzelnden, daher vom Einzelnen nicht zu ändernden, Verhältniſſe der wünſchenswertheſte Zuſtand für die Kunſt iſt, ſo iſt es doch nicht der wünſchenswertheſte Zuſtand überhaupt. Ihr Lebensprincip, was nur in der Einwirkung derſelben auf das Leben beſteht, wird nie auf dieſe Weiſe zur vollen Entwicklung kommen. Und Sache der Künſtler wäre es, nun doch den Keim derſelben zu wahren und ihren Zweck wenigſtens als Hypotheſe ihren Werken immer zu Grunde zu legen. Der Künſtler mag ſich ſagen: ich weiß es, dies Jagdſtück wird nicht in der Stube des Jägers hängen, es wird in die Galerie von Jemand kommen, der von jeher vorzog ein Reh zu eſſen, als eins zu erlegen, aber ich will es dennoch ſo malen, daß es jeder Jäger und auch jeder, der es nicht iſt, wenn er nur im Jägerleben den Puls des allgemeinen Lebens wieder zu finden weiß, doch in ſeine Stube hängen möchte, aber auch nach den äußern Verhältniſſen des Gemäldes in ſeine Stube hängen könnte.

Betrachtungen dieſer Art knüpften ſich bei mir an den Eindruck, den mir im erſten Hinſehen ein großes Bild unſerer Ausſtellung machte, Nr. 357: Schafheerde, vor einem herannahenden Gewitter fliehend, von E. Verboeckhoven in Brüſſel. Es ſchien mir, wie der Schäfer die bald lebensgro-

ſten Schafe vor ſich hertreibt, als riefe er den andern menſchlichen Bildern zu: Platz für meine Schafe; und ſie müßten rechts und links ausweichen, um nicht umgerennt zu werden. Da läuft nun die Heerde längs einer ganzen Wand allein hin. Aufrichtig muß ich geſtehen, daß ich keinen andern Grund der Größe dieſes Bildes weiß, als daß es dem Maler beikam, einmal Wolle zu malen, und dieſe ſo natürlich zu malen, daß man ſollte ſagen können: es bedeutet nicht Wolle, es iſt Wolle; was ihm in der That ſo vortrefflich gelungen iſt, daß das Bild den Wollmeſſer herauszufordern ſcheint. Aber das Bild iſt auch nun durchaus nur Galerie-Werk, was, wenn etwa die Galerien wie die Klöſter einmal aufgehoben werden ſollten und man den Gemälden die Freiheit gäbe, ſich ihren Platz im Leben zu ſuchen, ſchwerlich einen ſolchen finden möchte; denn wer wird eine ganze Wand eines Zimmers dazu hergeben wollen. Der Schafhirt ſelber allerdings vielleicht, aber er müßte, um dieſe Schäfchen ins Trockne zu bringen, ſie ſchon ins Trockne gebracht haben. Das Gemälde koſtete gleich anfangs 450 Louisder, und da ſpäter die Wolle aufſchlug, 550 Louisder. Dafür kaufte er ſich, wenn er ſie auch hätte, lieber wirkliche Hammel. Der Schafzüchter ſelber müßte mehr tüchtiger Kunſtkenner, als Wollkenner ſein, wenn er ſich nicht für dieſe Summe lieber ein paar tüchtige Stäre anſchaffen und an ſeine Wand, ſtatt jenes Bildes, welches ihm die Wolle genau ſo natürlich zeigt, als er ſie alle Tage in der Raufe findt, einige Bilder, welche ihm die Racen-Verſchiedenheiten der Schafe in charakteriſtiſchen Zügen darſtellen, hängen ſollte. Iſt er aber poetiſcher Schafzüchter, ſo denke ich,

wird er den Schafſtall von ſeiner Wohnſtube überhaupt trennen, die Schafe dorthin, die Poeſie hierher verweiſen, wenn es denn doch zu keiner höheren Durchdringung Beider gekommen iſt, als hier das Sujet zuließ.

In ſeiner Art iſt das Gemälde immer ein Meiſterſtück. Daß die Schafe ſchon vor dem Gewitter gewaſchen erſcheinen, wollen wir dem Künſtler als eine etwa überflüſſige Mühe nicht weiter verdenken; da es ja hier galt, die Wolle auf den Schafen zu verkaufen. Um das ganze Verdienſt des Gemäldes zu beurtheilen, müßte man freilich nicht blos Kenner der Malerei, ſondern auch des Gemalten ſein. Ich kann nicht glauben, wie es manche zu glauben ſcheinen, daß, wenn man hundert Schafgemälde, aber nie ein Schaf, recht genau angeſehen hat, dieß nun hinreiche, zu wiſſen, wie ein Schaf gemalt werden ſoll. Das lebendige Schaf iſt ja Lehrer aller Schaf-Maler ſelber, und alle Schaf-Malereien nur Exercitia, die es ihnen aufgegeben hat; wie ſollten nicht auch die Kenner ſich zu Schülern deſſelben erklären. Ich glaube daher, daß, wenn mir mit einigen Andern ein weiſes Schafköpfchen im Gemälde vorn etwas zu klein, ein ſchwarzer Widderkopf von etwas curioſem Ausdruck erſcheinen iſt, dieß unſerer Unkenntniß beizumeſſen iſt. Verbeckhoven wird wohl öfter und genauer Schafe angeſehen haben, als wir. Irrthümer dieſer Art waren zu leicht zu vermeiden, wenn ſie es wären. Selbſt unter uns übrigens giebt es ja große und kleine Schafsköpfe; und mancher von uns würde wohl eine nicht minder curioſe Miene machen, wenn ihn von oben Gewitterregen, von hinten Hund und Steck verfolgte, und er vorn doch auch nicht weiter könnte,

in welchem prägnanten und in der That Leben ins ganze Gemälde bringenden Momente die Heerde dargestellt ist. Aber so interessant der Moment sein mag, ist freilich das Gemälde immer noch gröſser, als dieſes Interesse. — Uebrigens läſst sich auch noch aus einem andern Umstande, als der Wahrheit der Wolle beweisen, daſs der Maler das Alles, was er gemalt, wirklich genau so in der Wirklichkeit gesehen, als er es gemalt. Da unten liegt das Siegel dieſer Wahrheit des Wirklichen. Es ist die zerbrochene Thonflasche neben den Baumstämmen. Wie kommt sie hieher in diese Wildniſs, entfernt von allen Menschen? Gott weiſs es. Hätte sie nicht dagelegen, hätte es keinem Künstler einfallen können, sie zu malen. Blos der Natur fällt so etwas ein; und blos ein Niederländer malt so etwas mit. Er malt im wahren Glauben, die Natur werde schon ihre Gründe haben; seine Sache sei es nicht zu grübeln und zu deuteln. Ein anderer hätte der Natur die Flasche weggenommen, aus Furcht, es möchte jemand, wenn er im Gemälde hin und hergeht, um zu sehen, ob er nicht etwas findet, woran er sich stoſsen oder schneiden könne, die Scherben dazu bequem finden, und hätte sie auf den Kehrichthügel einer Stadtansicht gelegt. Ich bin weit entfernt, dieſs tadeln zu wollen; denn zu einer gewissen Polizei über die liederliche Wirklichkeit ist die Kunst ja gewiſs berechtigt; nur soll sie blos in einer Regulirung der natürlichen Freiheit, nicht in einer Beschränkung bestehen, auſser in so fern eine natürliche Freiheit die andere von selbst beschränkt; was in rechtes Gleichgewicht zu bringen eben Zweck ihres Strebens ist. Jedenfalls soll sie nicht zu viel regieren. Die Flasche konnte hier wegbleiben;

aber als ein Zeichen der Anerkennung der Kunst, daß sie die Freiheit der Natur in jedem Einzelnen respectiren will, so weit es nur immer mit der allgemeinen Rücksicht verträglich ist, freut es uns, daß sie daliegt und ich möchte sie nicht weggeräumt haben. Hat nun aber Verboeckhoven diese Flasche mit gemalt, so läßt sich schließen, daß er um so mehr alles was sich an den Schafen befindet, und so wie es sich daran befindet, mitgemalt haben wird.

Sollte übrigens jemandem noch nicht schafsmäßig genug zu Muthe geworden sein beim Hineinleben in dieß Gemälde, durch Betrachtung der großen Schafe, so mache ich ihn noch aufmerksam auf die Zugabe der kleinen Schafheerde, die im Hintergrunde nach Osten nicht minder eilig der Polzwäsche zu entgehen sucht. Auch das ist Wirklichkeit. Ein anderer Künstler hätte vielleicht gedacht: zweimal Schafe, warum? Er hätte Schweine, Ziegen oder Kühe gemalt; so hätten wir doch auch gesehen, wie diese vor einem Gewitter laufen. Die Natur freilich hat wohl gewußt, warum; es ist nun eben eine Gegend, worin nur die Schafzucht heimisch ist. Warum ist nun Verboeckhoven so klug als die Natur gewesen? Weil er nicht klüger hat sein wollen.

Ich gehe zu einem andern großen Gemälde über, welches, von einem Landsmanne des vorigen Künstlers, Louis Somers in Antwerpen gemalt, einen ganz verschiedenen Gegenstand behandelt. Es stellt Cromwell in dem Momente dar, wie er eben zur Entdeckung einer Verschwörung gelangt ist *).

*) Dieß Gemälde ist für das Museum des Leipziger Kunstvereins angekauft worden, für eine, vom verstorbenen Oberhofgerichtsrath Blümner zu

Das iſt nun ein gewaltiges Stück, nicht bloß dem Rahmen nach. Ich geſtehe, ich möchte es nicht in meiner Stube haben; ſchon die verdrehten Augen würden mich beläſtigen, und alle andern Herrn und Damen, die vor daſſelbe treten, werden derſelben Meinung ſeyn. Aber das iſt ganz gleichgültig, es iſt nun eben nicht für mich und dieſe Herrn und Damen gemalt. Ein hiſtoriſches Stück muß man ſich da denken, wo die Hiſtorie Intereſſe hat. Das Gemälde Nr. 225, welches den Tod des Herzogs von Braunſchweig vorſtellt (von D. Monten in München), weniger durch poetiſche Auffaſſung, als den Anſchein der Wahrheit anſprechend, hätte ich auch nicht haben mögen. Der Braunſchweiger Kunſtverein hat es angekauft. Er hat wohl daran gethan. Ich denke mir das Gemälde Cromwell's in einer Halle oder einem öffentlichen Gebäude Englands, wo eine Reihe hiſtoriſcher Tableau's die wichtigſten Begebenheiten oder Perſonen Englands vorführt. Ob es für dieſen Zweck gerade am dienlichſten war, Cromwell in dieſem Momente und auf dieſe Weiſe aufzufaſſen, will ich nicht näher unterſuchen; es ließe ſich darüber wohl ſtreiten. Gewiß aber iſt der gewählte Moment ein ſehr bezeichnender. Es iſt freilich ſchlimm, daß, da das Gemälde uns erſt nöthigt, bei dem gemalten Cromwell uns den wirklichen

---

Kunſtzwecken vermachte Summe. Zufällig betrug dieſe (500 Thaler) merkwürdig den Kaufpreis des Gemäldes (100 Louisdor), und abgeſehen hiervon hat ſich daſſelbe als beſonders geeignet zum Ankauf für das Muſeum dar. Als einen intereſſanten Umſtand kann man hiemit in Verbindung ſetzen, daß der Legatar gerade der Geſchichte Cromwell's ein vorzugsweiſes Intereſſe gewidmet hatte, was aber denen, die über den Ankauf zu diſponiren hatten, erſt nach geſchehenem Ankaufe bekannt wurde.

zu denken; denn jedem Gemälde fehlt zum Wirklichen doch noch viel; ich mir nun auch noch den Ort dazu denken soll, wo es eigentlich hängen müßte, um ein rechter gemalter Cromwell zu sein. Doch, das sind unvermeidliche Uebelstände, die wir bei unserm jetzigen Kunstleben ertragen müssen, wenn wir nicht unsere Galerien ganz eingehen, und unsre Künstler, unsere Kunst und unsern Kunstgeschmack verbummern lassen wollen.

Bei diesem Gemälde nun ist die extensive Größe gewiß wohl angebracht; ja es verdankt einen Theil seiner intensiven Größe derselben. Cromwell erfüllt eine große Pagina der englischen Geschichte; er kann verlangen, daß ihm auch die gemalte Geschichte Englands eine große Pagina widme. Und indem wir Cromwell so groß dargestellt sehen, entsteht in uns unwillkührlich selbst die Vorstellung, daß er Großes vorstelle. Daß ihn unser Zimmer nicht ganz faßt, übersehen wir gleich so, daß auch seine Idee über die Idee unserer kleinlichen Häuslichkeit hinausgreift. Wäre er freilich wirklich nur der grobe Bauer, mit dem er die grobe Aehnlichkeit hat, so würde sich der Widerspruch zwischen der weiten Schale und dem magern Kern der Idee bald geltend machen, eine vergrößerte Mücke schwillt ja doch zu keinem Elephanten an; aber da es denn doch immer ein Cromwell und zwar ein gewaltiger Cromwell ist, so finden wir die Vorstellung der äußern Größe dann durch die Idee gleich bequem ausgefüllt, während wir, wenn das Bild ins Kleine gezogen wäre, die anfangs kleine Vorstellung, die wir uns vom Gegenstande machten, erst durch die Idee selbst hätten ausdehnen müssen. Die unmittelbarste Wirkung in der Kunst ist aber immer die

beſte. Ich habe in einer fremden Beurtheilung den Eindruck, den dieſes Bild macht, ſehr glücklich als den einer bäuriſchen Majeſtät, in einer andern (von demſelben Verfaſſer?) als den einer tölpelhaften Majeſtät bezeichnet gefunden. Wäre das Bild kleiner geweſen, ich glaube ſchwerlich, daß dieſe Ausdrücke jemand eingefallen ſein würden; eher einen majeſtätiſchen Bauer hätte man darin gefunden, oder es hätte, wie die Stellung der Figur iſt, wohl gar dem Don Quixote einfallen können, Vetter zu ihm zu ſagen. Es iſt hier wie mit einem gothiſchen Dome, ein Modell davon im Kleinen erſcheint uns nicht mehr erhaben. Welches Spielwerk, der Dom zu Amiens, der ſich im untern Saale findet. Ein Künſtler, der Großes denkt, denkt es aber natürlich auch gleich in der Größe, in der es groß iſt. Zwar Lyſipp ſoll einen kleinen Herculeſ gemacht haben, der ſchon in ſeiner Kleinheit ſich als das erhabenſte Werk darſtellte. Da ſage ich: und wie müßte dieſer erſt groß ausgeſehen haben. Die Wirkung der extenſiven Größe in der Kunſt iſt oft wohl bedeutender, als man es ſich ſelber geſtehen will *).

*) Folgende, aus Hogarth's Zergliederung (Analyſe) der Schönheit entlehnte, Autorität hierzu wird den Leſern vielleicht Vergnügen machen. „Große Formen, wenn ſie gleich übel geſtaltet ſind, werden dennoch, wegen ihrer Weitläuftigkeit, unſere Aufmerkſamkeit an ſich ziehen und unſere Bewunderung erwecken. Große ungeſtalte Felſen haben etwas angenehm Schreckliches in ſich, und der weitläuftige Ocean ſetzt uns mit den weitläuftigen Sachen, die er in ſich faßt, in Furcht. Aber wenn ſchöne Formen in weiteren Umgebungen ſich dem Auge darſtellen, ſo wächſt das Vergnügen in dem Gemüthe, und das Erſtaunen wird in eine ſanfte Ehrfurcht verwandelt." — „Elephanten und Wallfiſche erfüllen uns mit ihrer unbehutſamen Größe. Sogar große Leute flößen Ehrerbietung ein, blos, weil ſie groß ſind; ja die Größe iſt ein Zuſatz zu der Perſon, welche oft einen Mangel an ihrer Figur erſetzt.

Außer durch die Extension hat aber der Künstler auch durch die Art der Auffassung für die Intension des Ausdrucks gesorgt. Daß es Cromwell ist, würde uns an sich nicht eben afficiren; was liegt Großartiges in einem tückischen heuchlerischen Politiker, wenn dessen Größe sich mit Größheit verwechseln läßt, und er uns blos ruhig und politisch ansieht. Aber hier sehen wir einen Moment, wo das mit bösem Geiste sonst ruhig angefüllte, mit frommem Deckel verschlossene, Gefäß gerade kochend überläuft und den Deckel abwirft. Mit dem Fuße zertritt, mit der Hand zerquetscht, mit dem Munde zerfleischt, mit den Augen vergiftet er in demselben Momente seine Feinde, und das alles nicht mit der weit ausholenden, zerfahrenden Geberde eines Menschen, der außer sich ist, sondern mit der einschnürenden, welche zeigt, daß mit der Leidenschaft auch alle Kraft gegen einen Punkt gerichtet ist: daß es sich hier nicht blos handelt um ein: ich will, sondern auch: ich kann und werde. Es ist die Chimäre von Riesenbär und Riesenschlange.

Die Staatsröcke werden alle Jahr groß und völlig gemacht, weil ihr Anblick den Begriff von etwas Großen, den höchsten Ehrenstellen gemäß, erwecken soll. Die Richterröcke haben ein furchtbar ehrwürdiges Ansehen, welches ihnen die Größe dessen, was an ihnen ist, giebt, und wenn die Schleppe gehalten wird, so geht eine ansehnliche wellenförmige Linie von den Schultern des Richters bis zu der Hand seines Schleppenträgers. Und wenn die Schleppe sachte niedergelegt wird, so fällt sie gemeiniglich in viele mannichfaltige Falten, welches wiederum das Auge beschäftiget und dessen Aufmerksamkeit an sich zieht." — „Die volle und lange Perücke hat, gleich der Mähne eines Löwen, etwas Edles in sich, und giebt dem Gesichte nicht nur ein ehrwürdiges, sondern auch ein verständiges Ansehen." — „Die jetzigen erstaunlich weiten Fischbeinröcke sind ein starker Beweis der außerordentlichen Liebe zur Größe der Kleidung, noch außer der Liebe zur Anständigkeit oder Schönheit."

Zu dem ſtarken, wenn gleich nicht erfreulichen, Eindruck, den das Bild ſolchergeſtalt macht, trägt unſtreitig ſehr weſentlich auch die bewundernswerthe äußere Wahrheit bei, mit welcher es gemalt iſt. Wer würde nicht mehr vor einem wirklichen Wütrich ſchaudern, wenn er die Augen rollt, als vor jedem Gemälde deſſelben; wenn aber das Gemälde es dahin bringt, daß wir den wirklichen leibhaftig vor uns zu ſehen glauben, ſo nähert ſich dieſer Eindruck jenem. Nun finden wir in dieſem Bilde ganz die ungeſchminkte Treue wieder, mit der die beſten niederländiſchen Künſtler ihren aus der Natur geſchöpften Stoff uns von jeher überreicht haben, und womit ſie in andern Bildern ſo oft den mitgeſchöpften Fiſch der Poeſie uns mit überreichen, ohne daß ſie ſelbſt es wiſſen mögen. Dieß Bild lebt und lebt; und auch das lebt und lebt darin, daß hier eine gegen Leib und Leben gerichtete Kraft mit dem Willen dazu vorhanden iſt.

Indeß das Alles läßt noch die Frage übrig, ob die individuelle Wahrheit dieſer gewaltigen Figur auch wirklich die eines Cromwell's ſei. Langweilt es die Leſer nicht, ſo will ich mittheilen, welche Wendung meine Gedanken hierüber genommen haben.

Von ſelbſt würde ich nicht darauf gefallen ſein, einen Cromwell darin zu ſuchen. Ich erinnerte mich freilich aus der Geſchichte vom Charakter Cromwell's nur ſo viel, daß es ein Mann geweſen ſei, der mit Hülfe einer argliſtigen Politik, conſequenten Heuchelei, ſchonungsloſen Energie ſeine ehrſüchtigen Plane durchzuſetzen gewußt habe. Aber eben das Argliſtige, Heuchleriſche, Politiſche vermißte ich darin; Alles ſchien mir ſo

geradezu ins Große und Grobe herauszutreten, daß ich mir sagte: wenn der Künstler diesen Cromwell gemacht hat, so hat er ihn doch nicht recht gemacht; es mag eine Seite von ihm in dem Bilde sein, wo finde ich die andern?

Nun hörte ich aber: dieser Cromwell sei nichts als ein lebendig gemachtes Porträt desselben; und jetzt änderte ich meine Sprache. „Oho, sagte ich, du selbst hast also Unrecht; denn die Natur kann doch nicht Unrecht haben. Indem du die feine Politik aus Cromwell's Gesichte hast herauslesen wollen, bist du selbst nicht fein und politisch genug gewesen. Sieh dir das Porträt recht an; lies etwas Näheres über den Charakter Cromwell's, so kannst du etwas lernen. Wäre der Maler so klug wie du vorher gewesen und hätte gesagt: es ist wahr, der wirkliche Cromwell sah nicht so politisch aus; also ist es Sache der Kunst, hier nachzuhelfen, zu idealisiren; wir wollen ja nicht seine Augen und Backen, sondern hierin seinen Charakter sehen; hätte er so gesagt und gemalt, so könntest du nichts aus dem Bilde lernen, als wie der Maler, nicht aber wie die Natur sich den feinen Politiker in Verbindung mit den übrigen Grundzügen des Cromwell's gedacht hat. Ist es nicht also besser, wenn der Maler immer das Wissen der Natur, als sein eigenes dir vorspiegelt." Das Bild erschien mir jetzt in der That noch um eins so werthvoll, daß mir der Maler nicht hatte seine Gedanken darin mit verkaufen wollen, was freilich eine arge Ketzerei sein mag gegen die Ansicht, daß die Kunstwerke durch das, was aus dem Menschengeiste hinzukommt, erst ihren rechten Werth erhalten. Ich halte inzwischen das Geschäft der Kunst im Reiche der

Wirklichkeit nur für ein reinigendes, frei und blank legendes, nicht für ein hinzuthuendes, mäkelndes, zurechtrückendes.

Da mir gerade keine andere Quelle über Cromwell zu Gebote ſtand, ſchlug ich das Brockhaus'ſche Converſationslexikon über ihn nach, wo ſich in einem ausführlichen Artikel über denſelben alles das findet, was zur nähern Beurtheilung des Gemäldes etwa erforderlich ſein möchte. Ich glaube, es wird nicht ohne Intereſſe für die, welche dies Bild aufmerkſam betrachtet haben, ſein, wenn ich, um ihnen das Nachſchlagen zu erſparen, hier einige Stellen aus dieſem Artikel anführe, welche zeigen, wie genau die individuellen Züge des Gemäldes in der That mit demjenigen Bilde übereinſtimmen, das man ſich nach den meiſten Zügen der Beſchreibung von ihnen machen könnte*). Daß

*) Eine der gewaltigſten dämoniſchen Naturen, welche je dem Abgrunde einer Revolution entſtiegen. — Steht vor uns in den Hallen der Geſchichte als ein Rieſenbild der Menſchenkraft, die durch Großthaten, mit Verbrechen gepaart, den Sieg der Klugheit und den Nachruhm kalter Bewunderung erkämpfte. — Soll athletiſche Uebungen bis zur Raufluſt getrieben haben. — In ſeiner Natur lag eine dämoniſche Unruhe, die ihm häufige Ortsveränderungen zum Bedürfniß machte. — Widmete ſich ſeit 1635 zu Ely, wo er Grundſtücke ererbt hatte, ganz der Landwirthſchaft. — Machte ſich in dieſem [illegible] Parlamente faſt nur durch ſeine bäueriſche und nachläſſige Kleidung und durch den Zorneifer ſeiner Rede, welche oft in Grobheit ausartete, bemerklich. Aber dieſer Zögling, verſicherte Hampden, der ſo unaufhaltſam ſpricht, wird der größte Mann in England ſein, wenn es mit dem Krieg zum Ernſte kommt. — Wetteiferte an Muth und Tapferkeit, an ſchneller Entſchloſſenheit und Gegenwart des Geiſtes mit den tüchtigſten Kriegern und den erfahrenſten Feldherrn. — Hob mit jenem frommen Leichtſinn, der ein Hauptzug in ſeinem Charakter war, die Strafe auf, indem er dem Ludlow ein Kiſſen an den Kopf warf und dann die Treppe hinab eilte, wo ihm wieder eine nachwerfen wurde. — Seine Gefühlloſigkeit ging ſo weit, daß er nicht nur der Hinrichtung des Königs aus einem für ihn beſonders ausgeſchmückten Fenſter zuſah, ſondern auch den Leichnam deſſelben im Sarge ſich zeigen ließ. — Lebte in der Mitte

in diesem Gemälde eine tiefe Grundwahrheit liege, kam mir dadurch erst recht zum vollen Bewußtsein. Um so mehr fand ich mich veranlaßt, auch noch nach den Spuren von den Zügen im Gemälde zu suchen, die ich bisher darin vermißte, aber ich gestehe, daß ich sie nicht habe finden können, und eben so wenig einiges Andere, was auch in jenem Artikel enthalten ist, mit seinem Ausdrucke habe gut zu vereinbaren vermocht*). Das Bild stellt mir einen giftgeschwollenen Böswicht dar, allerdings in einem Momente, der wohl am geeignetsten sein konnte, die schwachen Spuren ehrenwerther Züge, die er noch an sich trug, zu überfluthen; aber es stellt ihn zugleich ganz ohne die heuchlerische Maske dar, die zu tragen, eine zweite Natur für Cromwell geworden sein mußte. Möglich allerdings, daß sie für einen Mo-

seiner Familie und einiger Freunde ohne Prunk und Stolz, einfach und zurückgezogen, wie ein Privat-Mann. War dabei nüchtern, mäßig, unermüdet arbeitsam und genau in seinen Geschäften. Sein Aeußeres flößte weder Liebe noch Vertrauen ein. Seine Gestalt hatte weder Adel noch Anmuth; seine Sprache und Sitten waren ungebildet und gemein, seine Stimme ohne Wohllaut, in öffentlicher Rede drückte er sich kräftig und mit Feuer aus, aber unzusammenhängend und geschmacklos.

*) Verband den feinsten Machiavellismus und die Klugheit des Argwohns mit der Maske der Frömmigkeit und Tugend; war jedoch ein eben so aufrichtiger, als toleranter Calvinist. — Vergoß Blut aus kluger Berechnung seiner eigenen Lage; Grausamkeit lag nicht in seiner Natur. — Ernannte zu Richtern die redlichsten und aufrichtigsten Männer, ohne Rücksicht auf ihre frühern politischen Meinungen. Als man ihm vorstellte, daß Hale, den er zum Oberrichter des ersten Gerichtshofes ernannt hatte, einer der erklärtesten Feinde der Revolution gewesen sei, antwortete er: ich weiß es, aber er ist ein allgemein geachteter Mann und ich will in ihm eine Scheidewand aufrichten zwischen meiner Rache und meinen Feinden. — Hatte auch im Uebrigen gern nach seinem richtigen Blicke gerecht und milde regiert, aber wie er die Gewalt erworben u. s. w. — Sah die Dinge ruhig, klar und sorgenvoll an, wie sie waren u. s. w.

ment abfallen konnte durch eine augenblickliche Zuſammenziehung der Muskeln ſeiner herausgeforderten Leidenſchaft, und im nächſten Moment, wenn ihn das Gemälde mit geben könnte, würden wir ihn vielleicht ſchon wieder ruhig von derſelben bedeckt ſehen; ja man kann es dem Maler vielleicht als Verdienſt anrechnen, daß er uns einen Moment unter die Maske ſehen läßt; aber die Züge einer lange getragenen Maske drücken ſich dem Geſichte ſelbſt ein. Und ſo fällt mir nun wieder ein, ob nicht dieſe Züge beim Lebendigmachen des Portraits, was doch auf Rechnung des Malers kommt, verloren gegangen ſind, ja ob nicht das ganze Lebendigmachen in dieſer Art eine Lüge iſt; ich fange an zu zweifeln, ob es ein Cromwell iſt, der ſich bewegt, oder den der Maler bewegt hat, ob nicht das Bild nun zuletzt doch nur einen böſen Geiſt darſtellt, der in Cromwell's Geſtalt und große Stiefeln gefahren iſt, weil ſie ihm dienten, recht damit aufzutreten, zuzugreifen, weil ſich dieſe Augen gut rollen laſſen u. ſ. w., oder wirklich Cromwell's Geiſt ſelber?

Wozu, wird man ſagen, dieſe Betrachtungen, die zuletzt zu nichts führen? Ich thue die Gegenfrage: Liegt es nicht an der Kunſt ſelber, wenn ſie zuletzt zu nichts führen. Wenn ihr Princip nicht eine Pflege, ſondern eine Zubereitung und Würzung der reinen Natur iſt, wie ſoll man wiſſen, was noch von dieſer zuletzt übrig bleibt. Iſt dieſer Cromwell nicht zuletzt ein gemalter geſchichtlicher Roman? Ich wollte, die Geſchichte ließe man rein, ſo weit ſie als Geſchichte da iſt, damit man in ihr ſelber immer reinen Stoff fände, ſie zu ergänzen, wo ſie eine Lücke hat. Wenn man ſchon jene verfälſcht, wo ſoll die Wahr-

heit zu dieſer, der Ergänzung, herkommen. Ein getreu nach der Natur aufbewahrter Cromwell kann mir nützen, jeden andern geſchichtlichen Charakter, in welchem ſchlaue heuchleriſche Politik eingeht, und von dem mir nichts aufbewahrt iſt, aus dem Kopfe zu malen, wenn ich die Anſchauung jener Züge zugleich mit Anſchauungen naturgetreu wiedergegebener Züge anderer geſchichtlicher Charaktere im Kopfe trage und nicht blos Farben, ſondern auch Züge zu miſchen weiß. Durch reinſte Darſtellung alles deſſen, was gegeben iſt, ſollte ſich die Kunſt die Möglichkeit ſichern, nun auch das auf das reinſte darzuſtellen, was nicht gegeben iſt. Beſondere Motive können Ausnahmen machen. Stelle ich die Statue eines Königs in ein Gebäude, deſſen Schöpfer er war, als Gegenſtand der Verehrung, ſo liegt eine Art Apotheoſe in der Idee der Darſtellung. Der Zweck heiligt hier das Mittel. Ich faſſe alles Edle in ſeiner Natur zuſammen, lege im Kunſtwerke das Goldkorn derſelben frei von den Schlacken der irdiſchen Wirklichkeit dar. Es handelt ſich hier eben um das Goldkorn, nicht um die Erzſtufe. Zur Compenſation, daß die Kunſt Menſchen aus Göttern macht, darf ſie auch Götter aus Menſchen machen, wenn ſie es verdienen und es den andern Menſchen ſelber gut und recht iſt. Sie wollen Gegenſtände des Dankes, der Verehrung, der Nacheiferung haben. Fälle, wo ähnliche Motive eintreten, kommen oft vor. Die Rückſicht auf das Leben beſtimmt auch hier überall die Abweichung. Aber beim Cromwell liegt ein ſolches Motiv nicht vor, was geböte, irgend etwas Beſſeres oder Schlechteres, überhaupt anderes aus ihm zu machen, als er iſt. Er kann nur als Geſchichtstafel

Bedeutung haben, und eine Geſchichtstafel nur durch getreueſte Wahrheit Werth. Und ſo laſſe ich es dahin geſtellt ſein, was der Werth dieſer Tafel iſt, weil ich nicht weiß, welches die Wahrheit derſelben iſt.

Fünfter Artikel.

Man kann es dem Künſtler nicht gerade verargen, wenn er ſich gern einfacher Mittel bedient, von denen er ſich faſt ſicher eine groſe Wirkung verſprechen kann, in ſofern dieſe Wirkung faſt mehr in den Mitteln, als in deren Anwendung liegt; wir ſelbſt kommen nicht dabei zu kurz, und ſo wollen wir denn auch nichts dagegen einwenden, daß die dießjährige Ausſtellung wieder eine groſe Anzahl von Landſchaften bietet, welche Variationen des bekannten Thema's: Berg, See und Nebel ſind. Die ſteile Höhe des Berges, die ruhige Breite des Sees, die geheimnißvolle Tiefe des Nebels erfüllen gleich von vorn herein alle Dimenſionen des Menſchengemüthes, und was der Maler etwa noch von Modulationen hineinlegt, erſcheint uns, getragen von ſo Bedeutendem, dann ſelbſt leicht bedeutend. Kehren wir ja doch ſelbſt in der Wirklichkeit gern jedes Jahr zu Seen und Bergen zurück und ſogar zu denſelben, wenn es eben keine Gelegenheit gibt, andre zu ſehen. Ein beſonders Verdienſt des Künſtlers in Betreff der Auffaſſung möchte inzwiſchen bei ſolchen Darſtellungen nur dann anzuerkennen ſein, wenn er mit dieſer bekannten Zuſam-

menſchung bekannter Mittel doch wirklich Neues und Individuelles darzureichen vermag. Am wenigſten möchte dies von der angekauften Landſchaft: Nr. 113 der nördliche Theil des Gardaſee's bei Torbole, von L. Gurlitt in München, (50 Carol.), gelten, in der That ganz das alte, und wie mir dünkt, ſogar etwas beſſere, Geläut der drei großen Glocken der Landſchaftsmuſik. Eben ſo haben wir uns an den jährlich wiederkehrenden, und dies Jahr beſonders häufigen Wiederholungen der Landſchaften mit Seen des baltiſchen Hochlandes doch nun für einige Zeit faſt ſatt geſehen, obwohl in Betreff der Ausführung manches ſehr Verdienſtliche darunter iſt. Den Preis darunter gebe ich der Landſchaft von Crola: der Ammerſee bei München (im Privatbeſitz), eine Landſchaft voll Friſche und Freudigkeit, voll Saft und Kraft. Nicht in Abrede will ich freilich ſtellen, daß es mir immer vorkommt, als wenn ein Ueberfluß von Saftigkeit des Pinſels ſich bei Crola auf der Oberfläche ſeiner Landſchaften ausſchlüge und eine Art Lack bildete, der mir hier und da natürliche Poren zuzuklebt ſcheint, und in dem doch vielleicht das Geheimniß des eigenthümlichen Zaubers liegt, den ſeine Landſchaften haben. Sie erſcheinen mir meiſt wie ſolche, wo ein friſcher Regen allen Staubige abgeſpült hat und die Natur ſelbſt ſich ihrer Friſche freut. Manche ziehen der eben genannten Landſchaft Crola's die gegenüberhängende von Fohr, Nr. 73, welche den Starnberger See vorſtellt (70 Louisd'or), noch vor.

Daß übrigens mit den obigen Elementen der Landſchaftsmalerei ſich immer noch Neues und Eigenthümliches leiſten läßt,

zeigen einige andere Landschaften. Ich will zunächst deren zwei nennen: Nr. 131 der Schwansee bei Hohenschwangau von Heinlein in München (im Privatbesitz), und Nr. 515 der stille See von L. Richter in Dresden (Eigenthum des sächs. Kunstvereins), beide von sehr entschiedenem und entgegengesetzten Charakter, jener sanft, hell, voll unbeschreiblicher Heiterkeit, in einer Art mährchenhafter Verklärung; dieser einsam, kahl, öde, wie eine nackte traurige Wahrheit auf dem Gipfel des Lebens. Die Staffage schließt sich diesem Gegensatze an: dort Schwäne in seliger Müßigkeit, hier ein Mann, der seine schwere Bürde trägt. Für jede beider Landschaften möchte es wohl ein Individuum geben, das gern dort weilen möchte, nur möchte ich nicht das Individuum sein, das den Sitz am letzten See vorzöge. Es hätte wohl nicht mehr viel im Leben zu suchen.

Ich denke, daß, wenn man diese Landschaften sieht, uns nicht gleich einfällt, daß wir Aehnliches gesehen haben; obschon sie auch nichts von der gesuchten Originalität zeigen, welche die Aehnlichkeit ausschließt. Manchem ist bei Richter's Landschaft Lessing's Eifel-Landschaft, welche sich auf der vorigen Ausstellung befand, eingefallen; doch scheint mir die Aehnlichkeit entfernt.

Den beiden vorigen, welche hauptsächlich Berg und See combiniren, reihe ich eine andere an, welche Fels und Nebel combinirt, Nr. 290 Aargegend von Scheuren in Düsseldorf (im Privatbesitz), ebenfalls von ganz individuellem Charakter, alles darin schroff, unersteiglich, grau, mittelalterlich dunkel. Die Leute, die dort wohnen möchten, sind als Staffage

dazu gemalt, gewappnete Ritter mit ihren Knappen; und oben auf einem Felé klebt auch das Neſt, die Burg, in der ſie horſten. Dieſe Landſchaft erſcheint frappant und doch zugleich wahr; eine ſchöne ſeltene Vereinigung! Vom Herumklettern auf ihren trocknen nackten Felésſpitzen konnte man dann ausruhen im weichen, quelligen, mooſigen, waldigen Grün einer andern Landſchaft von demſelben Künſtler, Nr. 291, der Mühle im Walde (90 Friedr.d'or), welche inzwiſchen die Ausſtellung bald verlaſſen hat. Unſtreitig gehören dieſe beiden Landſchaften Scheuren's zu den ſchönſten und charakteriſtiſchſten der ganzen Ausſtellung. Dieſer Künſtler verſteht es, prägnante Situationen, welche das Gemüth ſicher fangen, aufzufaſſen und glücklich darzuſtellen; während man in ſo vielen andern Landſchaften zwar die laute Jagd bemerkt, die aber das achtſame Wild nur verſcheucht. Dabei erſcheint er in jedem Bilde neu und eigenthümlich, und man bemerkt nichts von dem beſondern Firniß, den ſo manche andere Landſchaftsmaler als gleißende Spur über jedem Boden zurücklaſſen, über den ihr Pinſel gekrochen.

Noch möchte ich als ausgezeichnet durch charakteriſtiſche, wenn auch minder lebendig das Gemüth anſprechende, Auffaſſung der Natur drei Landſchaften von Achenbach, Crola und Rottmann erwähnen. Gibt es irgendwie Erdlebenbilder, ſo ſind meines Erachtens dieſe dazu zu rechnen, ſo bezeichnend legen ſie uns beſtimmte Phyſiognomien des Terrains dar.

Nr. 430, Schwediſche Herbſtlandſchaft von Achenbach in Düſſeldorf (Eigenthum des Danziger Kunſtvereins) ſtellt uns ein ariges Erdreich dar, deſſen Wirkung auf die Be-

getanen ſich in kenntlichſter Weiſe ausſpricht: nichts iſt recht freudig fortgekommen, an vielen Stellen überhaupt nichts; das Laub der Bäume erſcheint wie halb ausgerupft. Man fühlt die ſchmuckloſe Wahrheit und Einheit des Ganzen und hierin liegt ein beſonderes Intereſſe. Es iſt eine beſtimmte, in ſich zuſammenhängende Art des Sehns der Natur; nicht die erwünſchteſte; aber die Kunſt iſt ja auch nicht dazu da, uns ſtets anzulachen, wozu hätte ſie, deren Phyſiognomie ein Spiegel der unſerigen iſt, denn die andern Mienen. Was das Leben an Wahrheit und Bedeutung enthält, mag ſie uns, iſt es auch eine ernſte Wahrheit, in ſeiner Reinheit vorführen. Wie viel lieber iſt mir doch dieſe trockene ſelbſtgewachſene Wahrheit in Achenbach's Landſchaft, als der üppige Schwulſt in Nr. 159, die Kloſterfrauen im Walde, von Hurell in Frankfurt (25 Fred'ors), wo vom Künſtler alles mit Abſicht zuſammengepflanzt und nachher noch ein paar Nonnen hinein geſetzt werden ſind. Dort ſehen wir das Leben, wie es ſich durchhilft ehrlich durch Armuth und Kümmerniß; hier beſchleicht uns unwillkürlich das Gefühl, Alles ſei zuſammengeborgt und zuſammengelogen. Ich kann es dem Künſtler freilich nicht beweiſen, aber ſeine Landſchaft hat nicht das einfache, offene Geſicht, dem wir trauen, auch wenn wir es nicht kennen.

Nr. 453, Gegend der Hermannsſchlacht von Crola (Eigenthum des ſächſiſchen Kunſtvereins), ſtellt eine monotone Gegend vor, ein waldiges, zumeiſt kurzbewachſenes, weit auslaufendes Terrain; aber wieder fühlt man: hier iſt nicht blos der Pinſel des Künſtlers, hier iſt der Künſtler ſelbſt gegangen; man ſieht auch hier wieder die

Conſequenz der Natur, und ſo wird uns doch wieder auf eine ganz beſtimmte Weiſe dabei zu Muthe, wenn wir auch nicht in beſtimmten Worten ausdrücken können, wie; wie denn überhaupt die Landſchaft wie die Muſik Stimmungen erweckt, die höchſtens theilweis ſich in Worte faſſen laſſen, obwohl aus anderm Grunde. Gelingt es ganz, ſo iſt hundert gegen eins zu wetten, daß ſie nach Gedanken, die ſich von vorn herein in Worte faſſen laſſen, gemacht, und keine wahren Werke der Natur, oder eines Künſtlers, der ihre Wege weiß, ſind.

Nr. 277, Sikyon mit den Gebirgen von Corinth, den cyclopiſchen Mauern, der Stadt und dem Parnaß, von **Rottmann** (im Privatbeſitz), iſt ebenfalls nur eine Oede, noch mehr als die beiden vorigen Landſchaften; aber man vergleiche die griechiſche Oede mit der deutſchen. Jenes eine noble und hohe Nacktheit und Sterilität, die ſich gar nicht die Mühe gibt, noch etwas zu treiben, ſelbſtbegnügt ihre eigenen ſcharfen felſigen Formen getrieben zu haben; und wozu auch ſich noch erſt das Grün erringen, da das Blau ihr vom Himmel geſchenkt wurde. Dieſes eine ſtumpfe gemüthliche Breite, die noch treibt, was in ihren Kräften iſt, und es glücklich dahin bringt, einen grünen buſchigen Teppich über die Erde auszubreiten. Rottmann's Landſchaft ſcheint faſt aus viereckigen Bruchſtücken zuſammengeſetzt; wir können nicht recht unterſcheiden, was den Felſen, was den cyclopiſchen Mauern angehört. Die ganze Landſchaft hat ſelber den Charakter der Ruine eines antiken großartigen Gemäuers, deſſen Trümmer noch Ebenmaß und Regelmäßigkeit zeigen; ſelbſt das ferne Gebirge iſt architektoniſch in dieſem Cha-

rakter; und es scheint uns, indem wir diese Weise der Natur sehen, erklärlich, daß aus ihr Kuppel und Spitzbogen nicht hervor wachsen konnten, ja die Landschaft selber macht dies in den, in die Erde noch halb eingewachsenen Uranfängen der Baukunst sichtbar. Dagegen kommt uns Scheuren's oben bemerkte Aar-Landschaft in ihren neben und über einander sich thürmenden Felsspitzen fast wie ein Urwald von gothischen Domen vor.

Es sind von Rottmann noch einige Landschaftchen da, aber so nachlässig gemalt, daß man sieht, der Künstler hat keine Zeit gehabt oder sich nicht nehmen wollen. Man sollte ihn damit strafen, daß man ihm diese Landschaften selbst überließe. Aber man kauft sie, und so denkt er: wenn es euch gut ist, so besser für mich; ja kann man es dem Künstler verdenken, wenn er zuletzt meint, weil es uns gut ist, sei es gut überhaupt, und sich nur freut, daß er so schnell etwas Gutes liefern könne, wie er selber kaum gedacht. Statt vor solche Leistungen sich zu stellen mit dem Rufe o! sollte man sich davor stellen mit dem Zurufe o! o! worauf sich der Künstler, wenn er es recht verstehen will, wird nehmen können, daß er nicht zwei Eier legen sollte, während einer Zeit, wo eins genug wäre, und daß seine Landschaften sich in gewisser Hinsicht zu gleichen anfangen wie ein Ei dem andern. Die kleine Landschaft Nr. 317 (14 Carol.) könnte allerliebst sein, wenn nur einige Sorgfalt auf ihre Ausführung verwandt wäre, aber fast ist sie garstig; soll es Skizze sein, so ist es doch wohl eine von denen, die man nicht ausstellt. Man sagt: ex ungue leonem, hier hat man ex leone ungnem. Künstler scheinen oft beides für gleich bedeutend zu halten, oder wenn sie mit ersterm

anfingen, mit letztem zu endigen. Die Anſicht von Corfu Nr. 518 (48 Carol.) iſt immer eins der reizendſten Stückchen von der alten griechiſchen Leier, die Rottmann mit ſolcher Virtuoſität zu ſpielen wußt; aber wie gefudelt der ganze Vordergrund. Ob man in Nr. 519 (18 Carol.) eine Gegend aus der römiſchen Campagna wieder erkennt, vermag ich nicht zu beurtheilen, aber ganz gewiß iſt, daß man auf den erſten Blick eine Gegend Rottmann's darin wieder erkennt; es iſt unmöglich zu irren. Das nennt man ja wohl mit höflichem Ausdruck eine Manierweiſe. Gibt es einen Wahn der Welt der Landſchaftsmalerei, ſo könnte man nach dieſen und ähnlichen Proben Rottmann dafür halten. Ich glaube allerdings, daß die Kunſt den jungen Bäten der Natur lecken darf, in ſo weit dies die Entwickelung ſeiner natürlichen Gliedmaßen fördert: aber ich möchte nicht gern die Spuren des Beleckens noch an ihm ſehen.

Wenn ich die bisher betrachteten Landſchaften, welche uns die Natur in ruhigen Gleichgewichtsverhältniſſen darſtellen, als ſolche bezeichne, welche uns Charaktere der Natur anſchaulich machen, ſo möchte ich dagegen andere, welche uns Stürme und Sturmfluthen, Beleuchtungen, die aus den gewöhnlichen Verhältniſſen heraustreten, ſelbſt bleibende Scenen mit einer Enormität nach einer gewiſſen Richtung, zeigen, als ſolche bezeichnen, welche uns Leidenſchaften derſelben darſtellen. Inzwiſchen will ich dieß nicht eigentlich verſtanden wiſſen, denn im Grunde kann ich doch nur das Leben in der Landſchaft anerkennen, was unſer Geiſt hinein trägt; und wenn die Natur, was ich in gewiſſem Sinne nicht bezweifle, ein ſelbſtſtändiges Leben hat, halte ich es doch für ein

anders, als das, was uns aus der Landschaft anspricht. Ich glaube auch, daß in dieser Beziehung kein Unterschied zwischen gemalten und wirklichen Landschaften Statt findet, und vermöchte mich überhaupt über diesen ganzen Gegenstand nicht mit den Ansichten eines geistreichen Forschers zu verständigen, der freilich den großen Vorzug vor mir voraus hat, selbst Künstler in diesem Fache zu sein.

Es sei mir erlaubt, hier kurz einzuschalten, wie ich mir die Entstehung unserer landschaftlichen Gefühle denke. Sehe ich in einer Landschaft beispielsweise einen See, so fällt mir Alles ein, was ich je auf und an dem See erfahren habe, oder wovon ich lebendig im Bewußtsein trage, daß es andere darauf und daran erfahren haben: das Baden darin, das Schiffen darauf, die kühle Luft am See, das Spiegeln von Sonne, Mond und Bergen darin; daß er so gar weit und tief, jetzt glatt und ruhig, dann wieder stürmisch und gefährlich ist; dann fällt mir Anderes ein, was auch weit und tief, bald ruhig, bald stürmisch ist, selbst in geistige Gebiete hinein: Gedanken, unzählige, durch lebendigen Wechselverkehr mit dem See früher erzeugt, plätschern darin wie die Fischer; singen im Walde wie die Vögel; murmeln im Bache wie die Wellen; jedes lockt lebendig die Seite meines Lebens hervor, die selbst lebendig irgend wie darin eingriff, oder bildlich sich ihm verglich; der Wald die Jagd, den Schatten, die Kühle, die Frische, das Geheimniß; der Bach das Wandeln durch Blumen, die Reinheit, die Regsamkeit, den besinnlosen Trieb, brechend das Himmlische, sich brechend am Irdischen. Ich sage, das fällt mir Alles ein: nein, es will mir

einfallen; alle Gedanken wollen zugleich hervor; einer drängt den andern, es kommt zu keinem, wenn ich ihm nicht selbst helfe, nicht selbst plätschere, singe und murmele; aber dieser gemeinsame Drang von einer gewissen Gruppe von Gedanken, in der noch keiner oder nur immer einer auf einmal zum bestimmten Bewußtsein kommt, ist nun das Gefühl, was die Landschaft weckt, schon ihren einzelnen Elementen nach, und reicher in ihrer Totalität; anders bei Jedem, nach Maßgabe als jedes Leben und Sinn ihn anders in Berührung gebracht mit diesen Elementen. Denn das Gefühl, was wir heute dabei haben, ist nur das in Eins gefaßte aller der Gefühle, die wir durch lebendigen Umgang, bewußte oder unbewußte Vergleiche je einzeln daraus geschöpft haben*). Und wie sich nun die einzelnen Elemente in

*) Man kann einwenden, daß dann die, welche z. B. zwischen Berg und See lebt gelebt haben, ein reicheres Gefühl bei einer bergigen Landschaft haben müßten, als die, welche das erstemal dazu treten, wovon doch das Umgekehrte der Fall zu sein scheint. Gewöhnlich, wer noch nie See oder Berg sah, wird beim ersten Anblick am meisten davon ergriffen. Das aber kommt so: [illegible] Aber hat doch Gelegenheiten gemacht und Worte gebildet und Zeichen und dem Gleichen; jetzt auch Erfahrungen, welche ihn lehren, wie die Wirkungen der Dinge wachsen und sich ändern mit ihren Gründen. Tritt er nun das erstemal zu dem unabsehbar erweiterten Teiche, zu dem unermeßlich erweiterten Hügel, so ist in der Veranlassung, seine früheren beschränkten Gefühlsmassen anzuschießen, schon eine der wirksamsten Anregungs- und Verbindungsmittel seines Gefühls gegeben. Wer immer zwischen See und Berg lebt, bei dem lebt die Gewohnheit den ganzen Komplex von Vorstellungen, die sich daran knüpfen können, in einen Klumpen zusammen geballt zu haben, es findet gar kein Drang derselben mehr Statt, hervor zu treten und hiermit hört das Gefühl auf; aber für den, der das frühere Klein-, Wechselleben, jetzt zum erstenmal auch vor sich sieht, wird bald von hinzu tretende Vorstellung der Größe ein wirksames Ferment, welches diesen Massen zum modifizirenden und lebendigen Gefühl aufladen läßt. Was hier das hinzutretende Element der Größe thut, kann in andern Fällen ein anderes ganz Element oder

der Landschaft zusammensetzen und wechselseitig bestimmen, so in uns die diesen Elementen entsprechenden Gefühle, freilich nicht nach einem todten Mechanismus, sondern nach der Regel eines Parallelogramms lebendiger Kräfte. Und eben deshalb, weil jedes solcher Gefühle unendliches Sagbares auf einmal in sich enthält, im Grunde nur die aus Allem zusammen geflossene Resultante ist, ist es selber unsagbar: wir können es in seine einzelnen ursprünglichen Elemente zerlegen, zu seinen Wurzeln verfolgen, aber hiermit zerstören wir es zugleich. Ein Gedanke quillt nach dem andern daraus hervor, geleckt theils durch den vorhergehenden, an dem er hing, theils gezogen durch unsern leitenden Grundgedanken; aber nicht die einzelnen Gedanken bilden das Gefühl, wenn schon sie zur Charakterisirung desselben dienen können, sondern das Ei, was sie alle im Gemüth zusammenfaßt, unentwickelt und dennoch mit der Triebkraft zur Entwickelung ihrer aller.

Was nun auf uns im Naturzusammenhange gewirkt hat oder vernünftiglich nach gegebenen Analogieen auf uns wirken kann, das weckt uns auch Gefühle, die sich selbst in einem umfassendern Gefühle zusammenfassen können; was wir aber künstlich, ohne natürliches Band, äußerlich zusammen bringen wollen, das fällt auch im Gefühl für uns auf einander; denn es fehlen uns

eine andere Gemüthsstimmung beleben. Hätte aber der Mensch noch nichts in sich von seinem früheren Leben, was er beim Anblick einer neuen Landschaft dichtend über sie ausgießen könnte, so würde die Landschaft wirkungslos auf ihn sein, ihm nicht mehr gewähren, als irgend ein mit Farben unterschiedlich gemalter Teppich, den man vor ihm ausbreitet.

der geiſtigen Verknüpfungsglieder, wenn uns die natürlichen fehlen, die ihre Quelle ſind. Daher knüpft ſich der ſchroffſte Gegenſatz in uns zum ſchönſten Bunde zuſammen, wenn die Natur ſelbſt unſer Leben zwiſchen ihn ſtellte, ſo daß es ſeine Wurzeln dorthin und dahin trieb. Wie lacht uns z. B. der flache, klare, ruhige See am ſteilen, rauhen, nebligen Felſen an! Aber was die Natur für uns nicht affectirte, vermögen wir auch im Gefühl nicht mehr zu affectiren und ſchiene es ſelbſt noch ſo verwandt; wer möchte den ſcharfen, blauen, kahlen, italieniſchen Gebirgszug auf derſelben Landſchaft vertragen mit den ſtumpfen grün bewachſenen Aufblähungen des Harzes oder Thüringer Waldes. Ja ſogar in dem, was wir in der Natur wirklich ſchauen, fällt Alles für unſer Gefühl aus einander, was nicht wenigſtens in analoger Combination den Zuſammenhang ſeiner Wirkungen früher auf uns lebendig geltend gemacht hat, und ſo gibt es, bei der unendlichen Mannichfaltigkeit der Natur, in faſt jeder neuen Landſchaft, die uns die Wirklichkeit darbietet, für uns dergleichen, was ſich im Gefühl nicht zuſammen knüpfen will. Solche Landſchaften legen nicht Ein Ei in unſer Gefühls-Neſt, ſondern eine Menge Eier, und was ausſchlecht, hängt nicht wie die verträglichen Gliedmaßen eines Leibes zuſammen, ſondern es iſt eine Heerde, die ſich leicht um das Futter beißt.

Warum nun afficirt uns eine gemalte Landſchaft anders als eine wirkliche und warum mag doch der Künſtler ſo manche Landſchaft, die uns in der Natur gar wohl behagt, nicht oder nur mit Veränderungen, Ausſchließungen u. ſ. w. malen? Ich ſuche den Grund in Folgendem: In der wirklichen Landſchaft habe ich nicht

blos das Silberband der Quelle, sondern auch ihr Glitzern und Plätschern, nicht blos den Wald, sondern auch das Rauschen darin, nicht blos den Vogel auf dem Baume, sondern auch seinen Gesang und Flug, nicht blos die Wärme oder Frische der oberflächlichen Farbe, sondern auch der ganzen Tiefe der Luft; da ist ein Kommen und Gehen, ein Weben und Wogen; die Sonne wandelt, und jedes Licht, jeder Schatten geht weiter, der Nebel wälzt sich, der Rauch fliegt. Die wirkliche Landschaft ist „nicht blos ein Brett vor dem Kopfe wie die gemalte, sondern ein Bad, in das unser Auge, unser ganzer Leib eingetaucht ist; nicht blos stumme Malerei, sondern Concert, Gymnastik, ein Zusammenspiel von allen Elementen der Sinne, an denen wir selber Antheil haben. Was gibt uns die gemalte Landschaft von allem diesen? Sie fixirt nur einen einzigen Moment, von diesem Moment blos das Sichtbare, von diesem Sichtbaren blos ein Stück, was sie uns auf einem Stückchen Leinwand zwischen Tischen und Stühlen vorhält; wir dürfen uns weder umsehen, noch streng genommen das Auge verrücken; und dies Stück endlich noch sehr unvollkommen: denn das Plastische kann die Malerei doch nicht erreichen, wir müssen erst die Hand hohl machen, damit uns die Landschaft nur etwas erhaben dünkte. In der That, es wäre nicht der Mühe werth, eine Landschaft zu malen, wenn nicht einerseits sich unser Geist gewöhnte, alles, was dabei wegbleiben muß, associirend zu ergänzen, was doch aber im glücklichsten Falle nur ein Schatten des Wirklichen, ja man möchte sagen oft ein Schatten des Schattens wird; denn was ist der gedachte Gesang der gedachten Nachtigall viel mehr? — wenn nicht

zweitens und der Vortheil durch solche Darstellung entstünde, dauernd und an jedem Orte das doch von einer Seite erblicken zu können, was wir ganz sonst nie erblicken würden; und wenn nicht endlich drittens sich die gemalte Landschaft einen innern Vorzug vor der wirklichen zu sichern wüßte: die Zusammenstimmung ihrer verschiedenen Theile zu einem und demselben Gefühle, und zwar, in sofern die Wahl der Combinationen frei steht, zu einem nicht werthlosen Gefühle. Die wirkliche Natur ist so reich, so groß, daß wir ihr ihren Mangel an Einheit wohl verzeihen; schließt sich auch in einer Gegend nicht Alles für uns zu demselben Eindruck, so halten wir uns an die Einzelnheiten; sondern uns diese oder jene Partie heraus, wie wir uns in einer Gesellschaft lebender Personen, auch wenn die Unterhaltung nicht allgemein ist, doch sehr gut mit Einzelnen und nach einander gut mit Allen unterhalten können; und die größere individuelle Lebendigkeit, mit der jedes Einzelne oder die einzelnen Combinationen des Einzelnen wirken, ist uns ein Ersatz für die geringere oder fehlende Lebendigkeit, mit der das Ganze wirkt. In der wirklichen Landschaft kann ich eine Viertelstunde unter einem Baume sitzen, auf dem eine Nachtigall schlägt; der Abend ist lau, der Himmel vor mir golden, ich höre in diesem Augenblicke nichts als die Nachtigall, verfolge das Spiel der Sonne mit den Wolken und genieße die schöne Luft, da habe ich mein Bild aus Tönen, Farben und Luft; stimmt das Uebrige nicht damit zusammen, so sehe ich es nicht. Aber sitzt die Nachtigall in der gemalten Abend-Landschaft auf dem Baume, so kann ich mich nicht eine Viertelstunde mit ihr und dem Abendhimmel allein unterhalten, ich muß Alles zusammen

nehmen, was in der Landschaft ist, um mich zu unterhalten, und so verlange ich, daß hier alles Sichtbare mit dem, was sich zunächst daran affectirt, für sich allein schon zu einem gewissen Gesammt-Eindruck zusammen stimme. Dies der Grund, weshalb Landschafts-Maler nicht Alles, was uns schön in der Natur dünkt, auch für ihre Darstellung brauchen können. Wollten sie den genannten Vortheil der innern Einstimmung von alle dem, was wir sehen, auch fahren lassen, nachdem sie schon so viel haben fahren lassen müssen, so wäre ihr Werk in jeder Hinsicht geringer, als die wirkliche Landschaft, so aber gibt es uns doch in einer Hinsicht etwas Werthvolleres.

Um wieder auf die Sache einzulenken, so scheint es mir, daß Landschaften, die ich als leidenschaftliche bezeichnet habe, eine gefährliche Klippe für Maler sind. Indem sie die Mittel steigern wollen, durch welche sie gewohnt sind, Eindruck auf uns zu zu machen, verfehlen sie denselben leicht ganz und gar. Von einem Messer, das man zu scharf machen will, legt sich die Schneide um. Es kann alles, was in solchen Landschaften vorkommt, wahr sein, aber auch Verrenkungen und Verzerrungen des Menschen können wahr sein, und wir malen sie doch nicht, nennen sie unnatürlich, nicht weil sie aus der Natur überhaupt, sondern weil sie aus der Normal-Natur treten, welche selbst dem Ausdruck der Leidenschaften ihr Maß vorgeschrieben hat. Im Landschaftlichen freilich scheint es keine Normal-Natur zu geben, aber eben da ist es, an der sich unsre Anschauung gebildet hat. Sehen wir etwas, was gar zu sehr hiervon abweicht, so scheint uns entweder der Maler aus den Schranken der Natur oder die Natur aus

ihren eigenen Schranken getreten; und eins ist so schlimm als das andere, denn ersten Falls glauben wir nicht mehr, was wir sehen, und nur der Glaube gebiert das Gefühl, letztern Falls sagen wir uns: die Kunst könnte etwas besseres thun, als die Momente fixiren, wo die Natur ihrer selbst vergißt; den reinen Ausdruck ihres Wesens möchte ich lieber von ihr sehen. Es mag wahr sein, was ich sehe, aber nicht das zufällig Wahre will ich sehen, sondern das, was wahr ist im Wesen und Grunde der Sache selbst. Die Pyramide soll auf ihrer Basis ruhen, wenn ich mich ihres Maaßes und ihrer Größe vor ihr stehend ruhig freuen soll. Es ist auch eine Wahrheit, daß sie auf ihrer Spitze balancirt kann; es giebt sogar Naturkräfte, unter deren Einfluß es möglich ist; aber ich werde über Hals und Kopf davon laufen, wenn sie mir etwa jemand in dieser Lage sehen lassen wollte.

Zuweilen freilich kann es an uns liegen, daß wir für ungewöhnlich halten, was blos für die Verhältnisse, in denen wir geboren und erzogen sind, ungewöhnlich ist. Z. B. wer stets um 8 Uhr aufstand, wird jede Szene, wie sie die Sonne im Sommer täglich um 4 oder 5 Uhr früh hervorbringt, ungewöhnlich finden müssen. Und dann urtheilt er wohl am besten nicht über die Darstellung solcher Scenen. Von Darstellungen aus fremden Klimaten, wo Natur und Himmel ganz andere Physiognomien gewinnen, scheint Gleiches zu gelten. Das dunkle Blau der südlichen Landschaften scheint Vielen übertrieben. Sie haben es nicht gesehen. Was für Scenen mögen Wasser und Himmel oft auf dem Meere mit einander spielen. Kann man es beurtheilen, wenn man nie auf dem Meere war? Inzwischen

geben uns doch hierbei die vorhandenen Kunstwerke einigen, wenn auch ungenügenden, Anhalt.

Ich glaube gern, daß Nr. 2, das Seestück nach Sonnenuntergang, von Achenbach in Düsseldorf (20 Friedrichsdor), naturgemäß ist; aber ich kann mich an diesem grellen Effect der Natur nicht erbauen, den noch zu vermehren der Maler alles gethan hat, was in seinen Kräften stand. Fast schwarze Wogen, worin Trümmer eines gestrandeten Schiffes theils schwimmen, theils festsitzend über das Wasser hervorragen (ist es Zufall, daß der hervorragende Theil fast kreuzförmig gestaltet ist?), füllen die untere Hälfte, den Vorgrund des ganzen Gemäldes aus. Darüber liegt auf der einen Seite ein grauer Wolkenabriß, gegenüber ragt eine dunkle Felsklippe aus dem Wasser hervor; eine furchterliche Scherc, ein unheilschwangerer Bund; das Wetter aus jenem trieb dieser ihre Beute zu. Der gelbe Himmel darüber sticht schneidend ab gegen das Dunkel unten. Zerstreut flatternde Seevögel fliegen darüber, als wären es die Seelen der Ertrunkenen, die noch nicht von dem Wrack des Irdischen lassen können. Es ist eine Friedrich'sche Idee. Ein zerstörtes, ödes, irdisches Dasein und ein Himmel, der erbarmungslos darüber glänzt. Sonst leuchtet er versöhnend in das Dunkel, hier nur höhnend mit gelbem Lichte über dem Dunkel.

Mehrere andere Landschaften, welche, weil sie das Ungewöhnliche gesucht haben, uns eben auch gesucht oder gar unwahr scheinen, will ich hier gar nicht erwähnen; da zum Theil zweifelhaft scheint, ob der ungewöhnliche Effect nicht vielmehr nur von

der ungewöhnlichen Malerei deſſen, was vielleicht ſehr gewöhnlich iſt, genießt. Aber folgende zwei will ich nicht übergehen.

Nr. 65. Einblick in einen Urwald in Calabrien bei Stilo, von A. F. Elſaſſer in Rom (600 Thaler). Wenn dieſe Landſchaft Naturwahrheit hat, wie ich nicht bezweifle, ſo hat ſie auch ein werthvolles Intereſſe; wo nicht, ſo hätte ſie nicht verdient gemalt zu werden; denn der Werth ihres Intereſſes kann bloß in ihrer Wahrheit liegen. Man ſieht hier die üppigſte Triebkraft junger Vegetation, vermiſcht mit modernden alten Stämmen; junges Leben mit Leichen; die Kraft hochgewachſener Bäume erliegend dem Fraß des Ungeziefers der Schmarotzerpflanzen; ein wüſtes unklares Treiben der Natur, intereſſant durch ſeine Ungebundenheit; aber unbefriedigend durch das Gefühl, das uns verbleibt, daß derſelbe Moder, welcher den Anfang und die Wurzel des Lebens enthält, auch wieder ihr Ziel iſt. Nirgends Zweck und Sammlung. Die Sonne ſcheint hell in das Chaos, und ihr liederlich ſich darin zerſtreuendes Licht trägt dazu bei, den Eindruck zu verſtärken, daß hier Alles, ſelbſt das, was von Oben kommt, einem rohen Naturwalten unterthan iſt. Himmel und Berge im Hintergrunde ſind übrigens Theaterdecorationen etwas ähnlich, ja das Ganze hat einen theatralischen Anſtrich. Ich würde dieſes Gemälde am liebſten in einem naturhiſtoriſchen Muſeum aufhängen, wenn es denn doch keine beſonderen Galerien gäbe, welche Tableaux ſammelten, die uns die Geſchichte und Charaktere der Natur in den für uns bedeutendſten Zügen ſchilderten.

Der Licht-Effect in diesem Gemälde ist beabsichtigt, doch Nebensache. Hauptsache dagegen ist er in dem Gemälde Nr. 322, Waldeinsamkeit, von J. W. Schirmer in Düsseldorf (65 Friedrichsder). Es ist eine Waldgegend, die in dem dunkeln Vordergrunde hochgewachsene Stämme auf steinigem Erdreiche mit etwas Wasser und Wild zeigt, während der Hintergrund durch die hineinscheinende Sonne grell und massenhaft vergoldet ist. Der ganze Vordergrund mit seinen Bäumen, Steinen, Moosen u. s. w. ist, so weit er dunkel, von einer bewundernswürdigen Naturwahrheit, und kommt mir gegen den Hintergrund vor, wie ein Parterre mit wirklichen Leuten gegen ein helles Theater, wo die Helden der Scene in einem künstlichen Lichtglanze auftreten. Ich weiß beides nicht zu einem behaglichen Eindrucke zu vereinigen.

Ein ähnliches Thema, obwohl in ganz anderer Auffassung, hat Lessing in Düsseldorf in einem kleinen Gemälde behandelt: Nr. 200, der ruhende Jäger unter alten Eichen. Die Sonne scheint auch hier zwischen die Bäume, aber von der Seite herein, gegen eine kleine Lache zu und nicht grell und blendend, sondern nur hell, erquicklich und tröstlich. Man kann sich, wenn man will, an diesem Gemälde wirklich erbauen. Man versetze sich selber hinein; es wird uns immer grüner und gemüthlicher in der Waldes-Einsamkeit und Stille; der leise Sonnenblick dazwischen fährt uns nicht an, wie der Schein aus Schirmer's Bilde, er fängt erst allmälig an zu leuchten, dann zu wärmen, es geben uns allerlei Blumen und Bilder dabei auf sinnig, aber wenn wir wollen, philosophisch: wie das Höhere

ins einfache gemüthliche irdische Leben hineinscheint; wie es in den verborgensten Winkel des natürlichen Sinnes noch seinen Weg findet; bei jedem anders, immer neu. So ist es ja mit jedem wahrhaft aus dem Leben der Natur gegriffenen Werke; was es hergiebt, ist unerschöpflich. Ich möchte aber das Bildchen doch nicht bedeutend nennen. Es ist hiermit wie mit den Wundern. Reflectiren wir darauf, so ist jedes Ding ein Wunder; um ein Wunder zu heißen, muß es selbst die Kraft haben, uns zur Reflexion zu nöthigen. Wir gehen aber gar zu oft bei solchen Sonnenblicken durch Waldesgrün vorbei, als daß sich ihre Wirkung nicht abgestumpft haben sollte. Was wir alle Tage thun könnten, thun wir keinen Tag. Wie das zu Ungewöhnliche so verfehlt auch das zu Gewöhnliche seine Wirkung auf uns. Inzwischen ist doch das Gewöhnliche hier so hübsch zusammengefaßt, daß wir uns recht wohl einmal bei dieser Gelegenheit auf den Baumstamm setzen könnten, und die Gelegenheit benutzen, dasjenige auszudeuten, was wir so oft in der Zerstreuung, in der wir oder die Natur ist, nicht der Ausbeute werth zu halten pflegen. Wenn nur nicht der fatale Jäger auf dem Baumstamme säße. Es scheint zwar ein ganz gemüthlicher Mann zu sein; es wäre auch für uns Zwei Platz auf dem Baumstamme; aber wie er die Waldeseinsamkeit einsam genießen möchte, möchte ich es auch. Ei, sagt Lessing, so fahre doch in den Jäger, dazu sitzt er ja da, daß du gleich den rechten Fleck triffst, woraus dir das Ganze am besten einleuchtet. — Ich wollte aber lieber, Lessing hätte gleich einen Wegweiser hingestellt, der mit dem ausgestreckten Finger auf den Sonnenschein hinweist, wenn er

glaubt, ich finde ihn nicht selber. — Was soll ich in dem Jägersmann; nicht seinen Gedanken, meinen Gedanken will ich im Bilde nachhängen; jeder hat in der Waldeseinsamkeit seine eigenen Gedanken.

Andern mag es anders geben, aber dieser Jäger stört mich. Der Titel des Gemäldes scheint freilich zu zeigen, daß er das Motiv dazu hergegeben hat; aber man braucht ja doch das Gemälde nur anzusehen, um zu wissen, daß hier der Jäger der Landschaft wegen da ist, nicht umgekehrt. Dieser Jäger ergänzt mir aber die Landschaft nicht: er wiederholt sie in einer gewissen Weise; er sagt mir vor, worauf ich dabei zu reflectiren habe. Zudem lobe ich einen Jäger lieber über die Fährte des Wildes, als über den Sonnenschein im Walde, der ihm doch wohl noch gleichgültiger als uns sein mag, nachdenklich. Geht er mit seiner Flinte durch den Wald, und sieht man's ihm an, daß er an nichts denkt, als was der Wald eben für den Jäger ist, so ist es der rechte Jäger für die Landschaft, der in sie gehört, wie der Baum und das Reh selber. Lessing hat uns einen allgemeinen Menschen im Jägerrocke hineingesetzt.

Will man sehen, was für ein Unterschied zwischen einem Menschen, der ein Spiegel und der ein Stück der Landschaft ist, Statt findet, so vergleiche man mit vorigem Bilde die Landschaft Nr. 378, der Fischfang im Winter, von Wickenberg in Paris (im Privatbesitz). Der alte Fischer, der da sitzt, scheint auch nachdenklich; aber er denkt nicht über die Leere und Oede der Eisfläche, die sich vor ihm ausbreitet, nach; alle tiefsinnigen Betrachtungen, die sich etwa darüber machen

laſſen, überläßt er uns oder einem Düſſeldorfer zu machen. Sein Sinn iſt gefangen in dem Eisloche, in dem er die Fiſche fängt; auch ſeine Kinder, ſein Hund ſelber paſſen auf nichts, als auf die Fiſche, die da herauskommen werden, nicht neugierig, denn es iſt, was ſie täglich ſehen; aber es iſt eben weiter nichts anderes da, wonach ſie ſehen ſollten. Es iſt der Zuſtand ſchwebend zwiſchen Denken und Nichtsdenken, wo ein paar Gedanken ihren Kreislauf immer von Neuem in uns machen, der ſich in den Mienen ausſpricht, ein Zuſtand, in den ja ſelbſt wir gerathen, wenn wir angeln oder dem Angeln zuſehen, hier noch geſteigert durch die fleiſchmachende Wirkung, welche die Kälte und Monotonie der Umgebung auf den Gedankengang zu haben pflegt. Beim Alten trägt ſogar das Pfeifchen das Seine dazu bei. Was die Natur ſelber an das Waſſer, den Winter, von Menſchen und menſchlicher Thätigkeit geknüpft hat, ſehen wir in dieſer Scene; es wird uns winterlich zu Muthe durchweg, und doch iſt es nicht die Troſtloſigkeit des Winters, die uns dabei befällt; denn wie viel iſt doch dabei, was den Winter verſöhnt: die grobe, aber gut verhüllende Kleidung, der Nahrungsquell, der durch das Eis ſelber durchgebrochen iſt, die Flaſche beiſeit im Korbe, die kräftige, gedrungene Conſtitution, die er an denen hervorgebracht hat, die ſich ihm ausſetzen; die Genügſamkeit im Geiſtigen und Sinnlichen, die ſich in ihrer ganzen Erſcheinung ausſpricht und Alle hier um das enge Loch im Eiſe verſammelt hält; der ſchöne glatte Spiegel des Eiſes ſelbſt; der Wagen, der ſicher fährt, wo ſonſt Kähne unſicher ſchwankten; das Alles zuſammen läßt uns nicht unbehaglich zu Muthe werden. Viel-

mehr iſt gerade dieſe Landſchaft durch ihre Naturtreue und Gemüthlichkeit diejenige, die wohl am allgemeinſten und ganz ohne Ausnahme angeſprochen hat.

Einen Gegenſatz in dieſem Bezuge bildet damit die nicht weit davon hängende Winterlandſchaft von Scheuren, Nr. 289 (im Privatbeſitz): nackter Wald mit Schnee; die gemüthliche Staffage darin Aas, Wolf und Raben; die Bäume ſelber ſcheinen zu krächzen; es iſt der Winter in ſeiner häßlichſten Stimmung. Aber dieſe Stimmung iſt doch wieder ganz individuell und wahr.

Es ſind noch mehrere Winterlandſchaften da, aber ſie waren ſchon auf der vorigen und vielen andern Ausſtellungen; was ſoll ich ſie beſprechen. Es iſt wahr, der Baum mit kahlen Aeſten, der damals hinter dem Hauſe ſtand, ſteht jetzt vielleicht vor dem Hauſe; die Schlittſchuhläufer, die damals links liefen, laufen diesmal etwa rechts; aber was ändert das. Blos den frierenden Jungen vermiſſe ich diesmal, der ſonſt in dergleichen Winterlandſchaften angeſtellt zu ſein pflegt, und einmal ein Holzbündel trägt, das anderemal die Hände in die Hoſen ſteckt. Wahrſcheinlich hat er auf andern Ausſtellungen zu thun, und kommt erſt das nächſtemal wieder.

Noch eine Landſchaft, die wegen der Art, wie ſich das menſchliche Leben und Treiben mit dem der Natur verbindet, Intereſſe hat, will ich noch erwähnen: Nr. 355, Gegend in Savoyen, von Watelet in Paris (im Privatbeſitz), obſchon ſie für den erſten Anblick wegen der Zerſtückelung, die ſie im Ganzen darzubieten ſcheint, keinen angenehmen Eindruck macht. Es ſind

Häuſer, an einem Bache zwiſchen Bergen eingebaut, meiſt Holzhäuſer; darin ſcheint ein Volk zu wohnen, daß Gott einen guten Mann ſein läßt; denn ſo lange die Häuſer ſtehen, iſt nie etwas daran reparirt worden; das Holz liegt dabei, aber man nimmt ſich nicht die Mühe, die ausgefaulten Bretter am Giebel zu erſetzen; der Balken, der aus der Brücke über den Bach morſch herausgebrochen iſt, iſt nun der Länge der Brücke nach gelegt, ſo daß er einen Steg über den Spalt der Brücke bildet, den er vorher als querer ausfüllte; kein Stein iſt aus dem Wege geräumt, den die Leute täglich zu gehen haben; dabei tragen ſie doch bunte Röcke und Weſten; gewiß, dieſe Leute ſind dabei, wenn es gilt, zu tanzen und zu ſingen; nur ihre Häuſer und Brücken mögen ſie nicht repariren.

Als ſchöne große Landſchaften, werth prächtige Zimmer zu ſchmücken, die uns erfreuen durch ihre Mannichfaltigkeit, in der ſich das Auge ergehen kann, ohne ſich doch zerſtreut zu fühlen, will ich noch kurz erwähnen: Nr. 48, **Anſicht des Thals von Roveredo, von J. Ph. L. Coignet in Paris** (250 Friedrichsd'or), und Nr. 129, **Kloſter Baumburg an der Alz, von Haushofer in München** (45 Carolin).

Sechster Artikel.

Es wäre wohl kein übler Vorschlag, bei den Ausstellungen der Kunstvereine ein Buch auszulegen, in welches jeder der Besuchenden einzeichnete, welche Gemälde unter den vorhandenen er für sich wählen würde, wenn ihm die Wahl überlassen bliebe. Ich sage nicht gerade, daß nun die Anzahl der Stimmen auch bestimmt über die Wahl zur Verlosung entscheiden sollte, obschon im Grunde dies doch der beste Weg sein müßte, den Geschmack des Publikums zufrieden zu stellen; aber man könnte schätzbare Fingerzeige daraus über diesen Geschmack des Publikums erhalten, der oft ein anderer, zum Theil wahrscheinlich ein schlechterer, zum Theil ein besserer, als der der eigentlichen Kenner sein möchte. Was mir Grund giebt, letztere Vermuthung nicht ganz auszuschließen, will ich hier nicht näher detailliren. Den Geschmack des Publikums aber zu kennen, müßte nach meiner Meinung nicht unwichtig sein für die, welche die Kost für dasselbe zu wählen haben.

Ich will hier selber mein Verzeichniß einreichen, und weil ich den Platz für mich allein benutzen kann, Einiges von Motiven hinzufügen. Jeder wird andere Motive als ich haben, und hiernach anderes wählen und wählen müssen, wenn er verständig wählt. Die Kunst soll darum individuell sein, um für alle Individualitäten zu sorgen; es kommt nur darauf an, daß weder die Individualität, noch die Sorge für sie eine schlechte sei. Aber eben darum kann nicht jeder jedes haben wollen, es wäre denn, daß er die Absicht hätte, ein Magazin nicht blos für sich, sondern für alle anzulegen. Dann hat er darauf zu sehen, doch nichts aufzunehmen, was werthlos für jeden ist, was keiner selber haben möchte.

Was bestimmt im Grunde den Werth eines Kunstwerkes? Meines Erachtens zunächst ein Product aus zwei Factoren, dem Werthe der Idee und dem Werthe der Ausführung. Ein Gemälde, wunderschön gemalt, dessen Idee doch für Niemand Werth hat, ist, seinem Totalwerthe nach betrachtet, eine sehr große Zahl mit Null multiplicirt. Ein Gemälde, dessen Idee hohe geistige Bedeutung für uns hätte, dessen Darstellungsweise aber so unvollkommen wäre, daß uns die Idee dadurch gar nicht zur rechten Erscheinung käme, gäbe ein Product, das nicht minder null wäre, nur durch ein umgekehrtes Verhältniß beider Factoren. In beiden Fällen verschwindet der Werth der lebendigen Wirkung, die ich als Maß des Werthes der Ursache ansehe. Es giebt Fälle, wo einer von beiden Factoren negativ wird; dann wird das Ganze häßlich, mag auch der andere Factor schön sein. Das Volk des großen Publikums pflegt mehr auf den einen,

das Volk der Künstler und Kenner mehr auf den andern Factor zu reflectiren. Will man im Ganzen messen, so kann man es immer nur nach dem richtigen Product beider Factoren; inzwischen hängt die Größe jedes Factors für uns nicht allein von den objectiven Bedingungen der Idee und Darstellung, sondern auch von dem subjectiven Werth, den erstere gerade für uns hat, und der subjectiven Kenntniß, die wir von den Erfordernissen einer guten Darstellung haben, ab. Dieß weiter zu detailliren, ist hier nicht Zeit und Ort; doch schien es nützlich, den allgemeinen Gesichtspunkt anzudeuten.

Ich bin ein Privatmann, der in einer beschränkten Wohnung lebt. In meine Zimmer passen keine nur einigermaßen großen Gemälde. Zwar kann eine kleine Wand immer noch ein ziemlich großes Gemälde aufnehmen, aber es müssen nicht Sopha's, Pianoforte's, Kommoden und Etageren dann noch den Raum damit so theilen wollen, daß es sich ängstlich zwischen ihnen zu drücken scheint. Ein Kunstwerk verlangt überhaupt seinen Platz und ist wählerisch in Betreff seiner Nachbarschaft; es hat gern alle andern Dinge drei Schritte vom Leibe, sogar seines Gleichen. Kleine zwar, welche als Kinder einer Idee zusammen geboren und erzogen sind, läßt man gern zusammen spielen; aber große wollen jedenfalls ihren eignen Hof haben; und wenn sie ihn zum Spielplatz der Kleinen hingeben, so doch nur für die eignen oder verwandten Kinder; und eben nur zum Spielplatz, nicht zum Arbeitsplatz. Es nimmt sich nicht gut aus, wenn der Palast der Kunst unmittelbar eingebaut ist in die Hütten und Fabriken der Nothwendigkeit. Die Kunst setzt die Nothwendig-

keit als so fertig gegründet und abgemacht voraus, daß sie über derselben emporsteigen und sie als Basis, welche ihr nicht Platz nimmt, sondern Platz gewährt, unter die Füße treten kann; sieht man sie selbst noch auf dem nackten Boden zwischen den trägen und schweren Lasten des Bedürfnisses sich ängstend, wie sie durchkomme, und ihnen ausweichend, um nicht zu stoßen und nicht gestoßen zu werden, so verliert sie nicht bloß ihre Würde, sondern auch ihre rechte Wirkung als Kunst. Manche freilich täfeln ihre Zimmer aus mit Gemälden, weil es sonst an Platz fehlt, alle aufzunehmen, die sie besitzen. Soll das Ganze eine Galerie vorstellen, so ist nichts dagegen zu sagen; man muß sich sogar freuen, wenn Privaten ihre beschränkten Räume dazu hergeben, soll aber das Zimmer noch andre Bestimmungen und die Kunst zugleich ihre eigentliche Bestimmung erfüllen, so wäre wohl viel dagegen zu sagen. Jedenfalls scheint mir, sollte man seine Wohnstube nicht zur Galerie machen wollen, und es ist gewiß, daß der, der es thut, nichts von der lebendigen Wirkung der Kunst weiß. Galerien sind Ställe, wo die Pferde in Reihe und Glied stehen und sich besehen, beurtheilen und behandeln lassen; aber nicht ihre Bestimmung erfüllen. Wer reiten kann und will, bringt sie auf eine einsame Bahn. Für das Geld, das man für ein Gemälde mehr ausgiebt, könnte man sich eine Stube mehr mieten; so hätte man 4 Wände mehr zu Gemälden und es wäre mir für mein Privatbedürfniß lieber, nun 4 Gemälde zu wenig, als schon eins zu viel zu haben. Die Kunst ist keine Tapete des Lebens; so sollte man auch ihre Werke nicht zur Tapete des Zimmers machen wollen. Meines Erachtens

können Gemälde bloß einen entsprechenden Platz in unserm Besitzthum in Anspruch nehmen, als die geistigen Bedürfnisse, die sie zu befriedigen haben, Platz in unserm wirklichen Leben einnehmen; das kann aber nicht mehr sein, als Blüten an einem Strauche, dem einen größeren Theil als Empfinden soll Handeln und Wissen in Anspruch nehmen; und wie die Blüten gern durch lange Stiele sich absondern von den Organen des Wachsthums, so sollen nun auch die Kunstwerke sich von den Werkzeugen des Wissens und Handelns in einiger Entfernung zu halten suchen, damit ihre Schönheit frei und herrlich über sie hervortrete. Unabweisliche Collisionen können freilich Ausnahmen bedingen. Unter den, zur Pariser Industrie-Ausstellung vom Jahr 1839 eingesandten, aber zurückgewiesenen Sachen befand sich u. a. eine Wasserige aus gebranntem Thon von einem Töpfer, die als Musik-Instrument, aber auch als Wasserkrug, je nach Gefallen, dienen sollte. Eine Stube, welche zugleich als Geige der Kunst und als Krug des gemeinen Bedürfnisses dienen soll, wird von der Kunstausstellung des Lebens eben so zurückgewiesen werden müssen.

Im Grunde kann ich selber keine Gemälde mehr brauchen; so viel [illegible] die Wände vertragen, ist da an Kupferstichen; aber ich würde doch gern einen oder den andern Kupferstich mit einem oder dem andern Gemälde vertauschen; nicht nur der Farben, sondern auch der Gegenstände wegen. Da mir aber nur kleine Bilder passen, so beschränkt sich meine Wahl unter den vorhandenen der Ausstellung. Unter den kleinen Bildern selbst interessirt mich bei den einen der Gegenstand oder seine Auffassung

nicht hinlänglich, bei andern würde er mich intereſſiren, aber die mangelhafte Ausführung verdirbt mir ihn. Ich entſcheide mich für folgende: Die Anbetung der Hirten von Steinbrück, der Organiſt von A. v. Bayer, das Innere des Doms in Chur von Demſelben, des Großvaters Schlaf v. A. Scheffer, der Großpapa von Ghebauere, das Dunkelſtündchen von Wagner, die Anſicht der Inſel Corfu von Rottmann.

Ich will jetzt ſetzen, daß meine Verhältniſſe ausgedehnter wären, daß mir zahlreichere und weitere Räume, Stuben, die minder mit Gegenſtänden des täglichen Lebensbedürfniſſes angefüllt wären, zu Gebote ſtänden, daß aber meine individuellen Neigungen dieſelben blieben, ſich nicht mit erweiterten und daß ich auch keine Galerie anlegen wollte, ſo würde ich mit den vorigen noch etwa die Wahl folgender verbinden: Die Copie der Moissonneurs nach Robert, der Fiſchfang im Winter von Wickenberg, der Schwanſee bei Hohenſchwangau von Heinlein, der Ammerſee von Grola, die Mühle im Walde von Schouren, Kloſter Baumburg an der Alp von Haneboſer, Stadt-Anſicht mit Auction von Verveer, Kirchgängerin von Blanc. Nicht ungern würde ich mir freilich auch noch manches andere ſchenken laſſen.

Hier hat man ein Verzeichniß, nach individuellen Neigungen entworfen, nicht nach dem Urtheil, was überhaupt das beſte iſt; ſondern nach der Empfindung, was für eine gewiſſe Perſon das beſte iſt, was ſie am liebſten um ſich haben möchte, was, wenn ſie es anſieht, ihr am dienlichſten ſein möchte, Stimmungen zu unterhalten oder zu erwecken, die ihr für ihre Verhältniſſe werthvoll ſind. Es iſt ein Verzeichniß, nach den beſchränkten

Neigungen Jemandes entwerfen, der von den meisten Verhältnissen des Lebens fern lebt; dem die Bedeutung, die sich daran knüpft, wenn auch bekannt doch nicht geläufig ist; der nicht unempfindlich ist für einen romantischen Reiz des Fernen und Fremden, und, wenn er das gelebte Land nicht selbst betreten kann, sich doch freut, es von fern in einem Bilde von Robert oder Rottmann zu sehen; der auch wohl einen gemüthlichen Reiz im Gewöhnlichen und Niedern zu erkennen weiß; dem aber ein Leben in freier Wechselwirkung mit Natur und Menschen, mit Flinten und Pferden, auf der See, unter hohen zackigen Felsen, unter Eis und Bären, unter Schleichhändlern, zu fern liegt, als daß er sich so leicht heimisch in den sich daran knüpfenden Vorstellungen fühlen könnte, und der daher manches Bild, das ihm an sich bedeutender scheint, doch gern denen überläßt, die bedeutendere Griffe in das Thun und Leiden des Lebens gethan oder davon erfahren haben.

Wozu aber trage ich alles dies vor? Wozu anders, als weil ich glaube, daß es jeder in seiner Art eben so machen sollte. Geschieht dieß aber wohl? Zum Theil ja, z. B. vom gemeinen Russen, vom Bauer; höher hinauf meist nur von denen, die doch Russen oder Bauern in der Kunst sind, mit der Rohheit des Gefühls noch die Natürlichkeit des Gefühls verbinden. In der That, der Russe hängt nichts in seiner Stube auf als ein Heiligenbild, wovon ihn der Inhalt erbaut, die grelle Farbe und der Goldgrund ergötzt; der Bauer kauft sich etwa das Porträt seines Landesvaters, ein Bild mit marschirenden Soldaten, oder mit irgend einer schön geputzten Frau, gleichviel, was sie vorstellen mögen, für ihn ein eben so idealer Gegenstand als höher hinauf eine

betende Römerin, eine Kirchgängerin: am liebſten ein Bild, das die größtmögliche Schönheit, die er nun eben faſſen kann, mit dem Vorzug verbindet, nur einen Groſchen zu koſten. Auch ein Paſtor, ein Muſiker, wenn ſie nur eben nichts von Kunſt verſtehen, werden ſich dasjenige von der Kunſt ausleſen, was ihnen am dienlichſten iſt, ein chriſtliches Bild, ein Porträt von Beethoven, Mozart, Paganini, außerdem noch das und jenes nach der individuellen Neigung. Wer aber nur eine leiſe Tinte von Kunſtgeſchmack hat, vergißt über der Frage, ob das Gemälde etwas taugt, bald ganz und gar die, ob es etwas für ihn taugt und wer gar keinen Geſchmack und auch keinen natürlichen Sinn hat, ſucht es dann entweder dem nachzuthun, bei dem er am Meiſten vom erſtern vorausſetzt, oder es gilt, was Hegel in ſeiner Aeſthetik (III. S. 88) mit ſeltener Klarheit darüber ſagt: „der Privatmann nimmt, was er kriegen kann.“ Das Blatt nach Heine, die Verbrecher in der Kirche, welches der Leipziger Kunſtverein nach der vorigen Ausſtellung in Stichdruck herausgab, iſt gewiß nur ein Blatt für die Mappe. Wie oft aber mag es unter Glas und Rahmen im Zimmer von Perſonen prangen, die, wenn man ſie fragte, weßhalb ſie es aufhingen, durchaus keinen andern Grund anzugeben wüßten, als: es ſei doch ein ſchönes Bild. Den Anblick, den ſie im Leben fliehen, oder wenn ſie ihn einmal gehabt, genug daran haben würden, laſſen ſie ſich von der Kunſt gefallen, während dieſe gerade das, was wir im Leben ſuchen und erſehnen und nicht erlangen oder feſthalten können, uns wenigſtens im Bilde ſchenken und fixiren ſoll, damit wir zu dem, was die Seele in ſich trägt, auch die Form bereit verfinden.

Hätte ich endlich die Abſicht, eine Galerie anzulegen, wo es

nicht drauf ankäme, für einen individuellen Geschmack zu sorgen, sondern dem allgemeinen Geschmack ein Gastmahl zu geben, so würde ich von vorstehend genannten Bildern Manches weglassen, theils weil die Berücksichtigung allgemeiner Bedürfnisse eine so vollständige Rücksicht auf die eines Einzelnen von selbst ausschliessen müsste, theils weil bei dem Wegfalle solcher individuellen Rücksichten nun die Rücksicht auf die Vollkommenheit der Ausführung sich noch stärker geltend machen müsste, zugleich auch Galerien dienen sollen, ein historisches und technisches Interesse an der Kunst zu befriedigen. Werke, welche in Auffassung und Ausführung Originalität mit Verdienst verbinden, welche charakteristisch sind für Künstler von Bedeutung oder für gerechtfertigte Kunstweisen, welche irgend etwas in sich enthalten, was ich nicht wieder so leicht in dieser Art würde finden können, und in denen keiner von beiden Factoren unter dem mittlern Werth steht, einer davon aber wenigstens sich über dem mittlern Werth befindet, vorzüglich zu berücksichtigen, stimmt ja wohl mit dem Princip überein, nach welchem gebildete Kenner bei Anlegung solcher Sammlungen verfahren. Bei dieser Wahl nun möchte ich, die mein Urtheil in Betreff der Ausführung vollkommene Sicherheit gewonnen, nicht diesem allein trauen; es würde mir wünschenswerth sein, einige Künstler zuziehen zu können, welche wissen, was von der Darstellung in diesem oder jenem Kunstzweige gefordert werden kann. Inzwischen würde ich glauben, dass, ausser mehrern der früher genannten Bilder, bei sparsamer aber doch nicht blos die Ausführung berücksichtigender Auswahl, die Eisbären-Scene von Biard, die Schleichhändler

von Vernet, der Schleichhändler von Poitevin, Cain und Abel von Grelling, Cromwell von Somers, die Zigeuner von Kuſtige, die Schafheerde von Verboekhoven, die Aargegend von Scheuren, das ruhende Mädchen von Destouches, Aufnahme verdienten. Zur Erquickung Mancher dürfte es doch auch nöthig ſein, die Weintrauben mit Pfirſichen von Prager aufzunehmen. Was mich ſelbſt anlangt, ſo geſtehe ich, daß, da aller Geſchmack für ſolche Gegenſtände bei mir auf der Zunge ſitzt, es mir ſtets lieber ſein würde, beim Herumgehen auf einer Galerie einen wirklichen Teller mit Weintrauben und Pfirſichen vorgeſetzt zu erhalten.

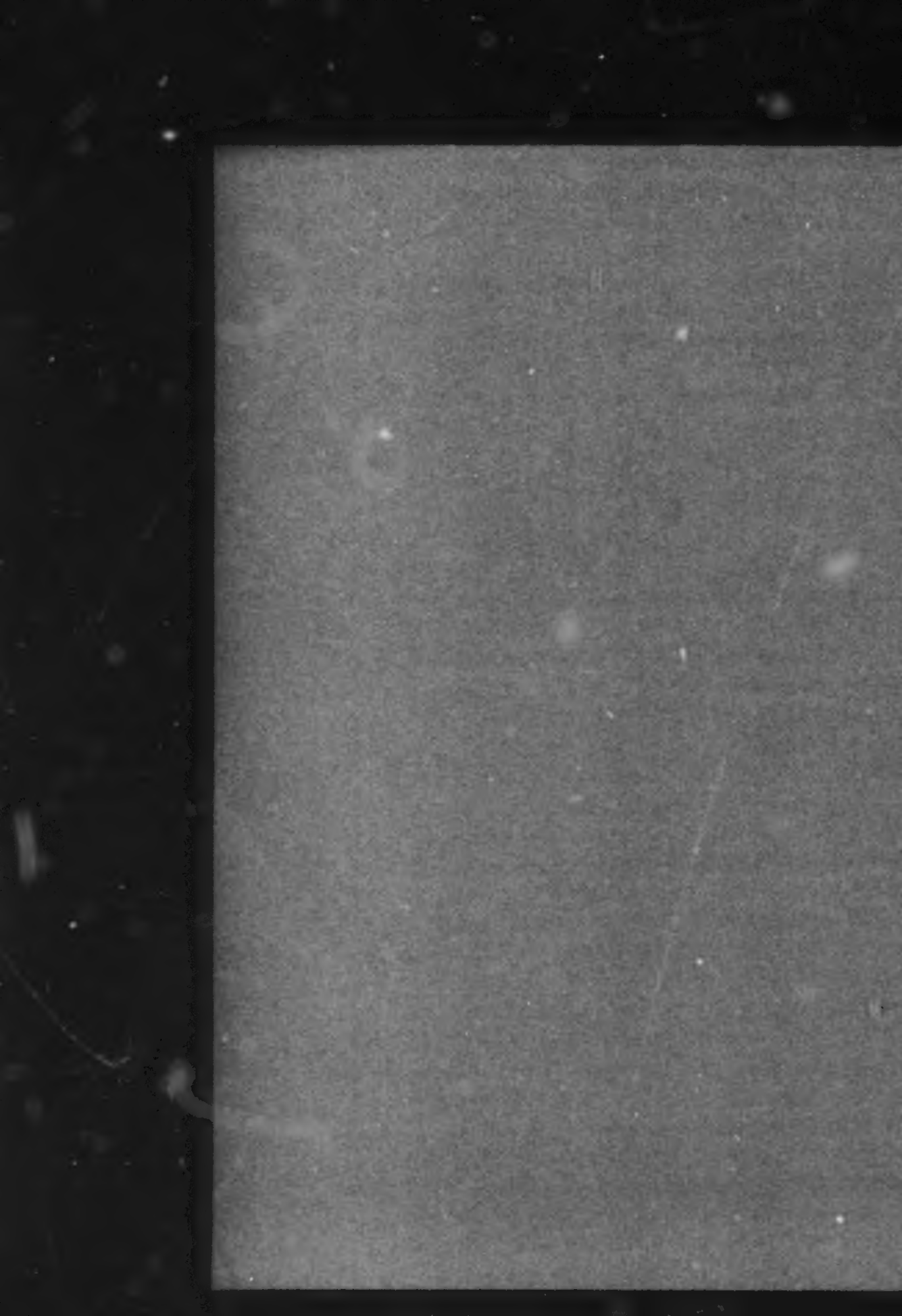
Nach Beantwortung der Frage, welche unter den vorhandenen Gemälden für gegebene Verhältniſſe paſſen, könnte man umgekehrt die Frage ſtellen: für welche gegebene Verhältniſſe die vorhandenen Gemälde paſſen? Da möchte es wohl bei vielen ſchwer fallen, die Antwort zu finden. Ich rechne hierher nicht die ſcherzhaften Bilder, von welchen die Ausſtellung eine ziemliche Anzahl darbietet*), größtentheils nur mittelmäßig oder ſelbſt ſchlecht ausgeführt, aber doch ergötzlich aufgefaßt. Ein ſolches kleines ſpaßhaftes Gemälde, das nicht viel Raum wegnimmt,

*) Als ſolche mit gutem Humor ausgeführte Bilder ſind namentlich zu erwähnen: vier Bilder, Nr. 306—309, von G. Schröder in Braunſchweig: der Gefühlvolle, der Bauer in Verlegenheit, das Malergenie und der Lotterie-collecteur; — Nr. 184, das Loch im Regenſchirm von H. Kramer in Berlin; — Nr. 293, ein alter Mann, welcher einem Kinde vorlieſt, von F. Schirm in Leipzig; — Nr. 11, der geraubte Liebesbrief von A. Gautaerts in Brüſſel; — Nr. 380, der durch Erbſchaft reich gewordene Student von K. Müller in Düſſeldorf; — Nr. 524 und 525, das geſtörte Rendezvous und das geſtörte Rendezvous von A. Schmidt in Berlin; — Nr. 67, ein die Waſſerheilkunde leſender Schuhmacher von G. v. Enhuber in München.

hängt man wohl, besonders wenn man selbst eine gut gelaunte Wirthschaft führt, in irgend ein Winkelchen, ein Vorzimmer, wo sich die Eintretenden, die Wartenden daran ein- für allemal amüsiren können, ja ich kann mir jemand denken, der sich eine gemalte Anekdotensammlung anlegen will und eine besondere Stube oder ein besonderes Stück Wand mit solchen Bildern austäfelt; denn Bilder dieser Art können allerdings nicht mehr Platz verlangen, als sie bedecken, weil ihre Wirkung eben auch nicht länger dauern soll, als das Auge auf ihnen weilt; schweift es darüber hinaus, so mag auch der Gedanke gleich auf etwas Anderes schweifen. Dagegen würde ich Gemälde wie folgende lieber zählen: Nr. 63, Verlesung eines Romans zur Zeit Louis XV. von J. J. Eeckhout in Haag; Nr. 18, Alter Mann, mit einem Mikroskop beschäftigt, von einigen Kindern umgeben, von P. G. Wendorp in Haag; Nr. 12, die Anmeldung des Bürgermeisters von S. Benditen in London; u. m. A.

Ich sage nicht, daß Scenen dieser Art an sich eines Interesse unfähig sind, welches ihnen ihren Platz da oder dort anweisen könnte, denn, wo ein Interesse nicht in dem liegt, was gethan wird, kann es doch in der Art liegen, wie es gethan wird, oder in den Personen, durch die es gethan wird. Werden aber an sich gleichgültige Scenen durch an sich gleichgültige Personen auch noch auf eine an sich gleichgültige Weise ausgeführt, so weiß ich in der That nicht, weßhalb man für diese Summe von Gleichgültigkeit eine Summe von einer gar nicht so gleichgültigen Sache hingeben, und das Tapetenmuster der Wand dadurch unterbrechen soll. Es ist wahr, dergleichen Gemälde

können manchmal noch durch Aeußerlichkeiten interessiren, und unstreitig ist z. B. das Eckboun'sche sogar nur darauf berechnet, uns die Eleganz des Zimmers, der Tracht und Tournüre der vergangenen französischen Zeit zur Anschauung zu bringen. Ich will ihm auch aus diesem Gesichtspunkte einen Platz im Boudoir einer selbst eleganten Dame gar nicht streitig machen. Inzwischen, da hier der Factor des ideellen Interesses sehr gering wird, so kann ein solches Gemälde doch eigentlich nur durch äußerste Vollendung der Ausführung den Werth erhalten, welcher ihm Ansprüche verleihen könnte, aus dem Modejournal herauf in goldenem Rahmen an die Wand zu steigen.



DE

MAGNETISMO VARIABILI QUI CHALYBI ACTIONE GALVANICA INDUCITUR

COMMENTATIO

QUA

CANDIDATOS MAGISTERII

AD

SOLEMNIA EXAMINA

INVITAT

GUSTAVUS THEODORUS FECHNER

PROF. PHYS. O.

ORD. PHILOS. H. T. PROCANCELLARIUS.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

LIPSIAE

TYPIS STARITZII, TYPOGR. ACADEM.

Phys. & Chem. 2 89

In dissertatione, ante annos quatuor a me edita, novam methodum exposui, magnetismum explorandi, qui actione galvanica in ferro ductili excitatur, experimentisque, secundum hanc methodum institutis, demonstravi, quae sequuntur:

Magnetismi, per flumen electricum in ferro ductili excitandi, duae sunt partes distinguendae, quarum altera fixa ferro inhaeret etiam post omissum flumen electricum, nec ullam mutationem capit per quascunque intensitates fluminis electrici prima inferiores ferrum dein excitetur, novum tamen augmentum (ad certum usque limitem) accipit, si intensitatem, quae antea summa erat fluminis electrici, novo experimento excedas. Pars altera magnetismi excitati variat exacte secundum eam legem, ut directa et simplici ratione ad fluminis electrici intensitatem crescat et minuatur (modo in transitu a maiori ad minorem intensitatem intermissio fluminis fiat).

Easdem leges etiam in chalybem convenire, experimentis expertus sum recentioribus, quorum primam partem, ad magnetismum variabilem respicientem, in hac dissertatione exponam, alteram partem, in qua plura insunt, quae praeter expectationem inveni, alii occasioni reservaturus.

Explicatio methodi et calculi observationum.

Quamquam methodus, qua in hac observationum serie usus sum, eodem fundamento nitatur, ac illa, qua magnetismum variabilem in ferro ductili persecutus sum, brevibus tamen eius explicationem hic repetam, partim ut memoriae succurram, partim quod plura ex prioribus mutata hic recurrent.

Duos multiplicatores, quorum alterum *mensorem*, alterum *inductorem* vocabo, eidem circulo galvanico ita intercalavi, ut flumen galvanicum deinceps eos peragraret. Secundum leges satis notas intensitates virium,

ab his multiplicatoribus indicandae semper eandem inter se proportionem servabunt, quamquam maxime intensitas fluminis galvanici, eos percurrentis, varietur. Hanc proportionem in multiplicatoribus, quorum ope ad experimenta sequentia (excepta serie sexta) usus sum, ita comparatam esse experimentis infra afferendis inveni, ut vis, qua mensor ageret in acum simplicem, ei insertam, circiter 66mam solummodo partem aequaret eius vis, quam inductor in acum suam exerceret. Mensor enim paucis, inductor (quem in Pogg. Ann. XLV. p. 236. sub nomine K. descripsi) plurimis erat gyris compositus.

Mensori inserui acum duplicem ex chalybe durato confectum, inductori autem simplicem, quae actioni fluminis recipiendae destinata erat; hac dispositione, ut axes acuum directionem gyrorum normaliter secarent. Omnes tres illae acus fere ad satietatem magnetismi perductae erant*), ut nil nisi magnetismus variabilis sub influxu virium magnetismum inducentium iis accedere posset. Numerus momentorum temporis, qui ad definitum numerum oscillationum sub sola terrae actione et a duplici et a simplici illa acu requireretur, ante quamcunque experimentorum seriem accuratissime determinatus et post quamlibet seriem, annon mutationem ceperit, denuo exploratus est.

Vocentur S et T tempora respective ab acu duplici mensoris et simplici inductoris in eodem numero oscillationum sola terra agente consumenda; U' et V' autem tempora, ab iisdem sub combinato terrae et fluminis influxu in oscillationum pari numero explenda.

Si magnetismo fixo acuum nihil magnetismi variabilis per ipsam fluminis actionem accederet, calculus intensitatis fluminis ex mensoris observatione ad hanc formulam instituendus esset:

$$\frac{S'}{U'} - 1 = u$$

ex inductoris autem observatione secundum hanc:

$$\frac{T'}{V'} - 1 = v$$

*) Moneo, eas statum satietatis non plane attigisse; nam quamquam vis magneticae quantum tempore experimentorum in potestate mea erat, ad magnetismum iis inducendum adhibuissem, tamen serius acceptis baculis magneticis fortioribus expertus sum, eas horum ope paullo maiorem etiam magnetismum recipere posse.

in quibus formulis pro unitate virium in utroque multiplicatore ea vis posita est, qua terra sola respective in acuum systema vel acum simplicem agit. Eadem suppositione manente relatio $\frac{v}{u}$ crescente intensitate fluminis electrici constans esse deberet. Sed hoc secus esse, ipsa experimenta demonstrant: crescit enim $\frac{v}{u}$ crescente intensitate galvanica, quod luculento est testimonio, ipsam fluminis galvanici actionem adiicere aliquid magnetismi acubus, et quidem plus acui inductoris, quam systemati acuum mensoris, quippe multo minori vi galvanicae $\left(= \frac{1}{55}\right)$ obnoxio.

Ut ex experimentis sequentibus hic exempla quaedam subiiciam, ecce in prima serie tales valores sibi respondentes:

u	v	$\frac{v}{u}$
0,0986	0,4546	4,3712
4,158	22,064	5,3057

In tertia serie:

u	v	$\frac{v}{u}$
0,1206	3,3527	27,838
1,2382	38,361	30,982

Quoniam vis, in acum internam mensoris a flumine exserta, solummodo $\frac{1}{55}$ erat eius vis, qua flumen in acum inductoris agebat, accessus magnetismi variabilis, ad acus mensoris facta, negligi poterat; erat enim in omnibus experimentis sequentibus tam parvi valoris, ut ab hac neglectione error notabilis non timendus esset. Hoc verum esse, ipsa experimenta confirmabunt; hic praemonuisse satis sit, summum augmentum, quod unquam in experimentis sequentibus receperit acus interna mensoris accessu magnetismi variabilis, solummodo 0,00224 magnetismi sui fixi aequasse (in serie sexta), in plurimis autem seriebus multo etiam minus fuisse.

Quo concesso valores u intensitatibus fluminis proportionales habere et mensurae earum adhibere licebit; unde facultas nobis exoritur, ex augmento valoris $\frac{v}{u}$, quod crescente u locum habet, computandi accessum magnetismi variabilis ad acum inductoris, qui dato fluminis augmento respondet.

Hic calculus his nititur principiis:

Vis magnetica, qua terra agit in acum inductoris, ponatur = 1, vis magnetica ipsa huius acus, sine accessu, quem terrae vi inducente recipit, sit M, augmentum autem, quod haec ipsa vi inducente terrae, (vel fluminis vi, quae terrae vi par est) ei accedit, sit xM; erit vis, qua acus inductoris sub solo terrae influxu oscillat, aequalis:

$$(1)\quad M(1+x) = \frac{1}{T^2};$$

T hic significat numerum oscillatorium, i. e. numerum momentorum temporis, quae ad certum quendam numerum oscillationum requiruntur), quem acus inductoris sub solo terrae influxu explet.

Nunc, si ad vim terrae = 1 accedit vis fluminis = n, mutatur vis in acum inductoris agens in:

$$(1+n);$$

Magnetismo acus autem, qui antea $M(1+x)$ erat, accedit nx; nam, ut ipsa experimenta docebunt, crescit magnetismus variabilis directa proportione ad vim inducentem. Ergo vis tota acus transibit in $M[1+(n+1)x]$, atque acus oscillatio peragetur hac ei:

$$(2)\quad M(1+n)[1+(n+1)x] = \frac{1}{V^2};$$

in qua formula V significet numerum oscillatorium, qui sub combinato influxu terrae et fluminis locum habet. Substituendo in hanc formulam valorem M ex formula (1), exorietur haec formula:

$$(3)\quad V^2(1+n)[1+(n+1)x] = (1+x)T^2$$

unde:

$$(4)\quad x = -\frac{T^2-(1+n)V^2}{(1+n)^2V^2-T^2}$$

Ex hac formula (4) licebit ipsum valorem x (i. e. accessum magnetismi variabilis, incremento fluminis = 1 respondentem, ad magnetismum fixum ut unitatem relatum) elicere, si T, V et n antea sint cogniti. T et V directa observatione innotescunt; ut autem relatio n, quam actio fluminis in inductore ad actionem terrae (= 1 positam) habet, inveniatur, ita est procedendum.

Cum actio n inductoris constantem habeat relationem ad actionem n mensoris, (quae ut supra dictum, datur formula $\frac{R^2}{U^2}-1$), ponatur $n =$

$n y$. in qua formula y illam constantem relationem significat. Ergo determinatio valoris n redit ad observationem valoris n et determinationem valoris y.

Haec determinatio eo efficietur, ut observemus, qui numeri oscillatorii V et V' acus inductoris duobus numeris oscillatoriis U et U' mensotis respondeant, nam, ponendo ut ante

$$\frac{T^2}{U^2} - 1 = n; \quad \frac{T'^2}{U'^2} - 1 = n'$$

exoritur ex substitutione ny et $n'y$ pro n in formulam (4)

$$x = \frac{T^2 - (1+ny)\,V^2}{(1+ny)\,U^2 - T^2} = \frac{T'^2 - (1+n'y)\,V'^2}{(1+n'y)\,U'^2 - T'^2} \qquad (5)$$

unde:

$$y = \frac{n'r - ns \pm \sqrt{[(n'r - ns)^2 - 4n(s - r)]}}{2n} \qquad (6)$$

si brevitatis causa ponimus:

$$n = nn'\,(n' - n)\,V^2 V'^2$$
$$s = V^2\,(T^2 - V'^2)\,n$$
$$r = V'^2\,(T^2 - V^2)\,n'$$

Quamquam combinatio duorum valorum n et n' cum correspondentibus valoribus V et V' ad determinandum y sufficere debeat, tamen, ne errores observationum accumulati determinationi officerent, semper valorem y ut medium ex tot combinationibus, quot observationes erant factae, in sequentibus derivavi.

Valore x pro data acu determinato *) facile correctionem invenire licet, quam numerus oscillatorius requirit, ut ad illum reducatur, qui sine accessu magnetismi variabilis locum haberet.

Sit D valor, ad quem T redit, hac correctione facta, F autem valor, ad quem V redit eiusdem correctionis ope; existet ex aequatione (1) formula haec:

$$D^2 = (1+x)\,T^2 \qquad (7)$$

Ex aequatione autem (3) sequentem derivabimus, respicientes, esse $1 + n = \frac{D^2}{F^2}$.

*) In determinando valore x secundum formulam (4) ut medio ex observationibus omnibus, cuique observationi momentum attribui proportionale $n+1$.

$$F^2 = \frac{V^2}{2}\left\{1 \pm \sqrt{\left[1 + \frac{4D^2 x}{V^2}\right]}\right\} \quad (8)$$

Si x satis parvi valoris, pro (8) haec sufficiet:

$$F^2 = V^2 + x D^2 \quad (9)$$

Dato valore F prodit x ex hac formula

$$x = \frac{D^2}{F^2} - 1 \quad (10)$$

Calculo exposito, quo in sequentibus usus sum, nunc pauca de modo, quo observationes ipsae institutae sunt, adiiciam.

Mensor et inductor tanto intervallo dispositi erant, ut acuum, quas continebant, mutuus influxus sensibilis esse non posset. Flumen electricum apparatu ex viginti paribus excitabatur solutionis vitrioli cupri ope; quippe quae solutio praeprimis favet aequabilitati actionis. Ut autem omnis error a variatione fluminis excluderetur, semper alternatione observationum usus sum, unde valores multiplices, in eadem columna observationum obvenientes, ortum ducunt. Si transeundum erat a vi inducente maiori ad minorem, semper intermissio inductionis interposita est. Elongatio acuum fines graduum 10 non excedebat; ut correctio ob amplitudinem negligi posset.

t in sequentibus significat temporis intervallum $= \frac{1}{3}''$, τ autem $= \frac{1}{5}''$; nam non in omnibus observationibus eadem temporis mensura usus sum.

Omnes acus, praeter unam, quam in experimentorum ipsa expositione (serie sexta) describam, ex acubus reticularibus anglicis (*englischen Streichnadeln*) confectae erant, trium pollicum paris. longitudine (excepta no. 1., quae una linea brevior erat), et quidem tres, scil. no. 1., no. 2. et no. 3., a me ipso ex igni vehementi in aquam glacialem demergendo denuo duratae, no. 4. et no. 5. autem in eodem statu, quo emtae erant, ad experimenta adhibitae. Diameter acuum erat 0,886 lin.; pondus earum variabat intra 1,86 et 1,84 grammata, praeter acum no. 1., quae pondere paullo minore erat. Numerus oscillatorius (T et T') omnium is est, quem exhibebant, cum eodem apparatu suspensorio coniuncti, qui consistebat ex vaginula parva orichalcea, per quam acus transmitterentur, et indice ligneo, qui motum earum supra gyros visibilem redderet.

Observationum series.

Ipsis seriebus observationum exhibendis significationem literarum, in iis obvenientium, breviter recollectam praemittam; sub numero oscillatorio semper ut antea intellecturus numerum momentorum temporis, quae ad certum quendam numerum oscillationum peragendum requiruntur.

S numerus oscillatorius acus duplicis, quam mensor continet, sub solo terrae influxu.

S' numerus oscillatorius eiusdem acus duplicis, sub combinato influxu terrae et fluminis electrici, pro eodem numero oscillationum ac S determinatus.

T numerus oscillatorius acus, quae inductoris actioni exponenda est, sub solo terrae influxu.

T' numerus oscillatorius eiusdem acus sub combinato influxu terrae et fluminis electrici; pro eodem numero oscillationum ac T determinatus.

$v = \frac{S'}{t'} - 1$, mensura actionis, quam mensor in acuum, quas continet, systema exercet; terrae actione in idem systema pro unitate posita.

$v = \frac{T'}{t'} - 1$, mensura falsa actionis, quam inductor in acum, quam continet, exercet, quam ideo falsam voco, quod accessus magnetismi variabilis in ea ratio non habita est.

$y\left(= \frac{n}{w}\right)$ relatio vera inter actionem illam, quam mensor in acuum, quas continet, systema et quam inductor in acum suam simplicem exercet; ex observationibus secundum formulam (G) eliciendo.

$n = w\,y\left(= \frac{B'}{t'} - 1\right)$ mensura vera (ob magnetismi variabilis accessum correcta) actionis inducentis, quam inductor in acum suam exercet, terrae vi inducente pro unitate posita.

$n + 1$, mensura totius vis inducentis, (quippe ex fluminis electrici vi $= n$ et terrae $= 1$ composita), cui acus inductoris in quacunque observatione exposita est.

x accessus magnetismi variabilis, quem acus inductoris recipit vi inducente terrae $= 1$, vel huic pari vi fluminis electrici, secundum formulam (I) inveniendus, magnetismo acus eiusdem fixo pro unitate posita.

$D = T\sqrt{[1+x;]}$ valor numeri T correctus ob accessum magnetismi variabilis i. e. numerus oscillatorius acus inductoris, quem loco numeri T exhibitura foret sub solo terrae influxu, si ipsa terra nullum augmentum magnetismi variabilis ei adderet, i. e. si nil nisi magnetismus fixus ei inhaereret, unde $\frac{1}{D^2}$ mensura magnetismi ei fixi.

F valor numeri V correctus ob accessum magnetismi variabilis, i. e. numerus oscillatorius, quem acus inductoris sub combinato terrae et fluminis influxu exhibitura foret, si nil nisi magnetismum suum fixum contineret, ex formula (8) inveniendus.

$z = \frac{1000000\,x}{D^2}$ mensura valoris absoluti, quem accessus magnetismi variabilis, actioni inducenti = 1 correspondens, in variis ad experimenta sequentia adhibitis acubus habebat *). Notandum, in computando valore z ex valoribus x et D numerum oscillatorium D semper ad eum reductum fuisse, qui locum habuisset pro 32 oscillationibus, si temporum momenta essent t.

t momentum temporis = $\frac{3}{4}$ sec.

τ momentum temporis = $\frac{1}{3}$ sec.

*) Valoribus x in variis acubus variae unitates subsunt, cum magnetismi fixi valor non in omnibus idem fuerit; x autem significat valorem magnetismi variabilis, in omnibus acubus ad eandem unitatem relatum.

Series prima.

Inductor continebat aeum, quam appellabo no. 1, longitudine 2″ ′, mensor autem systema duarum aeuum, ex eadem aeu reticularia ectarum et eadem operatione a me duratarum, quarum inferiorem no. 2, riorem no. 3 vocabo. Temperatura experimentorum 9°,5 C.

$S = 254\ t$ ad 8 oscill., $T = 258\ t$ ad 32 oscill.

·do inen- um.	U	u	V	v	$\frac{v}{u}$
8	111,67. 112	1,1585	53,5. 53,67. 54	22,964	5,3057
2	113	1,0526	54,5. 54,5	21,410	5,2831
1	121. 125,75.	3,2153	58,5. 61	17,670	5,1913
0	128	2,9378	64. 64	15,251	5,1791
9	142. 144	2,1560	73. 75. 77	10,851	5,0329
7	153. 153	1,7561	83. 83,25. 83	8,6430	1,9162
8	159,5. 159,5	1,5360	89,25. 89. 89	7,3878	1,8098
7	165,5. 163	1,3919	93. 92,12. 92,25	6,7847	1,8765
6	176. 189. 183	1,0002	106. 108,33	4,7982	4,7972
5	185. 184	0,9852	112,75. 112. 111,33	4,3003	4,6939
4	192,5. 193	0,7366	122,25. 123,5. 123,75	3,3882	1,5998
15	195. 196	0,6881	126. 127. 127	3,1599	1,5922
3	196,75. 198	0,6592	126,75. 127,33. 129,5	3,0727	1,6825
2	201. 202. 200. 199,5	0,6030	131. 132. 132. 130,75	2,8531	4,6998
1	215. 218	0,3767	154,25. 156. 157,25	1,7416	1,6233
16	224,12	0,2841	170,5. 170	1,2966	1,5591
14	235. 232,75	0,1796	192. 191,33. 191,33	0,8112	1,5334
13	242. 242. 243	0,0986	214. 213,75. 214	0,4546	1,3712

Ex hac tabula observationum bi valores medii quantitatum y et x de- ti sunt secundum formulas (6) et (5),

$y = 4{,}5027$; $x = 0{,}01034$; $D = 259{,}33\,t$

$\log. y = 0{,}65347$; $\log. x = 0{,}01452$; $\log. D^1 = 4{,}82774$

$z = 1{,}5375.$

His inventis valores virium n computati sunt secundum formulam $= ny$, numeri autem oscillatorii V ex formula (3). Si legitimae sunt positiones calculi, relatio $\frac{n}{u} = y$ per omnes observationes constans

esse debet, valoresque V computati congruere cum observatis, quod satis accuratum esse, comparatio sequens docecit.

Ordo experimentorum	n	n	$\frac{n}{n} = y$	V ser. observ.	V ser. calcul.	diff.
15	1,1585	18,107	4,1263	53,721′	54,215′	— 0,198′
12	4,0526	17,931	4,4254	54,5	54,980	— 0,520
11	3,2153	15,161	4,6746	59,711	60,003	+ 0,192
10	2,9178	13,638	4,6116	64	64,191	+ 0,191
9	2,1560	9,7710	4,5329	74,945	75,197	+ 0,252
17	1,7561	7,9331	4,5174	83,08	83,146	+ 0,066
8	1,5360	6,8390	4,4525	89,08	89,312	+ 0,232
7	1,3919	6,3141	4,5363	92,453	92,775	+ 0,322
6	1,0002	4,5398	4,5395	107,15	107,52	+ 0,370
5	0,9852	4,8873	4,5858	112,07	112,73	+ 0,660
4	0,7366	3,2467	4,4077	124,10	122,12	— 1,94
13	0,6881	3,0218	4,3960	126,65	125,47	— 1,18
3	0,6562	2,9534	4,5002	127,84	127,82	— 0,020
2	0,6030	2,7419	4,5471	131,44	132,03	+ 0,590
1	0,4767	1,6946	4,5079	155,82	155,83	+ 0,010
16	0,2911	1,2622	4,4381	170,25	169,73	— 0,520
14	0,1796	0,7994	4,4509	191,55	191,05	— 0,500
13	0,0986	0,4480	4,5436	213,90	214,21	+ 0,310

Ecce maximam differentiam non excedentem $1,18' = 0,472''$.

In hac observationum serie summa vis, quam acus interna mensoris a flumine perpessa est, solummodo $\frac{18,107}{66,238} = 0,27789$ erat eius vis, quam terra in eandem exercebat (vide ser. secundam): accessusque magnetismi variabilis inde nascens solummodo 0,00193 magnetismi sui fixi, (vide ser. tertiam) quem accessum, ut ante memoravi, in calculo non respexi.

Series secunda.

In expositione methodi observationum dixi, mensorem in acum suam internam actionem exhibuisse, quae solummodo $\frac{1}{66}$ circiter esset eius actionis, quae ab inductore in acum suam exerceretur: unde pro concesso

habui, necessum variabilem ad systema acuum mensoris negligere. Haec proportio sequenti serie observationum explorata prodiit.

Cum valor x pro acu no. 1 ex serie praegressa innotuerit, iam ex valoribus observatis V et T veras actiones u inductoris cuicunque actioni a mensoris respondentes colligere licebat per formulam (10) adiunctis (7) et (8). Observabatur autem u in hac serie non in systemate duarum acuum, sed superior acus remota et inferior vel interna solummodo retenta est, in locum autem superioris index ligneus substitutus.

$S = 204{,}67\,l$ ad 32 osc.; $T = 258\,l$ ad 32 oscill.

ordo experimentorum.	V	u	V'	v	u	$\frac{u}{v} = y$
7	181,25. 182,67	0,2515	57. 56,5. 56,5	19,727	16,702	66,119
6	184,67	0,2270	59,5. 59,67	17,745	15,248	67,811
5	188	0,1853	67. 67	13,828	12,183	65,746
4	190	0,1604	74,25. 74	11,416	9,992	62,295
3	193. 193,5	0,1217	82. 82,25. 82,25	8,8585	8,049	66,079
2	197	0,0791	97,5. 97,5	6,0137	5,624	70,792
1	200	0,0453	125. 125,25	3,2514	3,120	65,954
						66,126

Reiectis valoribus extremis $\frac{u}{v}$ prodit valor medior $y = 66{,}238$.

Series tertia.

Haec series destinata erat indagando valori x pro illa acu (no. 2), quae in seriebus antecedentibus intra gyros mensoris suspensa erat, ut certus esse possem, nihil a neglectione accessus variabilis, quem in illis seriebus receperat, timendum esse. Itaque haec acus nunc inductori inserta est; gyris autem mensoris illa acus (no. 3) indita, quae in seriebus antegressis locum supra gyros occupaverat; atque in hunc locum supra gyros ei illa acus (no. 1) substituta, quae in illis seriebus in inductore erat suspensa, et pro qua valor x inventus est = 0,01031. Temperatura experimentorum = 9°,5 C.

$S = 294{,}63\ t$ ad 24 oscill.; $T = 310{,}5\ t$ ad 48 oscill.

ordo exp.	U	u	V	v	$\frac{v}{u}$
5	197,5. 197. 196,33	1,2382	50. 50. 49. 49	38,361	30,982
6	205,25. 205,25. 204,5	1,0656	54. 54,25. 53,5. 53	32,452	30,467
4	234,67. 235. 234,25. 234	0,5789	75. 74. 73,75. 72,75. 72,75	16,780	28,986
3	249. 249. 248,5. 248,33	0,4034	88,5. 87,75. 87,5. 87. 86,5	11,608	28,800
2	253. 253	0,3562	93,25	10,087	28,319
7	256. 255,5. 256	0,3246	96,12. 97,5. 96. 97	9,322	28,560
1	269	0,1997	121,33. 120,75	5,5806	27,945
8	278,33	0,1206	148,75. 148,75	3,3527	27,838

Hinc calculo eruitur:

$y = 27{,}338$; $x = 0{,}0036941$; $D = 311{,}07$

$\log. y = 1{,}43677$; $\log. x = 0{,}56751 - 3$; $\log. D^2 = 4{,}98572$

$z = 0{,}85897$

Ut concentus calculi cum observationibus perspiciatur, addo hanc tabulam:

ordo experimentorum	u	v	$\frac{v}{u} = y$	V sec. observ.	V sec. calcul.	diff.
5	1,2382	33,946	27,416	49,491	49,598	+ 0,107
6	1,0656	29,243	27,443	53,685	53,770	+ 0,085
4	0,5789	15,785	27,267	73,638	73,584	− 0,014
3	0,4034	11,101	27,518	87,446	87,763	+ 0,317
2	0,3562	9,693	27,213	93,250	93,100	− 0,150
7	0,3246	8,9867	27,533	96,645	96,740	+ 0,095
1	0,1997	5,4533	27,325	121,02	121,36	+ 0,34
8	0,1206	3,3008	27,370	148,75	148,89	+ 0,14
			27,294			

Respicientes ad seriem primam videmus, oscillationem no. 1 ab eadem vi inducente multo maius incrementum recipere, quam oscillationem no. 2, cuius differentiae sine dubio haec est causa, quod utraque oscillatio non eadem operatione a me durata est; vix enim credendum, longitudinem paullo diuersam tantum discrimen attulisse.

Series quarta.

Inductori inserta est acus, quam no. 4 appello, ea duritie, quam emta iam habuit. Mensoris acus interna erat no. 2, externa vel superior alia quaedam acus, quam ex forti igne duraveram. Temperat. 23°,5 C.

S = 336 r ad 16 oscill.; T = 572 r ad 64 oscill.

Ordo experimentorum.	U	u	V	v	$\frac{v}{u}$
1	187. 187	2,2285	95,67	31,718	15,593
2	188,67. 189	2,1659	97	33,771	15,694
5	192. 191,67	2,0677	99,5	32,048	15,499
6	198. 197,33	1,8894	101,5	28,961	15,328
9	200. 200	1,8221	107	27,578	15,180
10	201,6	1,6969	109. 109,16	26,199	15,616
13	210. 209,5	1,5662	111,87	23,795	15,191
14	212. 212	1,5119	117	22,901	15,147
17	218. 218. 218	1,3756	123,3. 123,5	20,486	14,893
18	223,25. 222,75	1,2703	128,25	18,938	14,908
16	232. 232	1,0975	137	16,132	14,972
15	247	0,8505	156. 156	12,444	14,632
12	251. 253,67	0,7521	165,67	10,921	14,521
11	260. 260	0,6701	174	9,8099	14,638
8	268	0,5719	185. 185	8,5598	14,968
7	281. 282	0,4222	214. 214,75	6,1190	14,493
4	298. 297,67	0,2727	257,33	3,9409	14,452
19	301,67. 302	0,2392	272	3,4224	14,308
20	316. 316	0,1306	338	1,8639	14,272
3	316,8. 316,8	0,1249	344	1,7649	14,131

Hinc calculo prodeunt:

$y = 14{,}088$; $x = 0{,}0033559$; $D = 572{,}97$

$\log. y = 1{,}14885$; $\log. x = 0{,}52581 - 3$; $\log. D^2 = 5{,}51625$

$z = 0{,}58879$

Ecce valorem z pro acu no. 4, quamquam non denuo durata, minorem tamen, quam pro acu no. 2, a me ipso durata, quod indicare

forsan videtur, operationem durandi in ipso opificio aeneum efficaciorem etiam fuisse, quam a me repetitum. Caeterum haec aeus iteratis experimentis a me subiecta, singularitates quasdam exhibuit, aliorsum a me exponendas.

Ut concentus calculi cum observationibus et in hac serie eluceat, addo hanc tabulam comparativam

Ordo experimentorum.	π	α	$\frac{\alpha}{\pi} = y$	V sec. observ.	V sec. calcul.	diff.
1	2,2285	31,351	14,070	95,67	95,603	— 0,067
2	2,1659	30,549	14,073	97	97,060	+ 0,060
5	2,0677	29,111	14,079	99,5	99,174	— 0,326
6	1,8894	26,520	14,037	104,5	104,30	— 0,200
9	1,8224	25,312	13,906	107	106,01	— 0,99
10	1,6969	24,120	14,391	109,08	109,67	+ 0,59
13	1,5662	22,090	14,105	111,87	114,26	— 0,61
14	1,5119	21,311	14,096	117	116,75	— 0,25
17	1,3756	19,190	13,951	123,3	122,02	— 1,28
18	1,2703	17,816	14,025	128,25	127,20	— 1,05
16	1,0975	15,568	14,185	137	136,34	— 0,66
15	0,8505	11,929	14,026	150	153,73	— 2,27
12	0,7521	10,515	13,981	165,67	164,30	— 1,37
11	0,6701	9,475	14,140	171	174,30	+ 0,30
8	0,5719	8,3002	14,513	185	187,56	+ 2,56
7	0,4222	5,9795	14,163	214,37	214,88	+ 0,51
4	0,1357	3,8776	14,219	257,33	258,30	+ 0,97
19	0,2392	3,3730	14,101	272	272,10	+ 0,10
20	0,1366	1,8462	14,136	338	338,46	+ 0,46
3	0,1219	1,7192	14,095	314	343,64	— 0,36

Series quinta.

Inductori inserta est aeus. no. 5 appellanda, fragmentum eiusdem aeus reticulariae, ac no. 4, nec magis, quam illa, novae durandi operationi subiecta, ut ita omnino eiusdem naturae esse videretur, ac no. 1 Temp. 23°,5 C.

$S = 336$ r ad 16 oscill.; $T = 541$ r ad 64 osc.

Ordo experimentorum.	U	$\frac{v}{u}$	V sec. observ.	V sec. calcul.	diff.
1	185. 185,25	15,859	88,5	88,704	+ 0,204
2	189. 189,5	15,603	92	91,781	— 0,219
4	194. 194	15,681	93	95,440	+ 0,440
5	190,75. 200	15,483	100	100,14	+ 0,14
9	210. 210,33	15,046	109,5	108,84	— 0,66
8	240	14,514	138. 139	138,77	+ 0,33
10	249,75	14,630	150. 152.	150,68	— 0,24
11	251	14,577	152. 153,5	152,32	— 0,42
16	256,5	14,505	160,67. 160	159,81	— 0,72
15	267,67	14,583	176,5. 176,5	176,93	+ 0,43
14	268,67. 260	14,475	179	178,90	— 0,10
7	273. 274	14,085	183,60	187,10	+ 3,5
6	282,75. 283	14,433	205,5	205,89	+ 0,09
3	291,75. 292,25	14,287	228	227,85	— 0,15
12	312,67. 312,5	14,211	302	302,30	+ 0,34
13	315. 314,67	14,799	309,5	314,11	+ 4,61

Hinc calculo eruuntur:

$y = 14{,}088$; $x = 0{,}0037762$; $D = 543{,}15$

$\log. y = 1{,}14885$; $\log. x = 0{,}55705 - 3$; $\log. D^1 = 5{,}46984$

$z = 0{,}67051$

Valor y in hanc seriem translatus est ex serie quarta, cum instructio experimentorum eadem esset.

Forsan quis miretur, valorem z hic aliuin prodiisse, ac in serie quarta, quamquam acus eiusdem naturae fuisse videretur. Attamen diversitatem quandam inter duo fragmenta eiusdem acus reticulatae no. 4 et no. 5 exstitisse, vel inde apparet, quod eadem vi magnetica ad satietatem perductae non eundem numerum T exhibuerunt.

Series sexta.

Ad hanc seriem instituendam alio inductore usus sum, ac ad priores, quippe multiplicatore illo, quem in Annalibus Poggendorfii (XLV. p. 234)

nomine L. designavi. Huic inserta est acus forma non ut in prioribus cylindrica, sed rhombica, cuius dingonalis brevior esset 6‴,3, longior 4″ 1‴,7, tertia dimensio 0‴,620. Confecta erat ex filo anglico illo, qui frustis longitudine unius pedis venditur, atque ope Kali ferrocyanici fortissime durata. Mensor eodem modo instructus erat, ac in prioribus experimentis. Temp. 19° C.

$S = 337$ r ad 16 oscill.; $T = 418{,}67$ r ad 64 oscill.

Ordo observatio num.	U	u	V sec. observ.	V sec. calc.	v	$\frac{v}{u} = \frac{u}{w}$
1	158. 158	3,5483	88,25	88,310	21,507	6,0612
2	161. 160,75	3,3879	89,5	90,282	20,882	6,1637
3	164. 163,67	3,2256	92	92,417	19,710	6,1106
4	168,67. 169,25	2,9782	96	95,987	18,020	6,0507
5	175,5. 175,17	2,6940	100.33	100,53	16,414	6,0927
6	180,5. 180,67	2,4823	104,75. 105	104,59	14,934	6,0163
7	184.183,5.182,67	2,3770	107,25. 106,25	106,74	14,340	6,0328
8	186,75. 186,5	2,2606	109,5	109,26	13,619	6,0163
9	192. 192	2,0803	114,5	113,57	12,370	5,9462
10	196,87. 197,12	1,9261	118	117,67	11,589	6,0159
11	200,5. 201,25	1,8144	120,75	120,95	10,748	5,9238
12	209. 208,87	1,6015	128	128,03	9,6990	6,0573
13	216. 215,87	1,4355	131	131,51	8,7618	6,1036
14	227,5. 227,5	1,1913	145,5	145,96	7,2797	6,0954
15	249,33. 249,5	0,8256	171	170,98	4,9945	6,0495
16	255. 254,5	0,7500	179	177,89	4,4706	5,9609
17	279. 279	0,4590	214,5	215,10	2,8097	6,1214
18	291. 291	0,3411	239,25	239,16	2,0632	6,0460
19	300. 300	0,2619	261	260,40	1,5731	6,0065
20	305,87. 305,33	0,2161	271	275,59	1,3348	6,1783
						6,0525

Hinc prodit:

$$y = 6{,}0525\,; \quad x = a.$$

Calculus valorum V sec. formulam $V^2 = \frac{(418{,}67)^2}{6{,}0525\,u + 1}$ institutus est.

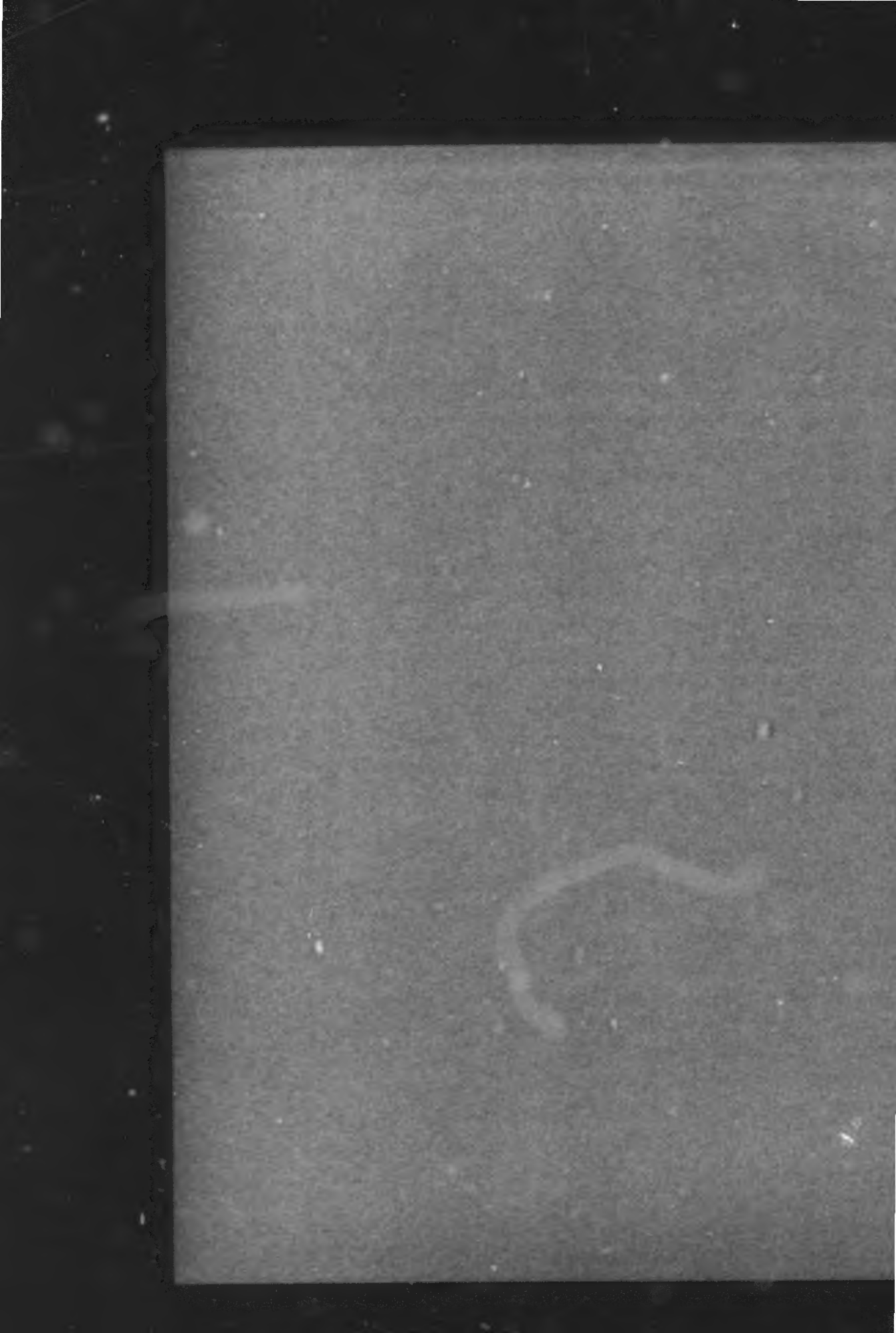
Ecce valorem x tam parvum, ut hac observationum methodo non percipi posset; valor $\frac{x}{n}$ enim tam constans apparet, quam per errores observationum licet.

Moneo, inductorem, quo ad has observationes usus sum, eam vim in acum, quam continebat, exercuisse, ut vis correspondens, quam acus interna mensoris experiebatur, circiter $\frac{1}{28}$ eius esset; unde calculo erui potest, summum augmentum, quod acus interna mensoris in hac serie accedente magnetismo variabili receperit, 0,00224 magnetismi sui fixi fuisse.

Conclusio.

Per experimenta exposita satis demonstratum puto: 1) accessum variabilem magnetismi, quem acus ex chalybe confectae flumine electrico recipiunt, in proportione ad ipsius intensitatem esse, 2) valorem huius accessus pro varia indole acuum varium et in quibusdam tam parvum esse, ut intra modicos intensitatum limites negligi possit. Restat ut examinetur, quomodo valor huius accessus a natura, a duritie, a dimensionibus, a temperatura, a statu magnetismi fixi acuum dependeat, quod alii tempori reservo.

Ut ipso officio perfungar, quod occasionem huic argumento tractando dedit, iam Vos, qui ad summos in philosophia honore adspiratis, invito, ut ad examina solemnia subeunda ante diem XXVII. m. Ian. anni proximi nomina apud me profiteamini litterasque afferatis, quibus admissio ad colloquia ab ordine nostra petenda est, adiectis simul inscriptionibus, quae dicuntur, morum et studiorum testimoniis, brevibusque vitarum enarrationibus. Petitio solemni in ordinis consessu ipso die dicto peracta, d. XXIX. eiusdem mensis horis matutinis scribendo, pomeridianis ad quaestiones propositas respondendo doctrinam vestram probabitis, et collegas amplissimos et me ipsum iustos et aequos iudices habituri.



Vier

Paradoxa.

Von

Dr. Mises.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig:
Leopold Voß.

1846.

Inhalt.

Seite

I. Der Schatten ist lebendig 5

II. Der Raum hat vier Dimensionen 15

III. Es gibt Hexerei 41

IV. Die Welt ist nicht durch ein ursprünglich schaffendes, sondern zerstörendes Princip entstanden 79

I.

Der Schatten ist lebendig.

Den Schatten für lebendig zu halten, ist eigentlich nichts Neues. Schon die Alten thaten es, indem sie die Seelen nach dem Tode für Schatten erklärten, und ihnen doch eine Art Leben dabei beimaßen. Wie der Mensch seinen Schatten neben sich wirft, der mit ihm wandelt, so soll er nach den Griechen auch einen Schatten werfen, der nach ihm wandelt; wie jenen das Sonnenlicht, so diesen unser eignes Lebenslicht erzeugen. Doch warum erst den Menschen tödten, um den Schatten lebendig zu machen? Muß es nicht den Menschen freuen, wenn der treueste Begleiter unter der Sonne, den er hat, nicht als ein Leichnam mit ihm wandelt, sondern als ein selbst Mitlebender? Und ist es nicht deshalb, daß die Sage ein Grausen knüpft an Menschen, die ihren Schatten verkauft haben. Sie haben ihren Zwillingsbruder verkauft. Hat der Teufel die Schattenseele, wird er die Lichtseele bald nachholen.

Daß der Schatten viel Aehnliches mit einem lebenden Wesen hat, sieht auch das blöde Auge, nur daß er manche Eigenthümlichkeiten zeigt, die uns ab-

geben; und zumeist sind es Vorzüge. Wir sind am kleinsten zu Anfange, wachsen dann und schrumpfen wieder ein im Alter; er fängt seinen Lebenstag lang an, schrumpft um Mittag zusammen und wird wieder lang am Abend. Er will offenbar zeigen, daß er doch nicht Alles macht wie wir. Dabei weiß er an seiner Größe immer, welche Zeit es ist. Wir leben in drei Dimensionen; er begnügt sich mit zweien; aber das macht ihn nur weniger schwerfällig. Bei allen Versuchen, etwas Anderes aus uns zu machen, als wir nun eben sind, setzt uns die dritte Dimension, dies dick- und steifmachende Princip des Raumes, die größten Hindernisse entgegen. Wie wir uns drehen mögen, der Zopf bleibt uns immer hinten hängen und die Nase immer vorn stehen. Aber der Schatten, wenn ihm sein Zopf nicht mehr gefällt, schiebt ihn in sich hinein, weg ist er; gefällt ihm die Nase nicht mehr, er schiebt sie in sich hinein, weg ist sie; bald wachsen ihm die Arme lang, dann steckt er sie in seinen Leib, wie in eine Tasche, weg sind sie, und im nächsten Augenblicke langt er wieder weit damit hervor. Jetzt geht er aufrecht an einer Wand, jetzt huscht er glatt am Boden fort, jetzt knickt er sich wie ein Winkelmaß; er läuft durch Dick und Dünn, während wir sorgsam die Wege wählen; verunreinigt sich dabei keine Stiefeln, thut sich an keinen Steinen weh, ersäuft in keinem Wasser, nur das Feuer scheut er noch mehr als wir selber. Er läuft sogar durch andere seines Gleichen durch. Die

Schatten, die sich treffen, machen sich nur etwas schwarz, statt daß, wenn sich zwei Menschen begegnen, sie sich etwas weiß zu machen pflegen. Und bei alle diesem Wechsel behält doch jeder Schatten seine besondere Charaktereigenthümlichkeit. Ein geistreicher Mann und ein Dummkopf können sich nicht verschiedener benehmen, als ihre Schatten. Benutzt man ja doch sogar die Schattenrisse, den Charakter der Menschen festzuhalten.

Man sieht, in all diesem unterscheidet sich der Schatten nicht nur nicht von uns lebenden Wesen; er steht uns eher an selbstständiger Lebendigkeit voran.

Inzwischen, der Mensch bildet sich nun einmal ein, Gott habe von der ganzen Welt blos ein paar Stückchen lebendig gemacht, und ist so stolz darauf, selbst zu diesen Stückchen zu gehören, daß er nun Alles daran setzt, dies Privilegium auch zu behaupten. Er fürchtet unstreitig, die zu große Concurrenz zum Leben möchte ihm schaden. Er wird also die Ansprüche auf das Leben, die für den Schatten mit Vorigem erhoben sind, nicht gelten lassen, sondern dagegen einwenden: Alles das genügt nicht. Um *leben* zu können, muß man doch vor Allem *sein*. Ein Schatten hat aber überhaupt nichts Wesenhaftes; ist ein Schein; ist nicht nur Nichts, ist weniger als Nichts.

Was kann der Schatten dagegen sagen? Nun zuvörderst dieselben oder gleichgeltende Vorwürfe dem Menschen zurückgeben. Glaubt der Mensch nicht an

das Leben seines Schatten, so kann es ihm der Schatten dadurch vergelten, daß er nicht an das Leben seines Menschen glaubt, und zwar nach gleichen und gleich guten Gründen.

Da ich selbst kein Schatten bin, weiß ich zwar nicht genau, was der Schatten von seinem Verhältniß zum Menschen denkt; inzwischen stehen ihm jedenfalls zwei Vorstellungsweisen offen.

Die eine ist die, daß er sich als Geist und den Menschen als seinen Körper ansieht; ihn blos für bestimmt hält, seiner sonst rein immateriellen Existenz eine Anknüpfung an das Irdische zu gewähren, wie wir selbst auch unsern Körper nur als Einpflanzungsmittel unserer Seele in das Irdische betrachten. Der Unterschied wäre in der That nur der, daß der Schatten als Geist *neben* seinem Körper hergeht, während unser Geist *in* seinem Körper einhergeht; an sich ist aber ein räumliches Verhältniß des Geistes zum Körper so gut möglich, als das andere. Warum soll der Geist seinen Rock nicht eben so gut neben sich hängen, als anziehen können? Und wenn *wir* blos die eine Weise der Verbindung von Geist und Leib für statthaft halten, wie wollen wir es dem Schatten verdenken, wenn er eben so blos die andere Art für statthaft hält? Sieht man, wie selbst die gewiegtesten Philosophen Körper und Geist einander scharf gegenüberstellen, so könnte man sogar auf den Gedanken kommen, daß die Schattenansicht die allein wahre wäre; wenn nur die Philosophen hier für par-

teilos gelten könnten. Aber offenbar sind sie selbst aus dem Schattenreiche inspirirt. Denn warum vertrügen ihre Sätze sonst so wenig scharfe Beleuchtung. Ich, der ich den Schatten gern ihr Recht lasse, aber unseres auch nicht verkurzt haben will, finde es ganz natürlich, daß die Natur in ihrem Streben, alle Möglichkeiten zu verwirklichen, beide Verhältnisse zugleich verwirklicht hat, so daß also ein Geist des Körpers in ihm, der andere neben ihm geht, und, damit sie sich nicht um denselben streiten, es so eingerichtet hat, daß jeder denkt, er habe den Leib allein. Man weiß ja, die Natur braucht gern ein Mittel zu vielen Zwecken. Zwar sagt die Bibel: Niemand kann zweien Herren dienen; allein mit dem Niemand meint sie: kein Geist kann zweien Herren dienen; dagegen sehen wir allerwege dieselbe Materie sehr verschiedenen Geistern dienen. Der Mond muß uns leuchten, zugleich aber den Wesen auf dem Monde Stand und Nahrung geben. Warum soll also nicht auch unser Leib zugleich einem Geiste dienen, der in ihm, und einem, der neben ihm ist. Hat er doch auch, wie der Mond, dem einen Sitz und Nahrung zu geben, dem andern zu leuchten, zwar nicht positiv, aber negativ, d. h. ihm den nöthigen Lichtmangel zu verschaffen. Unser Leib ist so gar zweckmäßig hiezu eingerichtet, daß man nicht einsieht, warum die Natur diesen Zweck verloren geben lassen sollte; er gienge aber verloren, wenn nicht eben der Schatten seinen Nutzen davon hätte.

Nach Allem denke ich mir, daß der Schatten ſich etwa wie folgt über den Leib äußern wird.

Ohne dieſen Leib könnte ich hienieden nicht beſtehen; alſo iſt er für mich da. Freilich nicht blos, um mich in dieſem Jammerthale zu erhalten, ſondern auch mich daran zu feſſeln. Aber nicht immer hoffe ich dieſe ſchwere Maſſe, die ſich an meine Ferſen hängt, mit mir herumtragen zu müſſen; nicht immer in einer Welt wandeln zu müſſen, wo es mehr des Uebels, d. h. des Lichts gibt, als des Guten. Wenn ich mich nur beſtrebe, hier ſo ſchwarz als möglich zu werden, ſo werde ich gewiß auch dereinſt in ein höheres Schattenreich, ein Reich reiner Nacht aufgenommen werden, wo ich mit andern gleich guten Schatten ohne Leib und Licht ſelig wandeln werde. Offenbar iſt es auch nur mein Leib, der mich jetzt noch hindert, den großen Urſchatten im Himmel zu ſehen, der mich und alle andere Schatten erzeugt hat. Wie eine Scheidewand ſteht mein Leib zwiſchen ihm und mir. Aber ſie wird einſt fallen.

Der Schatten irrt ſich vielleicht hier in Manchem, indem er denkt, das Beſte und Letzte in der Welt könne nur etwas ganz Aehnliches als er ſelbſt ſein; und wir haben vielleicht Recht, wenn wir ihn deshalb verſpotten; wofür er natürlich ſeinerſeits auch Recht hat, uns deshalb zu verſpotten, daß wir das Beſte und Letzte in der Welt für etwas ganz Aehnliches als uns ſelbſt halten. Für Beide bleibt immer wahr, daß noch etwas

hinter dem Leibe steckt, was sich nicht davor sehen läßt; obwohl der Schatten in dieser Beziehung wieder besser als wir gestellt ist, die von derselben Mauer ganz und gar umschlossen sind, welche dem Schatten blos von einer Seite gegenübersteht.

Jedoch noch eine andere Vorstellung als die vorige ist für den Schatten möglich. Wir sehen in unserm schwarzen Nebenmanne einerseits unsern beständigen von uns abhängigen Begleiter, anderseits ein Widerspiel unsers positiven Wesens; in demselben Verhältnisse stehen wir nun aber auch gegenseits zu unserm Schatten. Also kann mein Schatten mich eben so für seinen Schatten, als ich ihn für meinen Schatten halten.

So viel ich an ihm zu wenig finde, wird er an mir zu viel finden; und ob Mangel oder Ueberfluß über das Rechte, kommt im Grunde auf Eins heraus. Was hat doch, wird der Schatten, indem er auf sein feines unfaßbares Wesen reflectirt, sagen, was hat doch der grobe Kloß, der mit mir läuft, mit der wahren Sphäre des Seins gemein. Er ist nur ein Excrement, was aus dem Gebiete der Wirklichkeit herausfällt, für sich überhaupt nicht existirend, ein ganz von mir abhängiges Scheinwesen, das daher auch Alles mitthun muß, was ich thue, aber freilich die Freiheit und Leichtigkeit meiner Bewegung nicht theilen, sondern nur plump nachäffen kann. Während ich mich bald rechts, bald links wende, wie mir's nach Tages- und Jahreszeit gefällt, bleibt er immer ein steifer aufrechter Stock und muß

immer genau die Stellung einnehmen, die meine und die Sonnenſtellung ihm vorſchreibt; wo iſt da eine Spur von Freiheit und Selbſtſtändigkeit. Verſchwinde ich, verſchwindet er auch, denn nie hat ein Schatten ſeinen Menſchen länger als ſich ſelbſt wahrgenommen. Wie iſt überhaupt ein poſitives Weſen ohne den Gegenſatz gegen ein negatives denkbar; nur dieſem Gegenſatze verdankt es ſeine Scheineriſtenz.

Sagt nun der Menſch: Ei, ich weiß doch recht wohl, daß ich wirklich exiſtire, da bin ich ja; erwidert der Schatten: Nun, da bin ich ja auch. Man ſieht mich, man empfindet meine Kühle. Wäre ich nicht, wie könnte man von mir ſprechen. Dem Menſchen will inzwiſchen nichts einleuchten. Natürlich, von einem Schatten kann nichts einleuchten; ich will daher meine Lampe herzubringen.

Wäre der Schatten blos Nichts, ſo möchte ich ſein Leben nicht vertheidigen; nun aber iſt er weniger als Nichts, und dies kommt ihm zu ſtatten. Was fühlt man doch ſtärker, die Sattheit oder den Hunger? Kinder und Völker ſind ſtill, wenn ſie das Nöthige haben, ſchreien aber um Alles, was ihnen fehlt; ſo wirkt alſo weniger als was ſogar mehr als was. Warum ſoll denn nun die Natur nicht da, wo das Licht fehlt, eben ſo gut Lichthunger fühlen, als wir da, wo Speiſe, Preßfreiheit u. dergl. fehlt?

Man erwidert vielleicht: nicht die Natur, ſondern der Schatten ſoll ja fühlen. Wenn auch die Natur

an der Schattenſtelle etwas fühlte, ſo wäre der Schatten noch ſo wenig ein ſelber lebendes Weſen, als die Kälte, die ich am Beine fühle.

Aber was iſt denn der ganze Menſch ſelber Andres als ein Gewebe und Gefolge von Naturgefühlen, nur losgelöſt vom übrigen Grunde der Natur. Löſt ſich denn aber der Schatten nicht ſo ſcharf als der Menſch aus der übrigen Natur heraus? Was iſt ſchärfer, als der Abſatz des Schattens von dem umgebenden Lichte? Iſt alſo nur Gefühl am Schatten, ſo fühlt er auch mindeſtens ſo ſelbſtſtändig als der Menſch, weil er ſich eben ſo ſelbſtſtändig von der übrigen Natur loslöſt.

Inzwiſchen wird der Menſch immer irgendwelche handgreifliche Unterlage für das Fühlende oder Gefühl verlangen, und das Gefühl des Schattens ſo lange für einen Schatten des Gefühls zu halten fortfahren, als er den Schatten ſelber nicht mit Händen greifen kann; denn ſo ſehr er darauf hält, daß der Geiſt ein immaterielles Weſen ſei und bleibe, will er doch ſeine Immaterialität eben in der Materialität bethätigt haben. Nun aber iſt dies ja auch beim Schatten der Fall, nur daß er ſich blos an die handgreifliche Oberfläche der Körper hält. Mehr wie zwei Dimenſionen mag er einmal nicht. Wer alſo dem Loch, was der Schatten in das Licht macht, kein Gefühl zutraut, kann es wenigſtens der Fläche zutrauen, über welche dies Loch hingleitet. Sie kann doch fühlen, was ihr in jedem Augenblicke fehlt. Dieſe Fläche wechſelt freilich beſtän-

dig, und der Schatten ſoll doch ein Individuum ſein. Aber die Materie, aus der unſer Körper beſteht, wechſelt ja auch beſtändig. Der Greis iſt ein ganz anderer Haufe Materie als das Kind, und doch noch daſſelbe Individuum. Ob nun, wie beim Menſchen, nach und nach verſchiedene Materie durch eine Form durchſtreicht, oder wie beim Schatten eine Form nach und nach über verſchiedene Materie hinſtreicht, kommt im Grunde auf daſſelbe heraus. Jedenfalls ſehen wir an uns ſelbſt, daß es nicht die Identität der Materie iſt, an welcher die Identität des Individuums hängt; ja nicht einmal die Identität der Form, denn die Form des Greiſes iſt doch eine ganz andere als die des Kindes; es genügt, daß die ſpätere Form mit der früheren durch die Zeit continuirlich zuſammenhängt; das gilt aber vom Schatten des Menſchen wie vom Menſchen ſelbſt.

Wozu beweiſen, ſagt man endlich, daß der Schatten fühlen *könnte*, da er nun doch einmal nicht fühlt. — Und woher weiß man das? — Nun, eben weil man nichts davon weiß, hat man es auch nicht anzunehmen. — Aber ganz eben ſo wird es ja wieder dem Schatten mit uns gehen. Denken, fühlen, wollen wir deshalb weniger, weil der Schatten von unſerm Denken, Fühlen, Wollen nichts weiß? Wie wollen wir nun ſo ungerecht ſein, ein ſolches Argument gegen den Schatten anzuwenden. Soll er etwa nicht fühlen, weil er ſchwarz ausſieht?

Ob er freilich gerade ſo vielerlei denkt und fühlt,

als wir, kann ich nicht behaupten, aber das Gegentheil läßt sich auch nicht behaupten. Da viel Feines in einem Menschen vorgehen kann, was ein anderer nicht bemerkt, könnte um so mehr auch Vieles im Schatten vorgehen, was unsern Augen entginge. Jedenfalls, wenn im Schatten, wie in uns hienieden, sich das Wechselspiel von Gefühlen und Gedanken an gröbere und feinere Aenderungen des Leiblichen knüpft, so sehen wir schon genug davon, um den Schatten nicht für den Aermsten zu halten. Er wechselt ja beständig nicht nur seine Formen, sondern auch seine Tinten; immer spielen andere Schatten und Seitenlichter in ihn hinein, je nachdem er sich da oder dorthin bewegt. Was fehlt ihm also zur Bedingung eines wechselvollen Gefühls- und Gedankenlebens? Sagt man etwa, dies Spiel hat ja doch keinen Sinn? Aber was hat denn das Farbenspiel, was in unser Auge fällt, für Sinn? Alles, was sich um und an und im Schatten begiebt, fällt ja doch auch in denselben allgemeinen Naturzusammenhang, als das Farbenspiel in unserm Auge; warum soll es für den Schatten weniger Sinn haben, als wenn wir Berge, Bäume, Seen sehen?

Mit einem Worte, ich halte den Schatten für einen platten Mohren, und sehe nur Gründe für sein Leben, aber keine gegen sein Leben. Diese Betrachtung kann, wenn zu nichts anderm, doch dazu nütze werden, daß die Anzahl der überflüssigen Hunde dadurch sich vermindern wird; denn da man diese doch meist nur hält,

um ein lebendes Weſen zu haben, mit dem man ſpazieren gehen und eine ſtumme Unterhaltung führen kann; ſo wird man nun, da man in ſeinem Schatten ein ſolches Weſen erkennt, nicht erſt nöthig haben, zu einem fremden ſeine Zuflucht zu nehmen, zumal da die Unterhaltung des Schattens nichts koſtet und er ſo gut parirt als ein treuer Hund, auch ſich niemals abſpenſtig machen läßt.

II.

Der Raum hat vier Dimenſionen.

Eine vierte Dimenſion des Raums, wird man ſagen, iſt das fünfte Rad am Wagen. Nein, erwidere ich, ſie iſt vielmehr eben das vierte Rad am Wagen, ohne das er wenig nutze wäre. Der Wagen braucht ein viertes Rad, um laufen zu können; man wird ſehen, daß die vierte Dimenſion dem Raume denſelben Nutzen leiſtet.

Von vorn herein darf ich freilich nicht hoffen, die Anſicht von vier Dimenſionen des Raums bei zwei Claſſen von Perſonen durchzuſetzen, bei denen, die nichts glauben, als was ſie ſehen, und bei denen, die nichts ſehen, als was ſie glauben. Unter den erſtern verſtehe ich die Naturforſcher, die nur auf ihre Sinne bauen, unter den letztern die Philoſophen.

Die erſtern werden, um dieſen Gegenſtand gründlich zu unterſuchen, erſt ihre Stube der Länge nach hingehen, dann der Quere nach. Zwei Dimenſionen hätten wir, werden ſie ſagen. Wo iſt doch gleich die dritte? Da ſie nicht gewohnt ſind, den Blick nach dem Himmel zu richten, mit Ausnahme der Aſtronomen, die ihn freilich immer dahin richten, aber nur, um ihn im-

mer verkehrt zu ſehen, fällt ihnen die dritte Dimenſion nicht ſo leicht ein, als die beiden andern, und da ſie ſich auch mit der Elle nicht hoch hinauf verfolgen läßt, wird ihnen die Exiſtenz derſelben vielleicht von vorn herein minder annehmbar erſcheinen. Inzwiſchen, werden ſie ſagen, der Fall der Körper nöthigt, ſie wenigſtens als Hypotheſe gelten zu laſſen. Etwas Höheres muß doch jeder Menſch annehmen. Alſo es gibt eine dritte Dimenſion. Aber wo wäre die vierte?

Nachdem ſie ſich nochmals in der Stube danach umgeſehen, werden ſie hinaus ins Freie gehen, um den Verſuch in größerm Maßſtabe zu wiederholen; ſie werden geradeaus gehen, rechts gehen, in die Höhe ſehen, und wieder fertig ſein. Sie werden die Kryſtalle, die Pflanzen, die Thiere, erſt mit bloßem Auge, dann mit dem Mikroſkope, auf eine vierte Dimenſion anſehen, dann anatomiren, um inwendig danach zu ſuchen, dann die Regierung veranlaſſen, eine Nordpolexpedition danach auszuſchicken, endlich Häuschen mit möglichſter Vermeidung der bekannten Dimenſionen erbauen laſſen, um reine Beobachtungen über die unbekannte zu gewinnen. Nachdem ſich alle dieſe Wege fruchtlos erwieſen, werden ſie zufriedengeſtellt ſagen: es gibt keine vierte Dimenſion, wie Manche aus ähnlichen Gründen geſagt haben: es gibt keinen Gott.

Nun, die Philoſophen werden es anders machen. Statt wie die Vorigen in dem Dinge, was ſie unterſuchen wollen, wirklich umherzugehen und ſich darin

umzusehen, werden sie vielmehr sich möglichst davon zurückziehen und davon absehen, indem sie glauben, am besten so hinter das Wesen der Dinge zu kommen, daß sie ihm den Rücken kehren, und am sichersten den Widerspruch mit der Wirklichkeit dadurch zu vermeiden, daß sie sich nicht um selbe kümmern. Sie werden demgemäß alles Messen, Wägen, Anatomiren, Observiren sorgfältig vermeiden, sich in ihren Lehnstuhl setzen und nun erwarten, daß der reine Begriff des Raums sich zu ihnen bemühe. Er kommt. Aber indem er eintreten will, hält ihn der Thürsteher an und sagt: mein Herr zählt nie über drei; was mehr ist, bleibt draußen. Der Raum, da sein Wesen einmal ist, allenthalben Platz zu finden, möchte doch auch gern im Kopfe des Philosophen Platz finden; also, gesetzt auch, er hätte vier Dimensionen, läßt die vierte draußen, und wird nun eingelassen. Der Philosoph zählt: es ist richtig, sagt er, der Begriff ist dreifaltig, Gott ist dreifaltig, der Mensch ist dreifaltig, auch der Raum ist dreifaltig. Es gibt keine Zahl in der Welt, als die Drei; die Eins selbst besteht blos aus drei Dritteln; zerfällt also auch stets wieder in solche. Die Eins gleich drei Dritteln ist gleich der zweiten Potenz der Drei, also gleich neun; neun nach demselben Schluß gleich einundachtzig; Eins also gleich jeder Potenz der Drei.

Erstaunt, wie rasch er auf diese Weise vorwärts kommt, entwickelt er von hieraus die Principien der absolut wahren, reinen, höhern Mathematik, und indem er genug

zu thun findet, Newton und Gauß zu widerlegen, welche immer steif dabei bleiben, daß Eins gleich Eins sei, vergißt er darüber Zeit und Raum so gänzlich, daß sie nichts besseres zu thun wissen, als ihn wieder zu vergessen.

Kurz, von diesen zwei Seiten wird eine vierte Dimension des Raumes schwerlich je Anerkennung finden. Mehr ließe sich von Seiten Derer hoffen, die Alles auf den praktischen Nutzen beziehen, wenn wir ihnen zeigten, was sich Alles mit einer Dimension des Raums mehr ausrichten ließe.

Wie müssen sich jetzt die Menschen drücken und wie wenig reicht das Land hin, sie bequem zu nähren. Hätten wir eine Dimension mehr, so wurden sich die Felder nicht blos in die Breite strecken, sondern auch in die Höhe reichen, und aus dem Quadrate des Ertrags würde mindestens ein Cubus des Ertrags. Natürlich mußte der Himmel, der jetzt in der Richtung der dritten Dimension über uns liegt, in die der vierten verlegt werden, wo er ohnehin schon für die meisten Menschen liegt. Man brauchte nun nicht mehr weit zu gehen, auszuwandern, um Alles, was man brauchte und wünschte, zu suchen, Brot, Geld, Glück, Freiheit, Gleichheit; sondern Alles könnte man in der neuen vierten Dimension suchen, die natürlich dann eben so gleich über Jedes Kopfe angehen würde, als jetzt die dritte. Alle jetzigen Luftschlösser würden sich dann in wirkliche Schlösser verwandeln, und immer würde es noch erlaubt sein,

neue Luftſchlöſſer in den höhern Regionen der vierten Dimenſion zu bauen, da manche Menſchen doch einmal nicht anders als in Luftſchlöſſern leben können.

Ich ſehe in der That nicht ein, warum das Volk, dem man von dieſer vierten Dimenſion ſo oft unter andern Namen erzählt hat, auf einmal aufhören ſollte, daran zu glauben, wenn man nun einmal die Sache beim rechten Namen nennt. Der Nutzen der vierten Dimenſion iſt ſo groß und einleuchtend, daß gar kein Grund iſt, warum man ſich zur Annahme derſelben nicht eben ſo gut entſchließen ſollte, als zur Annahme von ſo manchem Andern, was bei weitem weniger verſprach und doch blos wegen deſſen, was es verſprach, geglaubt wurde. Wo wir die vierte Dimenſion herbekommen ſollen, iſt eine Sache für ſich und vermindert nicht im mindeſten den Nutzen, den man ſich und Anderen davon verſprechen darf. Das Bequemſte wird jedenfalls ſein, ſie aus den alten drei Dimenſionen ſelbſt zu machen; denn im Grunde, da mit der vierten Dimenſion der Segen erſt angeht, iſt es am beſten, die alten drei ſchon abgebrauchten ganz abzuſchaffen. Auch hat eine einzige Dimenſion praktiſch große Vortheile. Man braucht ſich da nicht umzuſehen, ſondern läuft immer auf Ein Ziel los. Iſt nur erſt ein Anſtoß gegeben, ſo muß Alles in der Richtung des gemeinſamen Fortſchritts fort, und Niemand kann ſich mehr träg zur Seite ſtellen. Die allgemeine Freiheit iſt dabei auf das Einfachſte erreicht; denn Jeder kann thun was er will, da er nur Ein-

wollen kann, der einzigen Richtung folgen, die es gibt. Die allgemeine Gleichheit ist zugleich da, denn es gibt jetzt keinen Unterschied mehr von Dick und Dünn, da Alles möglichst dünn ist. Unstreitig werden alle Freunde des Fortschritts, der Freiheit und Gleichheit in dieser Welt von Einer Dimension ihr Ideal wiedererkennen.

Inzwischen dürfte es Andere geben, denen die alten drei Dimensionen mit ihrer behaglichen Breite und Dicke trotz aller darin vorkommenden Mangelhaftigkeiten, ja sogar um derselben willen, doch lieber sein werden, als die neue Dimension des reinen Fortschritts zum Bessern. Selbst den Umstand, daß sie bei den drei Dimensionen Platz haben, den Männern jenes unbedingten Fortschritts aus dem Wege zu gehen, werden sie nicht gering anschlagen. Vor Allem aber wird sie in Schrecken die Betrachtung setzen, wo denn in der Welt von Einer Dimension ihr Bauch Platz finden soll, und wie dünn erst die Würste sein müssen, wenn das ganze Schwein nur die Dicke einer mathematischen Linie hat. Auch wird es sie wenig trösten, wenn man ihnen sagt, daß in der Welt des Fortschritts überhaupt weder Zeit noch Ruhe zum Essen sei, also es zu einem dicken Bauche ohnehin nicht kommen könne. Bringe ich aber solchen mit Belassung ihrer drei Dimensionen noch eine vierte dazu, so dürften sie abermals bedenkliche Gesichter machen. Es ist doch immer etwas Neues, werden sie sagen, und wovon das Ende nicht abzusehen. Bleiben wir bei unsern guten alten drei Dimensionen, in denen wir

geboren und erzogen ſind; es gibt ohnehin des Neuen täglich zu viel. Indeß hoffe ich, dieſe durch das Verſprechen zu gewinnen, ihnen aus der neuen Dimenſion die alten Zöpfe wiederherzuſtellen, die in der franzöſiſchen Revolution zugleich mit den Köpfen abgeſchnitten wurden; um die Köpfe wird es ihnen doch weniger zu thun ſein. Auch erinnere ich ſie an die Vortheile eines Magens von vier Dimenſionen. So denke ich dieſe würdige Claſſe ganz auf meine Seite zu bekommen. Die Männer des Fortſchritts aber laſſen wir laufen.

Wen ich in Wahrheit bedaure, ſofern zu den drei Dimenſ noch eine vierte kommen ſollte, ſind die Schül- ſchon jetzt erſchrecken, wenn ſie von der Ebe- Planimetrie auf den Berg der Stereometrie ſtei- n; nur ſteht ihnen ſogar noch eine Geometri- er Dimenſionen, ein Pelion auf dem Oſſa, b- as werden das für perſpectiviſche Zeichnungen ſein müſſen, wenn es gelten wird, zu beweiſen, daß das Prisma von vier Dimenſionen ſich in vier Pyramiden gleichen Inhalts zerlegen laſſe. Tüchtigen Geometern aber, welche ſchon alle Winkel und Ecken zwiſchen den alten Dimenſionen ausgekrochen ſind, wird es wie ein neuer Imbiß ſchmecken, wenn man ihnen einmal mit ganz neuen Ecken zu thun gibt, nachdem ihnen der alte Zuckerkant ſchal geworden. Nun, ſie mögen immerhin ihre ſphäriſche Trigonometrie für die Sphäre von vier Dimenſionen bereit halten, denn jetzt werde ich die vierte Dimenſion gleich bringen.

Die Art, wie ich dem Raume zu einer vierten Dimension zu verhelfen suchen will, ist allerdings eigen; nämlich dadurch, daß ich ihm anfangs von seinen dreien eine nehme.

Man denke sich ein kleines buntes Männchen, das in der camera obscura auf dem Papiere herumläuft; da hat man ein Wesen, was in zwei Dimensionen existirt. Was hindert, ein solches Wesen lebendig zu denken. Haben wir doch früher gesehen, daß sich selbst ein Schattenmann lebendig denken läßt. Daß er es ist, wollen wir hier nicht noch einmal behaupten; es ist genug, es einmal gethan zu haben; aber denken kann man sich's doch. Nun, in sofern alles Sehen, Hören, Dichten und Trachten eines blos in zwei Dimensionen existirenden Wesens auch blos in diesen zwei Dimensionen beschlossen wäre, so würde es natürlich eben so wenig etwas von einer dritten Dimension wissen können, als wir, die wir nur in drei Dimensionen leben, von einer vierten. Das experimentirende Schatten- oder Farbenmännchen würde eben so auf seiner Fläche herumlaufen und vergebens nach der dritten Dimension suchen, eben so vergebens Mikroskope und Fernröhre danach aufspannen, als unser Naturforscher nach der vierten; es kann doch mit dem Blicke sich nicht über die Fläche erheben, sondern nur in der Richtung der Fläche fortblicken. Und das philosophirende Schattenmännchen würde, da seine Begriffe sich unstreitig im Zusammenhange mit seinen Anschauungen bilden würden,

eben so wenig über die Zwei als unser Philosoph über die Drei hinauskommen können. Beide würden es also unmöglich halten, daß eine dritte Dimension existirt, daß sich durch einen Punkt mehr als zwei auf einander rechtwinklige Gerade ziehen lassen. Sie wüßten absolut nicht, wo sie die dritte anbringen sollten. Und doch existirt diese dritte Dimension. Sie existirt für uns, die selbst eben in drei Dimensionen leben.

Wir sind nur Farben- oder Schattenmännchen in drei Dimensionen statt in zweien. Da wir sehen, daß bei der Zwei kein Aufhören ist, außer für Wesen, die selbst in der Zwei aufhören, ist nicht abzusehen, warum in der Drei ein Aufhören sein sollte, außer für Wesen, die eben auch selbst in der Drei aufhören. Soll etwa die Welt nicht über Drei zählen können? Es ist auch nicht der allergeringste Grund da, warum sie bei Drei aufhören sollte; und so schließe ich nach dem Gesetze des zureichenden Grundes, daß sie wirklich nicht dabei aufhört.

Man überlege doch: sieht denn die dritte Dimension um ein Haar anders aus, als die zweite und erste? Wenn aber keine größere Kunst dazu gehörte, die dritte als die zweite und erste zu schaffen, so wird auch keine größere Kunst dazu gehören, die vierte und fünfte als die dritte und zweite zu schaffen. Wo hört die Natur sonst auf, einen Anfang fortzusetzen, außer wenn ihr die Kraft gebricht. Aber die dritte Dimension ist noch nicht kürzer, als die beiden andern. Man sieht,

wenn wir nur erſt die vierte Dimenſion haben, ſo haben wir auch ſofort die fünfte, ſechſte, ſiebente, bis zur unendlichſten Dimenſion; wir können in Dimenſionen wahrhaft ſchwelgen, ſie wie Stecknadeln fabriciren, ihr Sparrwerk ausbauen, ſo weit wir wollen. Sonſt dünkte uns eine Dimenſion eine abſonderliche Sache; nun werden die Dimenſionen ſpottwohlfeil werden, und wenn man in ganz Baiern zu jeder Hopfenſtange, und in Oeſterreich zu jedem Schlagbaum, und in Rußland zu jedem Knutenſtrick eine neue Dimenſion verwendete; es würde nicht an Stoff zu eben ſo viel neuen fehlen.

Die Philoſophen freil ch werden ſagen: wir Philoſophen ſind das Gehirn der Welt; geht in unſerm Kopfe, dem Höchſten von Allem, nichts über die Drei, ſo iſt damit ſchon hinreichend bewieſen, daß in der Welt überhaupt nichts über die Drei geht. Ich halte aber die Welt für eine große Henne, von der die Philoſophie ſammt allen Philoſophen nur ein Windei iſt. Nun will bekanntlich das Ei immer klüger ſein, als die Henne; weil aber die Henne doch gewiß klüger iſt, als das Ei, ſo liegt eben darin, daß das Ei nur bis drei zählen kann, der beſte Beweis, daß die Henne noch weiter zählen kann.

Inzwiſchen auch wer kein Philoſoph iſt, wird vielleicht ſagen: die Drei iſt immer eine hübſche runde Zahl, es wäre doch möglich, daß der Raum das Sprichwort: aller guten Dinge müſſen drei ſein, in ſeiner Jugend gelernt und daher, als er es bis zur dritten

Dimenſion gebracht, den rohen Trieb, weiter zu gehen, gezähmt hätte, dem Menſchen zum guten Beiſpiel, der ſich auch ſelbſt zähmen ſoll.

Aber das iſt eine Cirkelbetrachtung: denn im Raume von vier Dimenſionen wird das Sprichwort natürlich beißen: aller guten Dinge müſſen vier ſein, und im Raume von fünf Dimenſionen: aller guten Dinge müſſen fünf ſein. Uebrigens wollen wir genügſam ſein, und uns vorläufig blos an die vierte Dimenſion halten, die wir ſo gut wie in der Hand haben, und die zehn oder hundert auf dem Dache dafür fliegen laſſen.

Kann man mich nun nicht widerlegen, ſo wird man ſagen: es bedarf keiner Widerlegung; die Beweiſe mit dem Schatten- und Scheinmännchen ſind Schatten- und Scheinbeweiſe; zeige uns nur $^1/_{100}$ Linie von der vierten Dimenſion und wir wollen dir hundert Meilen, oder ſo viel du willſt, zugeben.

Nun, daß der Menſch die Katze nicht ganz im Sacke kaufen, ſondern wenigſtens ein Endchen ihres Schwanzes ſehen will, iſt billig; obſchon ich den Philoſophen wohl entgegnen könnte: eine Katze im Sack ſei immer noch beſſer, als der Sack ohne Katze, den ſie den Leuten verkaufen wollen, und den Naturforſchern, es ſei doch beſſer, die Katze im Sacke zu nehmen, weil, wenn wir ſie herauslaſſen wollten, ſie wahrſcheinlich entwiſchen würde.

Jedoch, um mein Möglichſtes zu thun, ſehe ich wieder bei dem Farbenmännchen in zwei Dimenſionen

nach; weiß ich erſt in zwei Dimenſionen die dritte zu packen, ſo muß es ja dann um ſo leichter ſein, in dreien die vierte zu packen. Auch iſt dies nur eine beſondere Anwendung der von jeher mit Frucht angewandten Methode, das, was man in drei Dimenſionen nicht realiter finden kann, in zwei Dimenſionen, d. h. auf dem Papier zu ſuchen und zu finden. Und ſiehe da, es gelingt.

Zur Sache: ich nehme die Fläche, worin mein Scheinmännchen ſich befindet, und führe ſie durch die dritte Dimenſion hindurch, ſo erfährt das Scheinmännchen Alles, was in dieſer dritten Dimenſion iſt; es wird ſogar, indem es in andere Lichträume kommt, wo ſich die Strahlen anders ordnen und färben, ſelbſt ſich hiermit ändern und vielleicht zu Ende des Weges bleich und runzlig ausſehen, während es zu Anfange des Weges roth und glatt ausſahe. Freilich hat das Männchen niemals ein Stück der dritten Dimenſion auf einmal und glaubt alſo in jedem Augenblicke immer noch blos in ſeinen zwei Dimenſionen zu ſein; es faßt von der ganzen Bewegung blos das zeitliche Element und die vor ſich gehende Aenderung auf. Aber factiſch durchmißt es doch die dritte Dimenſion und Alles, was darin iſt. Demgemäß ſagt das Männchen: es gibt eine Zeit und in der Zeit ändert ſich Alles, auch ich ſelbſt.

Nun, wir ſagen auch: es gibt eine Zeit und in der Zeit ändert ſich Alles, auch wir ſelbſt. Was liegt dem alſo zu Grunde? Die Bewegung unſers Raums von drei Dimenſionen durch die vierte, von welcher

Bewegung wir aber auch nur das zeitliche Element und die Veränderung, welche erfolgt, wahrnehmen.

Nichts ist auch im Grunde einfacher und natürlicher: unsere Welt von drei Dimensionen ist eine ungeheure Kugel, die in eine Menge einzelner Kugeln zerfällt. Jede von diesen läuft; also wird die große Urkugel wohl auch laufen; aber wo sollte sie hinlaufen, wenn es nicht eine vierte Dimension gäbe? Indem sie aber selbst durch diese vierte Dimension läuft, laufen natürlich auch alle Kugeln in ihr, und Alles, was auf diesen Kugeln lebt und webt, durch die vierte Dimension mit durch.

Dies eröffnet uns den Weg zu schönen Betrachtungen:

Eigentlich ist Alles, was wir erleben werden, schon da, und was wir erlebt haben, ist noch da; unsere Fläche von drei Dimensionen, denn es hindert jetzt nichts, von einer solchen in Bezug zum Körperraum von vier Dimensionen zu sprechen, ist nur durch jenes schon durch und durch dieses noch nicht durch. Wenn also z. B. der Mensch zu Anfange Kind, zu Ende Greis, in der Mitte Mann ist, hat man sich vorzustellen, es erstrecke sich in die Richtung der vierten Dimension ein langer Balken hinein, der zu Anfange als Kind, zu Ende als Greis, in der Mitte als Mann gestaltet ist, von welchem Balken die drei Dimensionen im Fortschreiten immer so viel abschneiden, als in jedem Augenblicke in sie geht; das gibt dann den Menschen, der in diesem Augenblicke lebt. Um sich das recht zu verdeutlichen, denke man daran, wie die kleinen niedlichen

Mosaiks in Italien verfertigt werden, die zur Zierath an Busennadeln, Ringen u. s. w. dienen. Man kittet zuerst lange gefärbte Stifte in angemessener Ordnung an einander und zerschneidet die so erhaltenen Stangen in Querscheiben, wodurch man aus einer Stange mühelos eine Menge gleichbeschaffener Mosaiks erhält. In ähnlicher Weise wird von der Lebensstange des Menschen in jedem Augenblicke durch die fortschreitende Schnittfläche der drei Dimensionen ein neuer Mensch abgeschnitten, und der Unterschied besteht nur in den beiden Umständen, daß bei der italienischen Mosaik die Schnittfläche blos zwei, hier drei Dimensionen hat, und daß der Mensch jedes folgenden Schnitts hier ein wenig anders ausfällt, als der des frühern, während die Figur in den italienischen Mosaiks sich immer genau wiederholt. Inzwischen würde nichts hindern, auch bei diesen im ersten Schnitt die Figur eines Kindes, im letzten die eines Greises zu bekommen, wenn man statt gleichförmig fortlaufender Stifte solche, die sich im Laufe ihrer Länge geeignet änderten, anwendete.

Das Vorige verspricht praktisch sehr nützliche Folgen, sofern man nur ein Mittel entdeckte, den Lebensbalken des Menschen so umzulegen, daß man dessen einmal ganz in unsern drei Dimensionen habhaft würde; dann könnte man ein ganzes Heer von Soldaten aus einem einzigen Menschen schneiden und würde nun durch das ganze Heer nicht blos uniforme Röcke, sondern auch uniforme Gesichter, das letzte blos etwas älter als das

erſte, haben, und beobachtete man überdies die Klugheit, den Stangenſoldaten ſchon vor dem Zerſchneiden einzuexerciren, ſo würde man nach dem Zerſchneiden auch ſofort ein ganz gleichförmig einexercirtes Heer haben, wobei übrigens nichts hinderte, die Officiere eben ſo aus einer beſondern Stange zu ſchneiden, als das jetzt ſchon geſchieht. Freilich würde jeder Soldat dann nur kurze Zeit leben, weil er blos noch mit einem Bruchtheile der ganzen Lebenslänge eines Menſchen in die Zeitdimenſion hineinragen könnte; aber was thut das bei Soldaten, die ohnehin nur da ſind, todtgeſchoſſen zu werden, um neuen Menſchen Platz zu machen; ſie würden ihren Zweck um ſo ſchneller erfüllen.

Eine gleich wichtige Anwendung dieſer Erfindung des Umlegens würde darin beſtehen, daß uns die ganze Buchdruckerkunſt hiemit erſpart ware.

Jedes Buch, was ein Autor ſchreibt, verlängert ſich nämlich auch balkenförmig in die vierte Dimenſion hinein, da es ja doch nicht gleich, wenn es der Autor geſchrieben hat, von der Erde verſchwindet. Legen wir nun dieſen Balken wieder um, ſo können wir beliebig viele Exemplare daraus ſchneiden, die überdies alle das Verdienſt der Originalhandſchrift des Verfaſſers haben. Freilich wird jedes dieſer Exemplare wieder nur kurze Zeit dauern; aber was thut das bei Büchern, die ohnehin nur da ſind, um neue Bücher danach zu ſchreiben; ſie würden ihren Zweck, dieſen Platz zu machen, nur um ſo ſchneller erfüllen.

Ich würde demgemäß empfehlen, eine Preisaufgabe in Bezug auf dieſen Gegenſtand zu ſtellen. Freilich würde ſie Niemand löſen, aber was thut das bei Preisaufgaben, die ohnehin nicht da ſind, gelöſt, ſondern nur geſtellt zu werden, um neuen Platz zu machen.

Nun kommt aber noch etwas Merkwürdigeres: nämlich, daß wir mit der Bewegung der Fläche von drei Dimenſionen durch die vierte uns ſelbſt alle eigne Bewegung erſparen. Es gibt dann gar keine Bewegung mehr in dieſer Welt. Um dieſen ſchönen Satz, und hiemit die ewige Ruhe, wonach ja ſtets das Trachten aller Frommen gegangen, zu gewinnen, wird man ſich freilich eine geiſtige Motion vorher gefallen laſſen müſſen.

Auf der Mitte eines weißen Papiers A A ſtehe ein rother und ein gelber Lichtſtral, oder lieber gleich Lichtbalken auf, der rothe ſenkrecht, der gelbe ſchief gegen das Papier gerichtet,

so werden beide Balken da, wo sie zusammen auf dem Papier stehen, in O, einen Orangefleck hervorbringen, als Zusammenfluß eines rothen und gelben Flecks, von da an sich aber trennen. Nun bewege sich das Papier senkrecht gegen den rothen Balken fort, so daß es z. B. bis in die Lage A' A' kommt, so wird ein rother Fleck r fortgehends in der Mitte des Papiers zu ruhen scheinen, obschon das Papier im Fortschritt immer neue Stellen des rothen Balkens schneidet; ein gelber Fleck g aber sich immer mehr vom rothen Fleck, mit dem er erst zusammenfiel, entfernen, immer seitlicher zu liegen kommen, kurz sich über das Papier hinwegzubewegen scheinen, ungeachtet doch der ganze gelbe Balken eben so steif und fest vor dem Papier stehen bleibt, als der rothe. Es liegt Alles an der Schiefe des gelben Balkens und der simpeln Bewegung des Papiers. Je schiefer der gelbe Balken gegen das Papier gerichtet ist, desto weiter wird sich bei einer gegebenen Fortbewegung des Papiers der gelbe Fleck vom rothen entfernen, desto rascher also seine eigene Bewegung erscheinen.

Natürlich, wenn sich etwas in unsern drei Dimensionen zu bewegen scheint, rührt dies nun auch blos daher, daß der Balken, den es in den Raum der Vier hinauserstreckt, schief gegen die drei Dimensionen gerichtet ist, und daher beim Fortgange der Fläche von drei Dimensionen diese immer an anderen Stellen schneidet. Je schiefer, um so schneller scheint die Bewegung.

Iſt die Bewegung krummlinig, ſo rührt das blos von einer krummen Geſtalt des Balkens her.

Dies führt nun zu neuen fruchtbaren Betrachtungen. Zuvörderſt ſieht man, daß der Mathematiker jetzt gar keine Urſache mehr hat, ſich über den Zuwachs der Arbeit, den ihm die vierte Dimenſion macht, zu beſchweren, da ihm dafür die ganze Bewegungslehre erſpart iſt. Alles ſteht wie es ſteht, und den Urgang der Welt hat er nicht nöthig zu berechnen, dieſer geht immer ſeinen Strich fort. Um die Geſtalten des Raums mit vier Dimenſionen zu berechnen, hat er blos nöthig, ſeine Variable t als vierte Raumcoordinate zu betrachten. Der Naturforſcher andrerſeits gewinnt ſchöne neue Naturanſichten. Um nur eins flüchtig zu erwähnen. Sehen wir einen Planeten im Kreiſe herumlaufen, ſo rührt dies blos daher, daß der Planet ſich ſpiral- oder korkzieherförmig in den Raum von Vieren hineinerſtreckt. Indem nun die Fläche von Dreien, worin ſich der Planet in jedem Augenblick befindet, durch dieſen Spiralbalken eben ſo durchſchreitet, wie vorhin die Fläche von Zweien durch den Lichtbalken; ſieht es freilich ſo aus, als liefe der Planet in ihr im Kreiſe. Es erhellt alſo, daß das Weltall eigentlich nur als ein groſſes Gewächs mit Spiralfaſern zu betrachten, und die ganze Aſtronomie nur ein mikroſkopiſcher Theil der Botanik iſt.

Am wichtigſten aber ſind die Folgerungen für das Praktiſche. Nun erſt wird der Menſch recht deutlich

erkennen, wie er mit all' seinem Aeschern und Laufen gar nichts gewinnt; er kommt doch im Grunde nicht vom Flecke; daher auch schon in der Bibel steht, zum Laufen hilft nicht schnell sein. Er gewinnt weiter nichts damit, als daß er etwas schiefer wird, und ein Mensch, der krumme Wege geht, macht sich blos dadurch zu einer Schraube. Alle Sorge ist jetzt dem Menschen erspart. Alles Brot ist dem Menschen schon gebacken, was er essen wird, er braucht nicht einmal den Mund aufzumachen, es zu essen, er findet ihn schon aufgemacht vor, wenn der Weltlauf ihn bis zur betreffenden Stelle geführt hat, und ein Stück weiter auch wieder zugemacht. Die Brausche, die sich Jemand schlagen wird, ist eigentlich schon vorn an seiner Balkenverlängerung geschlagen, und ein Stück weiter auch schon wieder geheilt; dazwischen liegt das Pflaster. Das Geld, was Jemand einnehmen wird, liegt schon aufgezählt da, und wird nur im Durchstreichen der drei Dimensionen eingestrichen, und wenn der Jude jetzt um eines Pfennigs willen von Haus zu Haus rennt, er kann sicher sein, daß, wenn dieser Pfennig nicht schon vorn in seinem Beutel liegt, alles Rennen und Laufen ihn nur nebenweg führen wird. Kurz, der Mensch kann künftig das bequemste Leben von der Welt führen; er kommt immer dahin, wo er kommen muß.

Nun bleibt blos noch die Frage zu lösen übrig, wo es doch mit der ganzen Bewegung in Richtung der vierten Dimension hinaus will. Man kann darüber

zwei Hypotheſen aufſtellen, nach deren einer wir auf dem natürlichſten Wege zur Erfüllung alles Deſſen geführt werden, was der Menſch je von der Zukunft gehofft hat, nämlich zu einer allgemeinen Auferſtehung der Todten, einer Verjüngung unſers Leibes, dem Paradieſe und der Rückkehr in Gott, wobei die Juden unterwegs alle in Abrahams Schoos gelangen, zu einem Leben mit einer total neuen Weiſe des Seins, welches in jeder Hinſicht als die Ergänzung des jetzigen betrachtet werden kann und worin die gerechteſte Vergeltung Statt hat, die ſich überhaupt denken läßt. Was kann man eigentlich noch mehr wollen? Indeß beſorge ich doch, daß der Menſch nach ſeiner gewöhnlichen unbeſcheidenen Weiſe, wenn er erſt das ganz ſicher vor Augen ſehen wird, was er bisher blos wünſchte oder zweifelhaft hoffte, anfangen wird, noch mehr oder gar etwas Anderes zu wünſchen, daher es immer gut iſt, noch die andere Hypotheſe zur Befriedigung ſelbſt dieſer Unbeſcheidenen bereit zu haben. Jeder ſehe nun ſelbſt zu.

Zunächſt mache ich darauf aufmerkſam, daß faſt alle Bewegungen in der Natur hin- und hergehend ſind. Das Pendel ſchwingt hin und wieder, die Saite ſchwingt hin und wieder, der Aether im Lichte ſchwingt hin und wieder; der Menſch läuft auch hin und wieder; ja jedes Bein für ſich ſchwingt dabei hin und wieder. Es erſcheint alſo von vorn herein mehr als wahrſcheinlich, daß auch die Bewegung der Welt von einer gewiſſen

Zeit an wieder rücklaufig werden wird, ſo daß Alles, was ſchon geſchehen iſt, noch einmal in umgekehrter Richtung geſchehen wird; da zumal man ſonſt der Natur den Vorwurf zu machen hätte, daß ſie nur eine einſeitige Richtung verfolge, während ihr doch zwei zu Gebote ſtehen. Jedes Rad, was vorwärts rollt, kann doch auch rückwärts rollen, und es iſt wunderlich, da man ſtets vom Rad der Zeit geſprochen, daß man nie an dieſe Rückwärtsbewegung gedacht hat.

Geſetzt nun, eine ſolche begönne von einem gewiſſen Zeitpunkte an einzutreten, ſo leuchtet ein, daß alle Gräber ſich aufthun und alle Menſchen, die je geſtorben ſind, wieder auferſtehen werden, und wenn Jemandes Knochen noch ſo weit zerſtreut liegen, ſie werden ſich wieder zu einem lebendigen Leibe zuſammen finden; Jeder wird von Tage zu Tage jünger werden; es wird gar kein Altern mehr geben, ſondern das ganze Leben in Verjüngung beſtehen; endlich wird Jeder in ſeinen Mutterleib zurückkehren, mit der Mutter wird es desgleichen geben und ſo wird immer weiter zurück jedes Aelternpaar ſeine Kinder und Enkel wieder einſammeln, die Juden alſo auch alle richtig wieder in Abrahams Schoos gelangen, bis endlich die ganze Ausſaat der Menſchheit ſich in Adam und Eva wie in zwei Säcken wieder beiſammen finden und ins Paradies wieder zurückgebracht ſein wird, worauf auch Eva wieder in Adam einkriechen und ſich in eine Rippe Adams verwandeln, Adam aber von Gott ergriffen und zu einem

Erdenklos zuſammengeballt werden wird; wonach dann Gott noch die ganze Erde und Meer, und Sonne und Sterne in ſeine Einheit aufnehmen wird.

Im Laufe dieſer rückgängigen Weltordnung wird nun Jeder daſſelbe, was er jetzt Andern geleiſtet, von dieſen wieder empfangen. Der Schuhmacher wird von mir genau dieſelben Schuhe wieder empfangen, die er mir jetzt liefert, und ich werde von ihm daſſelbe Geld wieder empfangen, was ich ihm jetzt bezahle; der Ochſe wird vom Schuhmacher das Leder wieder empfangen, was er ihm geliefert, und der Menſch vom Ochſen das Futter, was er an ihn gewandt; der Acker wird vom Menſchen das Getreide zurückbekommen, was dieſer von ihm abgemäht, und der Menſch vom Acker den Saamen und Dünger, den er darauf gebracht. Kurz, Keiner wird ſagen können, daß er um ein Haar mehr oder weniger, oder Beſſeres oder Schlechteres erhalte, als er geleiſtet, da er ja eben genau daſſelbe wiedererhält; was unſtreitig dem Begriff der Gerechtigkeit in vollkommenſter Weiſe entſpricht.

Hiemit wäre alles Verſprochene und Gehoffte vollſtändig erfüllt. Indeß wie geſagt, der Menſch wird nicht zufrieden ſein, und nun die vollkommene Gerechtigkeit ihm zu Theil werden ſoll, nach der Jedem genau mit dem Maße gemeſſen wird, mit dem er ſelbſt gemeſſen, ſie vielmehr darin ſuchen, daß ihm mit einem größern und beſſern Maße gemeſſen werde, er etwas Mehres und Beſſeres bekommt, als er verdient hat;

und da ich ſelbſt zu dieſen unbeſcheidenen Seelen gehöre; ſo überlaſſe ich die vorige Hypotheſe den Mannern, die ſchon jetzt das Rad der Zeit rückwärts laufen laſſen wollen, und halte mich an die andere Hypotheſe, die von einer unendlichen Progreſſion, indem ich die einſeitige Richtung, welcher die Welt dadurch anheim fällt, damit entſchuldige, daß es doch eben die Richtung vom Schlechtern zum Beſſern ſei. Sehe ich doch ſchon jetzt hinter jedem Weſen eine Peitſche, die daſſelbe, mag es wollen oder nicht, in dieſer Richtung forttreibt, oder, iſt es noch nicht darin, in dieſelbe hineintreibt. Alſo mag auch wohl die ganze Welt ſelber mit ihren vier Dimenſionen nichts anders ſein, als ein großes vierbeiniges Geſchöpf, das hinten von einer ſolchen Peitſche fortgetrieben wird, während vorn der Futtertrog der ewigen Seligkeit ſteht, an dem ſie, wenn ſie mude iſt, endlich einmal behaglich ausruhen und ſich gütlich thun wird; worauf der große Fuhrmann die Peitſche abermals erheben und ſie wieder ein Stuck vorwärts treiben wird, zu einer Krippe, die noch voller von ewiger Seligkeit iſt.

Nun ſieht man leicht ein, was man verlieren wurde, wenn man dieſem Thiere von ſeinen vier Beinen eins abſchneiden wollte, zugleich aber wird man begreifen, warum man das vierte Bein bisher uberſehen hat. Weil nämlich das Thier dies Bein ſtets zum Fortſchritt aufgehoben hält, denken wir auf der Erde ſtehende Weſen, es ſei uberhaupt blos dreibeinig, und

erblicken, wenn wir einmal aufwärts ſehen, in dem erhobenen Bein blos einen Fingerzeig nach oben, während doch dieſe Erhebung ganz weſentlich dazu dienen ſoll, daß es auch unten damit weiter gehe.

III.

Es gibt Hexerei.

Die Menſchen haben von jeher bedeutungsvolle Träume und Ahnungen gehabt; aber kein aufgeklärter Mann wird daran glauben, weil ein Aufgeklärter nie ſelbſt bedeutungsvolle Träume und Ahnungen haben wird, höchſtens Alpdrücken. Das hängt einmal mit der Conſtitution zuſammen. Daher geben auch die Aufgeklärten das Alpdrücken zu, weil ihnen dies das Zugeſtändniß ſelbſt abdruckt; aber ehe denn wird ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als eine Ahnung durch einen aufgeklärten Kopf, wenn ſchon das Hohle darin viel größer iſt. Sollte auch die ganze Stadt Träume und Ahnungen haben, ſo wird ja eben damit bewieſen, daß dieſelben *ein Vorurtheil der Menge* ſind.

Man darf inzwiſchen nicht glauben, daß der Glaube hiebei im Ganzen zu kurz komme. Wenn nicht bei den Aufgeklärten eine ſo große Erſparniß an Glauben gemacht würde; woher ſollte der große Glaubensſegen an andern Orten kommen? Wir ſehen hier nur die gewöhnliche ſchöne Einrichtung der Weltordnung, das Pfund von einer Stelle, wo es doch nicht wuchern

würde, ganz wegzunehmen und an eine andere zu verlegen, wo es um so besser wuchert. Man sollte daher die Versammlungen der Aufgeklärten nicht verbieten, weil das eigentlich nur Veranstaltungen sind, gewisse Orte und Personen ganz des Glaubens zu entledigen, um ihn an andern Orten mit größerm Nutzen zu verwenden, z. B. zu Erlangung guter Aemter und Stellen. Daß der Glaube hiebei aus den eigentlichen Glaubensgebieten durch die, welche ihn möglichst zu pflegen haben, so viel wie möglich fortgeschafft wird, ist nicht anders zu fassen, als wir ja auch den Wein aus den eigentlichen Weingegenden durch die, welche ihn daselbst zu bauen haben, ausführen und Anderes dafür einführen sehen, was eigentlich anderwärts seinen Boden hat. Am besten trinkt man doch den Wein da, wo es zu kalt ist, als daß er von selbst wachsen könnte, und genießt man das Eis da, wo es zu warm ist, als daß es von selbst frieren könnte. In der That sieht man offenbar dies Princip befolgt, indem man den Glauben in großen Massen aus dem Gebiete der Religion in das Gebiet der Naturwissenschaften übergeführt sieht, wo er die mächtigste treibende, wärmende und belebende Kraft äußert, und dafür aus dem Gebiete der Naturwissenschaften in das Gebiet der Religion das verständige nüchterne Wissen, was daselbst die schönste abkühlende Wirkung äußert.

Zunächst sind es die Physiker, welche das Wissen in den Naturwissenschaften anbauen. Von diesen neh-

men es dann die Lichtfreunde in Empfang, um es dem Volke für seinen alten Glauben zu verkaufen. Und, Dank ihren Bemühungen, es wird jetzt wenig gemeine Leute geben, welche der Bibel nicht ihre groben Irrthümer im Betreff der Schöpfungsgeschichte und des Sonnenlaufs nachzuweisen vermöchten, und nicht ihre kindische Ehrfurcht vor einem Buche ganz abgelegt hätten, das statt den Menschen zurechtweisen zu können, auf allen Seiten Zurechtweisung vom Menschen annehmen muß.

Von der andern Seite sind die Aerzte bestimmt, den in der Religion zu viel gewordenen Glauben in die Naturwissenschaften einzuführen und darin zu pflegen. Ein großer Theil des Glaubens, der früher im Gebiete der Religion zu finden war, ist jetzt offenbar auf das Gebiet der Homöopathie gewandert, wo jede Portion Glauben mit einer entsprechenden Portion Vernunft willig bezahlt wird. Hier verrichtet nun der Glaube ohne alle Materie die Wunderkuren, die man von jeher für seine Sache gehalten. Es versteht sich von selbst, daß dafür die Religion mit ihren Wundern bezahlen muß. Die Vernunft besteigt die Kanzel, schüttelt die Bibel mit Kraft, daß alle Wunder wie Staub und Motten herausfliegen und hält nun zum Bibeltext die pharmaceutischen Vorlesungen, die der Homöopath nicht mehr braucht, indem sie den Leuten beweist, daß Christus Wasser in Wein verwandelt habe, sei nur so zu erklären, daß zugleich eben so viel Wein

in Waſſer verwandelt worden, oder, was auf daſſelbe herauskomme, eins mit dem andern ausgetauſcht worden ſei. Als Beweis dieſes Waſſers, in das ſich Chriſti Wein verwandelt hat, dient eben die Predigt, womit begoſſen die Leute nach Hauſe gehen.

Ich würde indeß den andern Aerzten Unrecht thun, wenn ich die Homöopathen für die alleinigen Beförderer des Glaubens in den Naturwiſſenſchaften erklären wollte. Wenn, wie Manche meinen, die ganze Frömmigkeit wirklich am Glauben hängt, ſo kann ein Frommer in der That nichts Beſſeres thun, als ein Syſtem der Medicin andächtig durchleſen, oder ſtatt eines Liedes ein Recept abſingen; man glaubt nicht, wie viel hierin von Glauben ſteckt; oder, um ſeinen Glauben auch werkthätig zu beweiſen, ſich ins Bett legen und Medicin nehmen; die Apothekerbüchſen ſind wahre Einmachebüchſen des Glaubens und noch dazu eines ſolchen, der wohl ſchon mehr zur Seligkeit gefördert hat, als jeder andere Glaube.

Zur nähern Einleitung meines Gegenſtands habe ich die Verdienſte einiger neuern Aerzte um die Förderung des Glaubens noch beſonders zu erwähnen.

Die Vernunft hatte im vorigen Jahrhundert den Glauben ganz zum Kopfe herausgejagt; da nun der Glaube blind iſt, aber mittelſt des Magnetismus eben ſo ſehen kann, wie die Vernunft mittelſt des Lichts, zog derſelbe einem großen Magnete nach, den der Arzt Meſmer gerade an den Bauch gelegt hatte, und

quartierte ſich dort in den Magen ein, der hierüber alsbald Eſſen und Trinken vergaß und blos noch weiſſagen wollte. So lange nun der Menſch ſatt war, erfreute er ſich daran, und fing ſchon an zu hoffen, daß er ſich künftig Schulen, Univerſitäten, Sternwarten und ſeinen Kopf ſelbſt, durch den Magen und Magnetismus ganz erſparen könnte; aber da er hungrig ward, und eſſen wollte, fragte ihn der liebe Gott, ob er den Magen lieber zum Eſſen oder zum Weiſſagen haben wollte; beides zuſammen ginge nicht; worauf er erwiderte: zum Eſſen. Da mußte der Glaube wieder ausziehen. Aber wohin? Im Kopfe hatte ſich inzwiſchen die Vernunft breit gemacht und ließ ihn nicht mehr zurück. Nun erbarmte ſich ein anderer Arzt, Gall, deſſelben und legte auf dem Kopfe einen Pflanzgarten mit gut abgetheilten Beeten für ihn an, wo die Glaubenswirthſchaft auch ganz gut gedieh, ſo lange der Boden durch die Reſte des alten Puders noch fruchtbar war. Nur ward es dem Glauben ſo unmittelbar über dem Sitze der feindlichen Vernunft nie recht geheuer, und als die Puderreſte verzehrt waren, kümmerte die Wirthſchaft wieder und er muſte abermals weiter ziehen. Im Menſchlichen war jetzt nichts mehr für ihn zu ſuchen; alſo blieb ihm nichts mehr übrig, als das Außer-, Ueber-, Unter- oder Unmenſchliche zu ſuchen, womit aber nur eine neue um ſo glänzendere Epoche für ihn begann. Da die Weltgeſchichte zur Einleitung ihres groſſen Vorhabens die Eigenſchaften eines Dichters, Arztes und

Schwaben in Verbindung bedurfte, ließ ſie zunächſt Schillern Medicin ſtudiren, der alsbald den Geiſterſeher, nachmals aber die Götter Griechenlands ſchrieb, ein prophetiſches Gedicht, worin ſich das Zeitbedürfniß nach einer neuen allgemeinen Begeiſtung der Natur nur erſt noch in Form der Sehnſucht nach Wiederkehr der antiken heidniſchen Naturbegeiſtung ausſpricht. Ein zweiter Dichter, Arzt und Schwabe war dann beſtimmt, dieſer Sehnſucht im höhern modernen und chriſtlichen Sinne die Erfüllung zu geben. Alsbald ward durch ſeine Glaubenskraft die ganze Natur aufs Neue mit individuellen Geiſtern bevölkert und der Rückblick auf jenes Gedicht konnte nun dienen, den großen Fortſchritt der Zeiten bemerklich zu machen. Während ſonſt die Götter barfuß oder mit Sandalen und leichtem Flügelſchritte, wie es einem kindiſchen oberflächlichen Zeitalter ziemte, von oben herab zu Tänzen der Hirten und ſchönen jungen Frauen ſtiegen, ſtiegen ſie in der jetzt techniſch fortgeſchrittenen, tiefſinniger gewordenen und die Luft der Welt in ihrer wahrer Richtigkeit erkennenden Zeit mit Stiefeln von gutem und gut gegerbten Leder aus Kellern und Grüften herauf zu hyſteriſchen kranken Weibern, um ſie noch etwas mehr zu plagen und warfen ſtatt mit Licht- und Liebegeſchoſſen mit Sand und Stückchen Kalk von der Wand um ſich, da die gute Polizei das Schießen in den Häuſern inzwiſchen verboten hatte; und die Geiſter vor dieſer höhern Behörde inzwiſchen den ziemenden Reſpect

erlangt hatten, den sonst umgekehrt die Menschen vor der höhern Behörde der Götter trugen. Statt steifer Steinstatuen auf festen Sockeln dienten jetzt flackernde Hemden an der Leine zur Nachtzeit den Gemüthern als Gegenstände gläubiger Ehrfurcht; ein Beweis des so viel lebendigern Charakters des neuen Glaubens. Bei zunehmendem Wachsthume des Glaubens ragte zuletzt die Geisterwelt mit ihrer weißen Hand so weit in die irdische Welt und die geisterspürende Welt mit ihrer langen Nase so weit in die Geisterwelt, daß überall eine an die andere stieß. Leider aber hatte dieses seine nachtheiligen Folgen. Allerhand lästige Berührungen erfolgten zwischen beiden; und da, was sich zu leicht findet, sich nicht mehr sucht, trat allmälig eine Erkaltung des ganzen Glaubenslebens ein, die noch jetzt nicht gehoben ist.

Indem ich nun darauf reflectire, daß ich selbst auch einmal Medicin studirt habe, kommt mir der Gedanke, daß ich wohl berufen sein könnte, den Stillstand oder Rückschritt, der so in der großen Glaubensepoche eingetreten ist, wieder in einen Fortschritt zu verwandeln. Einige Inspirationen, die ich eben empfange, bestärken mich darin; ich werde sie mittheilen und demgemäß beweisen:

1) daß die Hexen füglich sehr wohl auf Besen durch die Esse nach dem Blocksberg reiten konnten und noch können;

2) daß es mit der Hexerei überhaupt keine Hexerei, sondern die natürlichste Sache von der Welt ist.

Das Erſte anlangend, ſo iſt zu hoffen, daß, wenn man nur erſt dies wieder glauben wird, man dann um ſo leichter alles Andere glauben wird; und ich würde vorſchlagen, nachher den Glauben, ſtatt mit Kelch oder Kreuz, was er lange genug müſſig in den Händen gehalten, fortan mit dem Beſen vorzuſtellen, entweder wie er das Wiſſen damit fleißig ausfegt, oder im Sinne derer, welche den Glauben wie alle andern Dinge dem Princip des freien Fortſchritts unterthan wünſchen, wie er ſelbſt auf dem Beſen durch die Eſſe nach dem Himmelblauen reitet, und hinten darauf alle die mitnimmt, welche im Glauben, daß es ſo zum Beſten gehe, zuſammenhalten.

Der Beweis für das Beſenreiten iſt freilich jetzt faſt eben ſo ſchwierig geworden, als früher den Hexen der Gegenbeweis, was mit verſchiedenen Umſtänden zuſammenhängt, denen es werth iſt, einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken, bevor wir auf die Sache ſelbſt eingehen.

Zuvörderſt haben offenbar die Principien der neuern Philoſophie einerſeits und die Luftballons andererſeits dem Credit der Beſen ſehr geſchadet; denn da man geſehen hat, daß man mit großen, hohlen, leeren Blaſen in kurzer Zeit die größten Höhen erreichen kann, ſo hat man den ſolidern Beſen dies Vermögen nicht mehr zugetraut, ohne zu bedenken, daß es verſchiedene Mittel in der Natur gibt, eine Sache in die Höhe zu treiben, wovon die Leere und Leichtigkeit nur eins ſind. Sollte man auch wirklich mit den Beſen nicht ganz ſo hoch kommen,

als mit den Luftballons aus Taffet oder Philosophie, so beabsichtigt man ja damit auch nur, bis auf die Spitze des Blocksbergs zu kommen, der noch auf der Erde steht und eine gute Aussicht darüber gestattet, nicht bis in die höhern Luftschlösser, wo man von der Erde so viel wie nichts und von Sonne, Mond und Sterne auch nicht mehr als jetzt sieht.

Ein zweiter Umstand liegt darin, daß man es früher für ganz natürlich hielt, wenn die Hausfrauen das Instrument der Reinlichkeit und Ordnung als Steckenpferd selbst ritten, so daß der Hexenritt nur als eine verkehrte Richtung einer sich von selbst verstehenden Sache erschien; während man jetzt sich der ganzen Sache schämt, und sie den Dienstboten zuschiebt, die sie wieder andern Dienstboten zuschieben, so daß zuletzt der ganze Vorgang in ein zweideutiges Licht gekommen ist. Um den Besen nicht mehr brauchen zu müssen, behauptet man nun lieber, er sei nicht mehr zu brauchen.

Drittens ist ein Einfluß abhanden gekommen, der den Menschen ehemals schon von Kindesbeinen an Ehrfurcht vor dem Besen einpflanzte. Sonst nämlich wurde ein Zweig von jedem Besen hinter den Spiegel gesteckt, um, während das Uebrige an der Cultur der Stube arbeitete, an der moralischen Cultur des Menschen zu arbeiten, daher auch die vom Besen und seinem Gebrauche abgezweigten Ausdrücke: Bessern, Bekehren. Jetzt sucht man die Cultur des Menschen weniger mehr hinter, als vor dem Spiegel; verweist ihn

auf den Spiegel des Gewissens, und reibt die Kinder sanft mit der Baumwolle der Liebe ab, wo sie dann allerdings auch gut werden, wenn sie nämlich so gut sein wollen. So ist der Besen nach und nach um alles Ansehen gekommen, und man will an keine Leistungen desselben mehr glauben.

Jedoch kommen wir zur Sache. Hiebei habe ich von einem Grundfactum auszugehen, von dem ich erst das Historische mittheilen muß, und um so lieber etwas dabei verweile, als sich außer dem theoretischen Interesse auch ein großes praktisches Interesse daran knüpft.

Im Jahre 1830 machte der Schornsteinfeger Green zu London, ein Verwandter des bekannten Luftschiffers, die Entdeckung, daß man sich bei einer Feuersbrunst durch Herabreiten auf einem Besen an der freien Wand eines Hauses auf die nachher anzuzeigende Weise retten könne. Er nahm ein Patent auf diese Erfindung, wonach jeder, der zur Rettung seines Lebens davon Gebrauch machte, zur Zahlung einer gewissen Summe an ihn verpflichtet war, so viel ich mich erinnere 10 Pfund, welche jedoch für Arme ermäßigt ward. Die erste Nachricht von dieser Entdeckung ward in den Times gegeben und später in dem Repertory of arts der Gegenstand durch Abbildungen erläutert. Die Sache machte Anfangs einiges Aufsehen, indeß widersprachen Physiker sogleich heftig, und die Julirevolution lenkte die Aufmerksamkeit bald ab. Die Hauptsache aber, welche der Aufnahme der neuen Erfindung im Wege stand,

war unſtreitig der Umſtand, daß Green bei einem öffentlichen Verſuche, den er zur Bewährung ſeiner Erfindung anſtellte, wirklich den Hals brach. Dies lag nun zwar jedenfalls an einer Zufälligkeit; aber ſeiner Erfindung war doch hiemit in den Augen der Menge zugleich der Hals gebrochen.

Inzwiſchen veranlaßte nicht ſowohl der praktiſche, als ein wiſſenſchaftlicher Geſichtspunkt neuerdings die Wiederaufnahme der Verſuche. Ein deutſcher Philoſoph nämlich kam in Paris zufällig mit dem berühmten Phyſiker Arago in einen Streit über dieſen Gegenſtand, indem er die Möglichkeit der Sache gegen ihn nach denſelben Gründen behauptete, die ich nachher anführen werde, während Arago dieſe vom Standpunkte des Phyſikers aus beſtritt. Obwohl nun der Philoſoph dem Phyſiker die Richtigkeit ſeiner Anſicht durch unwiderlegbare Schlüſſe darthat, fand er doch nur taube Ohren bei ihm. Ihr übrigen Deutſchen, ſagte Arago, pflegt von den Thatſachen nur inſofern etwas zu halten, als ſie ſich in Philoſophie überſetzen laſſen, aber bei uns Franzoſen iſt es umgekehrt; wir halten von der Philoſophie nur inſofern etwas, als ſie ſich in Thatſachen überſetzen läßt. Beweiſen Sie mir, ſtatt mit philoſophiſchen Gründen, denen ich nicht zu folgen vermag, durch ein Experiment, dem ich zu folgen vermag, daß ſich auf einem Beſen an der freien Wand eines Hauſes herabreiten läßt, und ich will der Erſte ſein, der ſich zu Ihren Anſichten bekennt; bis dahin erlauben Sie mir, zu glauben, daß

Ihre Ansichten mit den Principien einer gesunden Naturforschung unverträglich sind.

Unstreitig klingt es recht gut, was hier der Franzose sagte; aber man weiß ja, Franzosen wissen immer gut zu reden, und der Erfolg wird zeigen, daß der Philosoph gegen alle diese wohlgesetzten Antitheſen doch Recht behielt.

Zuerst zwar suchte er seinerseits dem Physiker die empirische Bewährung zuzuschieben, indem er bemerkte, diese könne nur im Interesse des Physikers, aber nicht des Philosophen sein, für welchen Experimente, denen der Charakter der Allgemeinheit und Nothwendigkeit abginge, überhaupt nichts bewiesen; als inzwischen Arago die Anmuthung höflich mit der Gegenbemerkung ablehnte, daß die Anstellung des Experiments nach dem, was er vom Schicksale Greens wisse, doch wohl noch mehr im Interesse des Philosophen, der sich um das Empirische nicht kümmere, als des Physikers, der sich darum kümmere, sein möchte, entschloß sich der Philosoph, um dem Franzosen eine Beschämung und der deutschen Philosophie einen Triumph zu bereiten, einmal von allen Regeln derselben eine Ausnahme zu machen und den ideellen Worten eine grobe empirische Unterlage zu geben.

Er stellte nun erst Versuche im Kleinen an, überzeugte sich dabei, daß, was er zwar schon vorher wußte, bei gehöriger Ausführung des Versuchs an Halsbrechen nicht zu denken, vielmehr derselbe ganz einfach zu

bewerkstelligen sei, und daß die größere Schwierigkeit weniger in Bewahrung der rechten Sicherheit als der rechten Anstandes beim Herabfahren liege, worauf bei einer Production vor Franzosen freilich besondere Rücksicht zu nehmen. Als er endlich auch in dieser Beziehung sich die erforderliche Vollkommenheit erworben zu haben glaubte, lud er die Akademie der Wissenschaften zu einem größern Versuche ein, bei dem er wirklich an der Außenseite der Sternwarte die ganze Länge derselben mit Bewahrung der vollen philosophischen Würde und Haltung auf einem Besen glücklich herabfuhr. Nach genauer Bobachtung mit einer Terziennhr fand sich, daß die Fallzeit, die bei freiem Fall im luftleeren Raume aus der Höhe der Sternwarte $3^{7}/_{10}$ Secunden hätte betragen sollen, durch die von starkem Druck unterstützte Reibung des Besens an der Wand auf $10^{9}/_{10}$ Secunden vermehrt worden, mithin eine außerordentliche Verzögerung der Bewegung hervorgebracht war, was der zu bewährende und wissenschaftlich wichtige Punkt war. Laute Beifallsbezeigungen empfingen den Philosophen unten und selbst Arago beglückwünschte ihn, suchte indeß nachmals die Sache doch rein physikalisch durch eine besondere Polarisation und Interferenz der Zweige des Besens zu erklären, eine Erklärung, die bei näherer Betrachtung nichts weniger als Stich hält und blos den Starrsinn des Physikers bezeugt, der eher Alles, als die Behauptung eines Philosophen zugibt. Mehrere Discussionen über diesen Gegenstand finden sich in den Ann-

de Chim. et de Phys. LIII. p. 18 suiv. Der Beſen iſt noch jetzt in den Archiven der Akademie niedergelegt.

Indeſſen faßten die Pariſer ſchnell die praktiſche Seite der Sache auf, und es wurden alsbald in den Champs elisées Rutſchwände errichtet, an denen man auf ſchön mit Blumen und Bändern gezierten Beſen täglich Hunderte von Menſchen herabreiten und die Geſchicktern unterwegs noch allerlei Luftſprünge ausführen ſehen kann, zum Verdruſſe aller Phyſiker, die ſich immer noch nicht in die Thatſache finden können und das Geſicht im Vorbeigehen abzuwenden pflegen. Doch hat bei dem ſchnellen Wechſel der Moden in Paris der erſte Eifer in dieſem Amuſement allerdings ſchon etwas nachgelaſſen. Auf eine nützlichere Anwendung, welche die Deutſchen davon gemacht haben, werde ich gleich nachher zu ſprechen kommen.

Dies das Hiſtoriſche. Nun zur Beſchreibung des Verfahrens ſelbſt:

Wenn in einem Hauſe die Treppe brennt und keine Möglichkeit iſt, etwa durch Einſchlagen der Wände in Nachbarhäuſer zu entkommen, was immer das Sicherſte bleibt, ſo öffne man das Fenſter, ſtemme einen Beſen mit ſeiner breiten Seite gegen die Wand, faſſe ihn mit den Händen am Stiel, ſetze ſich rittlings darauf, und fahre dann an der Wand damit herab, indem man ihn fortwährend ſo hart als möglich gegen die Wand drückt. Die ſtarke Reibung des Beſens an der Wand verhütet jedes unſanfte Niederfallen.

Hiezu sind einige Bemerkungen dienlich.

1) Da Alles auf der starken Reibung beruht, so ist für Solche, die eine möglichst langsame Fahrt wünschen, gut, den Besen vorher mit Kreide einzupudern. Angestellte Versuche haben gelehrt, daß die Reibung des Besens an einer Kalkwand dadurch im günstigsten Falle um $\frac{1}{7}$ vermehrt werden kann, was nach der bekannten Formel $q = gk - l$ eine Verzögerung der Bewegung um $\frac{1}{8}$ hervorbringt. Zwar ist diese Formel praktisch nicht brauchbar; indessen wird dies auch von praktischen Formeln nicht leicht verlangt; sie bleiben deshalb doch schöne Zierrathen der Praxis.

2) Da einige Kenntniß und Uebung zu allen Dingen nütze ist, und namentlich das erste Aufsteigen auf den Besen und die rechte Balance nicht immer beim Erstenmale gut getroffen werden, so ist räthlich, sich auf den Ritt etwas einzuüben und einige Anleitung zu haben. In diesem Bezuge dürfte die Anzeige willkommen sein, daß auch in der hiesigen Turnanstalt neuerdings geeignete Veranstaltungen dazu getroffen sind, wo man täglich Morgens von 11 bis 12 Uhr die erforderlichen Uebungen theils selbst anstellen, theils anstellen sehen kann. Man wird sich hiebei überzeugen, daß, nachdem man die Sache erst einigemale probirt, der Ritt von den größten Höhen gefahrlos zu bewerkstelligen sei. Nur ist hier die Form der Pariser Rutschwand mit der Form eines langen, mit dem Rücken vertical gestellten, Rutschpferdes ver-

tauscht worden, welches als Compagnon für den nebenbei befindlichen horizontalen Voltigirreifel dient. Neben der Anstalt wohnt der Böttchermeister Bestelmann, wo man Besen zur Auswahl, das Stück zu 10 Ngr., vorfindet.

Die Einführung des Besenrittes in dieser Anstalt ist übrigens keineswegs blos wegen der Einübung auf die Lebensrettung in vorkommenden Fällen, sondern noch mehr wegen der großen gymnastischen Wichtigkeit, die er an sich hat, geschehen. Bekanntlich nämlich ist das Princip der Turnkunst dieses, jeden einzelnen Muskel des Körpers durch eine geeignete Uebung zur höchstmöglichen Entwickelung zu bringen, hiemit auch einen allgemein vortheilhaften Einfluß auf den ganzen Körper und insbesondere das Gehirn zu äußern, und hiemit endlich jeden Turnenden zum vollkommensten Menschen so leiblicher als geistiger Seits zu machen. Nun aber hatte man bisher für einen kleinen Schließmuskel zwischen den Beinen, welcher den Namen bestioclastercoideus führt, durchaus keine geeignete Uebung entdecken können, er blieb also, je mehr die übrigen Muskeln geübt wurden, um so mehr zurück, verkümmerte, ging wohl gar ganz ein, was die Gestalt und den Anstand der Turner immer ein wenig aus dem Geschicke brachte, und machte, daß sie als Tänzer weniger beliebt waren; ja es traf sich, weil in diesen kleinen Muskel gerade der Schwerpunkt des Körpers fällt, daß Mancher mit demselben seinen Schwerpunkt ganz verlor. In Zusammenhange mit dieser Mangelhaftigkeit stand, daß der Einfluß auf das

Gehirn, auf den man doch so großes Gewicht legte, stets noch etwas zu wünschen übrig ließ, und nicht selten Fälle vorkamen, daß derselbe, der die geschicktesten Sprünge über den Voltigiresel zu machen wußte, zugleich die eselhaftesten Sprünge in der Logik machte, was immer bewies, daß die Turnkunst ihre idealen Zwecke noch nicht ganz zu erreichen vermochte. Nun aber hat sich merkwürdigerweise eben in dem Besenritt die noch fehlende Uebung jenes kleinen Muskels in vortheilhaftester Weise gefunden, und die hiesigen Turner sind seitdem auch auf Bällen und wegen ihrer zierlichen Haltung vorzugsweise geschätzt; und zugleich hat sich in der Erschütterung, welche der ganze Körper und mithin auch das Gehirn durch die Reibung des Besens an der rauhen Wand erfährt und die beim Anlangen unten mit einem kleinen Chor abschließt, ein so heilsamer Einfluß auf die geistigen Vermögen ergeben, daß man der Klage, die Jugend werde in Schulen zu viel angestrengt, fortan die einfachste Abhülfe versprechen darf. In der That hat sich durch genaue vergleichende Versuche herausgestellt, daß ein einmaliges Herabfahren auf einem Besen *ohne* Kreide einer ganzen Lehrstunde *mit* Kreide, auf einem Besen *mit* Kreide aber einer Lehrstunde *ohne* Kreide gleich zu achten. In Folge dessen findet sich denn auch in der neuesten Schrift über die Turnkunst, welche den Titel führt: „Die Turnkunst als Mittel vollkommene Menschen zu erziehen," die Hoffnung ausgesprochen; die Zeit dürfte nicht mehr fern

ſein, wo die ganze ſowohl leibliche als geiſtige Bildung des Menſchen ſich auf das Turnpferd und den Turneſel gründen werde, wie es denn ſchon jetzt etwas ſehr Erfreuliches ſei, eine ganze Schulklaſſe auf einmal, mit dem Lehrer an der Spitze, in Form einer Cascade das Rutſchpferd hinabgleiten und unten jedesmal mit einem Zuwachs von Bildung anlangen zu ſehen.

3) Von ſelbſt dürfte es dem moraliſchen Gefühle eines Jeden widerſprechen, den Beſen, der ihn wirklich einmal aus Feuersgefahr gerettet, ferner zu niederem Dienſte zu mißbrauchen. Schicklich wäre es wohl, für lebensrettende Beſen einen eigenen Verdienſtorden zu ſtiften und der Unterſchied von den Verdienſtorden für Menſchen würde dann einfach darin beſtehen, daß das Ordensband am Menſchen, dagegen der Beſen am Ordensbande aufgehangen würde. Daß Fälle vorkommen könnten, wo es zweckmäßig wäre, dies umzukehren, ſoll hiemit nicht in Abrede geſtellt werden.

Da nun nach dem Vorigen ein Thatbeſtand vorliegt, der von Jedem in Augenſchein genommen werden kann, ſo würde der theoretiſche Beweis der Möglichkeit überflüſſig ſein, wenn nicht auf demſelben die Verwandlung des Beſenrittes nach Unten in den nach Oben fußte. Auch würde ein wahrhaft aufgeklärter Kopf, ſelbſt wenn er mit leiblichen Augen die ganze Turngeſellſchaft auf Beſen herabreiten ſähe, keinen Anſtand nehmen, dies eben ſo, wie alles andere Wunderliche, was ſie vornimmt, für eine Phantasmagorie, eine Täuſchung des groben

Sinnes, zu erklären, sofern seine Vernunft den Ritt nicht mit zu machen vermöchte. Für solche Vernünftige ist Beweisen immer mehr als Weisen, und nur ein Beweiser, nicht ein Weiser, ist ihnen ein wahrer Weiser. Ich schreite also jetzt zum Beweise:

Daß Reibung die Bewegung verzögert, ist anerkannt; aber wie lange es oft dauert, fruchtbare Anwendungen von den bekanntesten Thatsachen zu machen, zeigt sich daran, daß man Jahrtausende lang auf den rauhen Straßen einhergerutscht ist, ungeachtet man doch schon längst Schlitten zu fahren wußte; erst ganz neuerdings hat man die Eisenbahnen erfunden, d. i. die Schlittenkufen auf die Erde gelegt. Aber nun ist man wieder dabei stehen geblieben, den Einfluß der Reibung auf horizontalen Flächen in Betracht zu ziehen; bei unserm Gegenstande aber kommt es blos darauf an, ihn auch an verticalen Flächen anzuerkennen, und ebenso Nutzen von der Vermehrung derselben, als dort von der Verminderung zu ziehen. Das ist Alles.

Noch Etwas zwar ist nöthig. Soll die Reibung wirksam erfolgen, so muß sie durch Druck unterstützt werden. Aber ganz ebenso gut, als ich einen Besen gegen eine horizontale Wand drücken kann, kann ich ihn ja auch gegen eine verticale Wand drücken. Man versuche es nur, man wird nicht den geringsten Unterschied finden.

Wir haben also Reibung und Druck, Alles, was wir brauchen, die Bewegung zu verzögern. Auch wird in so weit der Physiker ganz einig mit uns sein, nur

wird er die Bemerkung machen, daß der Druck sofort kraftlos werden müsse, wenn der Mensch den Stützpunkt verliere. Und diese Bemerkung ist auf seinem Standpunkt ganz richtig; aber durch unser Factum wird eben gegen den Physiker und für eine philosophische höhere Natur-Anschauung bewiesen, daß in der Welt da, wo organische Kräfte und Zwecke ins Spiel kommen, nicht mehr Alles nach todter physikalischer Gesetzmäßigkeit hergeht, sondern nach höhern Principien, deren Andeutung wir kurz versuchen.

Jedermann hat doch wohl etwas von der Lebenskraft, diesem Bosco oder Rappo, gehört, welche den Arm der Schwere entgegen hebt, das Blut im Körper bergan laufen macht, den Menschen bei lebendigem Leibe einbalsamirt, so daß er nicht fault; Alles gegen den Strich der physikalischen Gesetze. Diese Kraft wird nicht durch todte Massenverhältnisse, sondern allein durch den Zweck bestimmt, und es steht ihr vollkommen frei, jedes physikalische Gesetz zum Nutzen oder zur Erhaltung des Lebens abzuändern; wovon sie den ausgedehntesten Gebrauch in Heilung von Wunden und Krankheiten macht; wie sie denn z. B. oft Kugeln und Nadeln auf ganz verwickelten Wegen aus dem Leibe unschädlich nach Außen befördert, die nach blos physikalischen Gesetzen ganz träg liegen geblieben wären oder quer durch den Leib gestochen hätten. Daher mißt auch jeder bescheidene Arzt die Heilung der Krankheiten allein der Lebenskraft bei, und, wenn er sich dafür bezahlen läßt,

ist es nur wegen der Stärkung und Leitung der Lebenskraft; denn obschon die Lebenskraft viel weiß und kann, weiß und kann ein studirter Arzt doch noch mehr. Alles, was diese Kraft thut, thut sie gegen alle Rechnung, da sie einen angebornen Abscheu gegen alle Mathematik hat, und mit Recht, denn eben dadurch, daß sie sich dieser Fesseln ganz entledigt, vermag sie solche Wunderdinge zu verrichten und mit ihr alle, die diesen Abscheu mit ihr theilen. Nun sieht man aber durchaus nicht ein, warum diese Kraft, die, um den Menschen zu erhalten, das Blut die Wände der Adern heranlaufen läßt und die verwickeltsten Processe durchführt, nicht im Stande sein sollte, ihn mit dem Arme ganz einfach einen solchen Druck gegen die Wand machen zu lassen, um ihn auf einem Besen etwas langsamer, als es ohnedem sein würde, daran herabgleiten zu lassen; hier, wo es die Lebensrettung, den wichtigsten Zweck gilt. Ja, wie die Lebenskraft in gefährlichen Fällen ganz besondere Anstrengungen instinctartig macht, so darf man voraussetzen, daß unter diesen Umständen auch der Arm instinctartig von selbst mittelst des Besens einen besonders starken Druck gegen die Wand ausüben werde. Es ist, nachdem man einmal sich bis zur Idee einer nach Zwecken wirkenden Lebenskraft erhoben hat, nicht der allergeringste Grund daran zu zweifeln. Wollte der Arm hiebei so verfahren, wie es sich nach der physikalischen Gesetzmäßigkeit berechnen läßt, so würde er in diesem Augenblicke verdorren,

weil eben nur ein todter Arm auf berechenbare Weise verfährt. Nur dadurch unterscheidet sich ja der lebendig herabreitende Mensch von einem Leichnam, den man auf den Besen setzt, daß letzterer nach physikalischen Gesetzen herabplumpt, ersterer aber den physikalischen Fall- und Druckgesetzen noch ein Schnippchen schlagen kann, und nur in so weit er es thut, beweist er sein Leben.

Wie schön, daß diese Argumentation nun auch durch das Factum vollkommen bestätigt wird. Man kann in der That behaupten, daß der Schornsteinfeger Green durch seine Entdeckung mehr zur Entscheidung der wichtigsten Streitfrage der Physiologie im Sinne der höhern Naturauffassung geleistet hat, als alle Physiologen und Philosophen zusammengenommen durch ihr Geschwätz, ich nehme Den aus, der Greens Entdeckung bestätigte. Man kann jetzt sagen: so wahr der Mensch sein Leben durch Herabreiten auf einem Besen an der freien Wand eines Hauses retten kann, so wahr gibt es eine, nach Zwecken die physikalische Gesetzmäßigkeit abändernde, Lebenskraft.

Dieser Beweis wird für Naturphilosophen und Aerzte völlig genügend sein; wenigstens würden sie ihre eigne Stärke verkennen, wenn sie ihn nicht dafür halten wollten. Man kann ihn übrigens noch durch den Hinweis verstärken, wie in diesem Falle die Lebenskraft durch den Willen regiert wird, der als Princip der Freiheit von den todten Massen so wenig Gesetze

annimmt, als der Kutscher von seiner Kutsche, zu der ihm die Lebenskraft selbst nur als Pferd dient.

Noch viel leichter zu erweisen wird aber die Sache für Geistesphilosophen, wenn man sich nur an die rechte Schmiede wendet. In Hegels System finde ich fast auf jeder Seite Beweise für den Besenritt, welche zugleich als Bild dieses Rittes dienen können, indem sie gleich kühn, aber auch gleich gut zum Ziele führend sind. Ich schlage z. B. Band VII. der Werke auf, da finde ich (S. 69): „Die Schwere ist, so zu sagen, das Bekenntniß der Nichtigkeit des Außersichseins der Materie in ihrem Fürsichsein, ihrer Unselbstständigkeit, ihres Widerspruchs." Hier sieht man nun, daß die Schwere selbst schon hinreicht, den Besen gegen die Wand zu drücken, um dadurch das Außersichsein der Materie des Besens und der Materie der Wand möglichst zu negiren. Man kann so den Herabritt an der Wand als die Ablegung des philosophischen Bekenntnisses eines Besens aus der Hegelschen Schule betrachten. Sollte aber jener Hegelsche Satz bei dieser Auslegung mißverstanden worden sei, so würde dies nur ein Beweis sein, daß ich selbst der beste Schuler Hegels bin, da bekanntlich Hegel gesagt, von allen seinen Schülern habe ihn nur Einer verstanden und dieser habe ihn mißverstanden.

Nachdem nun erwiesen ist, daß ein Mensch vermöge seiner Lebenskraft oder der philosophischen Kraft der Schwere gegen alle physikalische Gesetzmäßigkeit

auf einem Beſen an einer Wand herabreiten kann, iſt es eben ſo leicht zu erweiſen, daß er gegen alle phyſikaliſche Geſetzmäßigkeit eine Wand damit bergan reiten kann. Hiezu iſt blos nöthig, daß die Lebenskraft und der Wille, ſtatt auf das Heil der Menſchheit oder das Gute, eine verkehrte Richtung, nämlich auf das Böſe nehmen, ſo wird ſich auch ihr Erfolg polar umkehren, und der Menſch ſtatt abwärts, aufwärts, ſtatt nach dem Centrum der Einigung mit allem Menſchlichen in die egoiſtiſche Leere und Vereinſamung hinausgeſtoßen werden. So iſt alſo ohne alles Weitere vollkommen erklärlich, wie durch einen Bund mit dem Böſen die Eigenſchaft entſteht, auf einem Beſen durch die Eſſe fahren zu können. Auch werden Sprachforſcher die Verwandtſchaft des Böſen mit dem Beſen leicht erkennen, und da vorhin eben ſo deſſen Verwandtſchaft mit Beſſern und Bekehren aufgezeigt war, wird auch hiedurch die entgegengeſetzte Richtung, die der Beſen annehmen kann, genügend documentirt.

Man ſieht alſo, daß der Hexenritt erwieſen iſt:

1) durch hiſtoriſche Gründe, 2) durch experimentale Gründe, 3) durch teleologiſche Gründe, 4) durch phyſikaliſche Gründe, 5) durch phyſiologiſche Gründe, 6) durch philoſophiſche Gründe, 7) durch philologiſche Gründe.

Combinirt man alle dieſe Gründe, ſo iſt der Hexenritt ſiebenmal fertig, oder gibt eine Regenbogenbrücke, auf der jede böſe Sieben gefahrlos durch die Luft reiten kann.

Mögen sich also die Hexen freuen, alte und junge; haben sie sich den Winter über erst satt unten auf der Erde getanzt, hindert sie nun nichts mehr, noch einen lustigen Beschluß zur ersten Mainacht auf dem Blocksberg zu machen, wenn sich nur jede überwinden kann, wenigstens an diesem Tage einmal den Besen zur Hand zu nehmen, und, was ihr vielleicht minder schwer erscheinen wird, den Mann so weit zu bringen, daß er sagt: ich möchte oben hinausfahren; dann wird sie, die Frau, wirklich oben hinausfahren.

Ich gehe jetzt zum zweiten Theile meiner Aufgabe über, zum Beweise, daß es mit der Hexerei überhaupt keine Hexerei, sondern die natürlichste Sache von der Welt ist.

Die ganze Welt ist bekanntlich nur ein Gedankenspiel, wobei sich blos fragt wessen? Nach den Einen ein Gedankenspiel Gottes; das Geschehen der Dinge sein Denken, seine Gedanken wirkliche Begebenheiten, unsere Gedanken nur im Scheine Das, was seine im Sein sind; nach den Andern ein Gedankenspiel des Menschen, wobei umgekehrt Gottes Gedanken, die wirklichen Dinge, nur im Scheine Das sind, was unsere im Sein sind. Man kann zwischen beiden Ansichten wählen, nach deren erster Gott groß und der Mensch klein, nach der zweiten Gott klein und der Mensch groß ist. Natürlich, daß Viele das Letzte vorziehen. Aber für uns kommt nichts darauf an, welche Ansicht man wählen will; immer bleiben nach beiden die Grundgesetze des Seins und Denkens wesentlich dieselben.

Fragen wir uns nun, wie gehen Gedanken aus einander hervor? Auf eine doppelte Weise. Einmal folgt aus gegebenen Vordersätzen mit Nothwendigkeit der Schlußsatz; so wenn ich die Vordersätze habe: alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, folgt nothwendig daraus: also ist Cajus sterblich. Dem entspricht im Reiche des Seins der Umstand, daß, wenn die Vorbedingungen gegeben sind, die Folge mit gesetzlicher Nothwendigkeit eintritt. Lassen wir z. B. einen Stein in der Höhe los, so fällt er nothwendig nach der Erde, zufolge des factisch verwirklichten Schlusses: alle Steine, die man in der Höhe losläßt, fallen nach der Erde, dieser Stein wird in der Höhe losgelassen, also fällt er nach der Erde.

Aber es gibt noch eine andere Weise, wie Gedanken auseinander folgen: Wenn ich sage: „In's Land, in's Land" — wem fällt nicht gleich dazu ein: „wo die Citronen blühen!" Warum? Liegt hier ein Schluß vor? Nein. Man hat oft das Eine hinter dem Andern hergesagt oder gelesen, hört man nun das Eine, kommt das Andere von selbst. — Ich sah heute einen Mann von hinten und mir fiel gleich seine lange Nase vorn ein; warum? ich hatte früher die lange Nase mit dem Mann oft gesehen; nun ich den Mann wiedersah, fiel mir die Nase von selbst dazu ein. Wer kennt nicht die Association der Ideen! Nichts geht hier mehr nach Schluß, nach allgemein bindender Nothwendigkeit vor sich, und doch Alles auch nach einer Regel, welche die ist: was

oft mit oder nach einander im Geiſte zuſammen geweſen iſt, zieht nachher eins das andere von ſelbſt im Geiſte mit oder nach ſich. Soll aber eins recht ſicher und beſtimmt ſich an das andere im Denken aſſociiren (knüpfen), ſo muß es auch möglichſt ausſchließlich oder vorwiegend oft damit in Beziehung getreten ſein, ſonſt greifen die andern Aſſociationen ſtörend ein. Wenn ich einen weißen Fleck ſehe, kann ich dabei an einen Schwan, eine Lilie, an Schnee, ein Hemde denken; denn an alle dem habe ich oft die weiße Farbe erblickt; aber eben weil ich an ſo vielerlei dabei denken kann, denke ich nicht ſicher an etwas Beſtimmtes von alle dieſem; ſehe ich aber einen Schwanenkopf und Hals, ſo werde ich am leichteſten an den ganzen Schwan dabei denken, weil ich Schwanenkopf und Hals immer blos am ganzen Schwan geſehen habe. Auch Aehnliches ruft ſich gern durch Aſſociationen hervor; ſo denken wir leicht bei der Roſe an das blühende Mädchen und umgekehrt.

Um nun hievon gleich eine praktiſche Anwendung auf das Reich des Geſchehens zu machen: geſetzt, Jemand wünſcht viel Geld zu erwerben, ſo kann er dies zuvörderſt im Sinne der Schlußmethode durch Fleiß und Arbeit erwerben, wo der Erfolg bei ſonſt erforderlichen Vorbedingungen in jedem Falle nothwendig eintreten wird. Aber er kann auch in die Lotterie ſetzen. Hier hat man es nun gewöhnlich dem reinen Zufall überlaſſen, ob man gewinnen wird oder nicht; das iſt aber gerade ſo, wie man es im gewöhnlichen Gedanken-

laufe dem Zufall überläßt, ob dieſer oder jener Gedanke kommen wird oder nicht; da man es doch in ſeiner Gewalt hat, ſich werthvoller Gedankenverbindungen durch Auswendiglernen zu verſichern. In ähnlicher Weiſe kann man ſich aber auch des Gewinnens verſichern. Und dies fängt man ſo an:

Man nimmt längere Zeit hindurch, ein halbes Jahr oder ein Jahr lang, alles Geld und was man ſonſt einzunehmen hat, ſtets mit denſelben drei Fingern der linken Hand ein; gibt aber nie etwas damit aus. So gewöhnt man dieſe Finger daran, zu gewinnen. Nachdem dies hinreichend geſchehen iſt, zieht man endlich das Loos mit denſelben Fingern; dann kommt ein Gewinnloos in die Hand, man weiß nicht wie. Die drei Finger und das Gewinnen haben ſich einmal an einander aſſociirt.

Seit ich dieſe Methode befolge, bin ich nie ohne Gewinn in der Lotterie geblieben, und die Gewinnſte wachſen von einer Lotterie zur andern; wofür die ſichtbare Zunahme meines Wohlſtandes bürgt. Natürlich, die Gewöhnung der Finger an das Gewinnen wächſt immer mehr. Man hat zwar bei Spitzbuben ſchon ſonſt eine ſolche Gewöhnung der Finger an das Gewinnen bemerkt; man ſieht aber, wie man hier das Handwerk auf die ehrlichſte Weiſe von der Welt treiben kann; man muß nur eben das Geld mit den Fingern nicht aus der Taſche anderer Leute, ſondern aus der Lotterie nehmen, die es ſelbſt erſt andern Leuten aus der Taſche

genommen hat. Ich bin nicht mißgunstig, und theile also das Mittel uneigennützig mit. Freilich, wenn künftig Alle die Finger blos üben sollten, Gewinne zu ziehen, und Niemand mehr damit arbeiten wollte, um sie recht rein für den Gewinn zu halten, würde die Frage entstehen, wo die Gewinne zuletzt überhaupt herkommen sollten. Inzwischen haben sich die Lotterieen, die sich eigentlich diese Frage schon vorher aufzuwerfen hatten, deshalb nie Scrupel gemacht. Im Kopfe gibt es übrigens ein ganz ähnliches Aber. Wenn alle Welt blos in Associationen oder Auswendiggelerntem denken wollte, und Niemand sich Mühe gäbe, etwas zu schließen, so würde es bald um alle Kenntnisse schlecht stehen, und es würde auch nichts Gescheites mehr zu associiren geben. Man sieht hier, wie schön unser Princip über die Identität des Denkens und Seins durchgreift.

Eine zweite Anwendung ist folgende: Jemand lasse sich einen neuen Ring machen; einen neuen, weil ein alter schon mit vielen fremdartigen Associationen behaftet sein möchte. Es ist sogar gut, wenn er diesen Ring aus einem seltnen Metalle verfertigen läßt, wozu ich eins der neuen Metalle, Vanadin, Lantan oder dergl. vorschlagen würde, was nur in kleinen Mengen auf dem Erdboden gefunden wird; wenn er ferner diesem Ringe eine ungewöhnliche Form geben läßt, damit nicht Associationen mit ähnlichen Ringen Einfluß gewinnen; zweckmäßig ferner, wenn er allerlei seltsame Worte

und Zeichen darauf eingrabt, die wo möglich an gar nichts erinnern. Wirklich hat man ähnliche Grundsätze praktisch von jeher bei Zauberringen angewandt, nur daß man fälschlich gemeint hat, es komme hiebei auf einen besondern Sinn der Formen und Zeichen an, während das Beste gerade das ist, so sinnlose Formen und Zeichen zu wählen, daß man voraussetzen darf, Niemand, der überhaupt Sinn habe, sei je darauf gefallen, um so den Ring zu einem für neue Associationen ganz frischen Wesen zu machen. Aus diesem Grunde ist es auch räthlich, den Verstand bei Anlage und Verfertigung des Zauberringes überhaupt so viel möglich außer Spiele zu lassen; je mehr er als ein Werk der abgeschmacktesten Phantasie erscheint, desto Wundervolleres, allen Verstand Uebersteigendes vermag er nachmals zu leisten; während ein mit Verstand gemachter Ring auch nicht leicht mehr leisten wird, als man von dem Ringe verständigerweise erwarten kann. Das Vorige ist aber nur die Vorbereitung; denn bis jetzt leistet der Ring noch nichts. Nun stecke man denselben an einen Finger, an den er so genau paßt, daß er sich nie von selbst dreht, und drehe ihn im Laufe eines Jahres jedesmal, wenn etwas Glückliches begegnet, rechts, wenn etwas Unglückliches begegnet, links; dann wird es später hinreichen, um irgend eine Unternehmung glücklich gedeihen zu lassen, den Ring dabei rechts zu drehen, indem sich der glückliche Erfolg unsers Thuns und das Rechtsdrehen des Ringes nun wiederum vollständig an einander

associirt haben werden. Man wird sich mit einem solchen Ringe, ist er nur erst recht eingewöhnt, in die größten Gefahren und schwierigsten Unternehmungen muthig stürzen und sicher sein können, siegreich daraus hervorzugehen, wenn man nur das Rechtsdrehen nicht mit dem Linksdrehen verwechselt.

Ein solcher Ring ist ein unschätzbares Ersatzmittel für Verstand und Ueberlegung beim Handeln, deren Anwendung er ganz und gar erspart; auch liegt in dem erwähnten Umstande, daß seine Verfertigung am besten Leuten ohne Verstand gelingt, eine Andeutung, daß die Weltordnung ihn auch vorzugsweise für solche bestimmt hat.

Eine dritte Anwendung: Jemand hat beispielsweise ein krankes Bein, Gicht, Flechten, Schwinden, Lähmung oder was man will, daran. Er nehme ein neues Band, schneide es in sonderbarer Form zu, bezeichne es mit eigenthümlichen Charakteren und lasse es nun von einer Person, die ein vorzugsweise kräftiges und gesundes Bein hat, längere Zeit als Strumpfband, oder besser auf dem bloßen Beine tragen. Darauf trage er es am eignen Beine. So wird das Band, welches sich mit der Gesundheit des fremden Beines associirt hat, nun das eigne kranke Bein mit dieser Gesundheit anstecken.

Ist freilich die Krankheit hartnäckig, so wird sie blos gemindert, und hebt durch ihr Uebergewicht die heilsame Kraft des Bandes allmälig auf, ja schwängert

es gar mit Krankheitsassociation, daher man ein solches Band dann verbrennen muß. Der Kranke übergebe daher, wenn er das Band von der gesunden Person nimmt, derselben ein zweites gleiches zum Tragen, und ersetze nach einiger Zeit das kraftlos gewordene Band durch dieses. So kann zuletzt die hartnäckigste Krankheit gehoben werden. Man sieht leicht ein, daß sich nach einem ähnlichen Verfahren auch alle Krankheiten anderer Theile heben lassen.

Diese Entdeckung ist sehr wichtig. Nämlich während bis jetzt das Streben der Aerzte dahin gegangen ist, auf die Gesundheit anderer Leute loszustudiren, wird es fortan nur darauf ankommen, daß sie sich selbst erst zu den möglichst gesunden Menschen machen; dann werden sie, so viel sie gesunde Theile ihres eignen Leibes haben, auch so viele Krankheiten an andern Leibern mit Hilfe derselben kuriren können, und der gesundeste Mann wird der beste Arzt sein. Nach dem Princip der Uebereinstimmung des Seins und Denkens wird sich dann vom Leiblichen auch leicht die Uebertragung auf das Geistige machen lassen, und statt Seelsorger, die gegen die Sünden Anderer loszieben, wird man künftig nur auf solche halten, die ihre eigenen Seelen erst gesund machen, um dann fremde mit dieser Gesundheit anzustecken.

Man übersieht nun leicht, wie sich auch Worten eine beliebige Zauberkraft ertheilen läßt, indem man sie in Beziehung zu gewissen Arten des Geschehens

immer ausspricht; wie ich denn meinem Bedienten nur zu sagen brauche: Johann, die Stiefeln! so kommt er und mit ihm die Stiefeln; weil sein und der Stiefeln Kommen schon von Alters her mit diesen Lauten associirt sind. Will man aber sonderbare und curiose Dinge bewerkstelligen, so muß man auch zuvor absichtlich diese curiosen Dinge mit sonderbaren und curiosen Worten associirt haben, die noch sonst nicht in Gebrauch gewesen sind, damit nicht statt des Ungewohnlichen das Gewöhnliche geschieht, mit dem sie von jeher associirt wurden.

So kommt es bei Einrichtung von Zaubermitteln für neue Zwecke überhaupt auf Neuheit und Sonderbarkeit dieser Mittel an, dagegen es um so räthlicher ist, einmal für gewisse Zwecke gebrauchte Zaubermittel auch immer für diese oder doch ähnliche Zwecke beizubehalten, weil sie durch Uebung nach dem Associationsgesetze an Kraft gewinnen. Mit Recht stehen daher auch alte Zauberworte in besonderm Ansehen; und gewiß ist das alte Abrakadabra ein überaus kräftiges Wort, nur daß man nicht weiß, wofür. Man erkennt jetzt auch, woher der scheinbare Widerspruch kommt, daß bald neue ganz ungebrauchte Sachen, bald Erbstücke zu Zauberzwecken empfohlen werden. Sie sind beide in ihrer Art gut; man hat bisher nur nicht das Princip gekannt, in welcher Beziehung.

Auch die Associationen der Aehnlichkeit lassen sich nutzbar anwenden, und dies ist das Princip der sym-

pathetiſchen Kuren. So betupft man eine Warze mit einem Stück Fleiſch und vergräbt dies. Nach Maßgabe, als das Fleiſch fault, vergeht dann die Warze. Das Verfaulen des Fleiſches ruft hier nämlich nach dem Aſſociationsgeſetze der Aehnlichkeit als ſein Gegenbild das Vergehen der Warze hervor; und das Betupfen der Warze mit dem Fleiſche iſt nur der Act, gerade auch das beabſichtigte Bild ſicher hervorzulocken. Man kann es zwar auch mathematiſch beweiſen, daß ſympathetiſche Mittel helfen; nämlich es liegt hier die einfache Proportion der Regeldetri zu Grunde. a : na = b : nb. Gegeben ſind: Fleiſch, Vergehen des Fleiſches, Warze, woraus als viertes Glied folgt: Vergehen der Warze. Man ſieht, daß das Princip der Identität des Seins und Denkens ſogar auf zwei ganz verſchiedenen Wegen die Wirkung dieſer Mittel beweiſt.

Hiemit iſt dann zugleich bewieſen, daß es Anzeichen gibt. Man muß nicht glauben, daß der Menſchenkopf allein witzig und geiſtreich iſt. Nein, auch in dem realen Denken der Dinge wird gern eine große Sache mit einer kleinen oder umgekehrt bildlich verknüpft. Freilich ſind das auch hier nur Einfälle, auf die man nicht rechnen kann, und eine Zeit iſt reicher daran als die andere.

Man ſieht ſo, wie ſich die Zauberei, die man früher für einen Wahn des Pöbels hielt, principmäßig aus den Denkgeſetzen ſelbſt entwickeln läßt und gleiche Nothwendigkeit mit ihnen hat; zugleich aber, warum

dieſer Gegenſtand bisher ſo lange im Unſichern geblieben iſt. Indem man nämlich die ſtörenden Aſſociationen nicht hinreichend ausgeſchloſſen, hat man lauter ſchwankende Data erhalten. Indem ich nun der Zukunft die fernere Ausbildung und Entwickelung dieſer Lehre anheimſtelle, begnüge ich mich, zum Schluß das Experimentum crucis mitzutheilen, womit ich die Statthaftigkeit derſelben außer Zweifel geſetzt habe.

Ich ließ mir zu Anfange vorigen Monats einen neuen Tiſch machen, beſchrieb ihn mit einigen ſeltſamen Zeichen, und deckte ein neues Tiſchtuch darauf, in deſſen Mitte ich ein Loch ſchnitt, in der Vorausſetzung, daß noch nie eine Hausfrau ein Loch in ein Tiſchtuch geſchnitten oder gar ein ſo durchlöchertes aufgedeckt haben würde, Manner ſich aber ohnehin ſonſt um das Decken nicht kümmern. So war nun der Tiſch für die Annahme neuer eigenthümlicher Aſſociationen ſelbſt eigenthümlich genug hergeſtellt. Durch eine geeignete Vorrichtung ließ ich darauf aus der Höhe allerlei gute Gerichte und Weinflaſchen auf den Tiſch herab, indem ich das Wort akalpa dazu ſagte. Nach einiger Zeit ließ ich die Gerichte und Flaſchen wieder in die Höhe ziehen, indem ich das Wort verkehrt dazu ausſprach aplaka. Dies wiederholte ich hundert Mal. Seitdem brauche ich nur den Tiſch wieder zu decken, mich davor zu ſetzen und das Wort akalpa zu ſprechen, ſo kommen Gerichte und Wein durch die Luft; ich ſpeiſe dann, ſpreche darauf das Wort aplaka, ſo fliegt alles Uebrig

gebliebene wieder fort. Die Armen ſtehen draußen vor der Thür und ſuchen das Fortfliegende unterwegs aufzufangen; aber meinen Nachbarn fehlt ſeitdem immer etwas in Küche und Keller, und meine Frau kann mir das Loch im Tiſchtuch noch nicht verzeihen.

IV.

Die Welt iſt nicht durch ein urſprünglich ſchaffendes, ſondern zerſtörendes Princip entſtanden.

Die wichtigste Entdeckung der neuern Philosophie besteht unstreitig in der dialektischen Methode, ja man kann sagen, daß mit ihr die Philosophie sich eigentlich selbst erst entdeckt hat. Aber so hoch sie es auch mittelst dieser Methode gebracht hat, hoffe ich doch, alle bisher dadurch gemachte Entdeckungen durch den Beweis vorstehenden Satzes zu krönen und hiemit die Philosophie selbst noch eine Stufe über ihren gegenwärtigen Standpunkt zu erheben.

Zuvor aber will ich versuchen, den noch Uneingeweihten einen kurzen Begriff von der dialektischen Methode und den Vortheilen derselben zu geben.

Die dialektische Methode läßt sich bezeichnen als die Kunst, zuvörderst Rechts in Links dadurch zu verwandeln, daß man zeigt, ein bloßes Rechts widerspreche sich selbst. Nachdem nämlich das Rechts dies eingesehen hat, schlägt es sofort durch Selbstbewegung in Links als Nicht-Rechts um. Dann ferner das so gewonnene Links wieder in Rechts zu verwandeln dadurch, daß man zeigt, ein bloßes Links widerspreche sich selbst.

Nachdem nämlich das Links dies eingesehen hat, schlägt es sofort durch Selbstbewegung wieder in Rechts als Nicht-Links um. Hiedurch ist man denn endlich zu einem Rechts gekommen, welches zwar ganz dasselbe als das erste Rechts, aber doch, bei Strafe, dem gemeinen Menschenverstande anheimzufallen, nicht damit zu verwechseln ist, da es ja die Aufhebung und höhere Wahrheit des Links und die höhere Einheit oder Identität des Rechts und Links zugleich, der concrete Begriff des Rechts, die Wiedereinkehr des Rechts in sich selbst, das seinem Begriffe gemäß gewordene Rechts, die Zusammenschließung des allgemeinen Rechtsbegriffs mit dem Besondern im Einzelnen, gleichsam die Blüte zur Knospe des Links und zum Stengel des ersten Rechts ist.

Wer dies Alles, wie nicht anders zu erwarten, wohl begriffen hat, hat hiemit das ewige Verhältniß von Links zu Rechts begriffen und kann fortan, wenn er an einen Scheideweg kommt, unmöglich mehr irren, da, wenn er auch den linken Weg einschlüge, er den rechten aufgehoben mit ginge, Irrthum aber nur die höhere Wahrheit der Wahrheit selbst ist, auch im dialektischen Proceß nichts darauf ankommt, wohin das gleichgültige verschwindende Moment der Beine, sondern nur wohin der ewige Begriff der Beine kommt.

In anderer Weise kann man auch die dialektische Methode erklären als die Selbstbewegung des Begriffs im Blauen. Der Dialektiker setzt nämlich seinen Begriff ins Blaue, gibt ihm das Negationszeichen als

Stock in die Hand und ſagt: jetzt mache deinen Weg! Der Begriff findet nichts, worauf ſich im Blauen zu ſtützen, und macht eine Zeit lang vergebliche Anſtrengungen, von der Stelle zu kommen; endlich fällt er auf das rechte Mittel, ergreift den Stock und prügelt ſich ſelbſt damit von der Stelle; jeder Schlag treibt ihn nämlich einen Schritt vorwärts in der Richtung, die er ſelber zu gehen Luſt hat, ohne daß ſich der Dialektiker noch darum zu kümmern und etwas Anderes dazu zu thun nöthig hat, als das Blaue recht weit und rein zum ungehinderten Fortſchritt des Begriffs zu erhalten; was vor Allem nöthig macht, alles empiriſche Wiſſen bei Seite zu räumen.

Die vorige Schilderung iſt freilich inſofern nicht ganz treffend, als der Begriff die Negation, mittelſt deren er ſich im dialektiſchen Proceß fortzuhelfen hat, auch aus ſich ſelbſt zu nehmen, und weniger in die Weite zu ſchreiten, als in die Höhe zu erheben hat. In der That ſoll mit dem dialektiſchen Proceß durchaus nichts vor ſich gebracht werden, nur um die Höhe, immer um die Höhe iſt es dem Dialektiker zu thun.

In dieſem Betracht nun kann man vielleicht die dialektiſche Methode noch paſſender als das Kunſtſtück des Menſchen erklären, der ſich an ſeinem Nichtmenſchen dem Zopf ſelber aus dem Sumpfe zieht; woher auch offenbar der Ausdruck des Sichſelbſtaufhebens des Begriffs entlehnt iſt. Freilich muß man, da die ganze Bewegung das Prädicat der Ewigkeit tragen ſoll, nicht

erwarten, ſolche in endlicher Zeit erfolgen zu ſehen, ſich alſo auch nicht irren laſſen, wenn man nach einiger Zeit den Mann immer noch mit der Hand am Zopfe im Sumpfe ſtecken ſieht. Gewiß iſt, daß die ewige Idee, ſich darüber emporzuheben, ihn bei ſeinen Anſtrengungen ewig durchdringt, und auf die Idee kommt es überall bei der dialektiſchen Methode nur an. Endlich reißt doch der Zopf los; die Idee fällt von ſich ſelbſt als Natur ab, welche im Sumpfe ſtecken bleibt, den Fröſchen und Molchen, d. i. Naturforſchern, zur Beute, indeß der mit dem Zopfe herausgezogene Geiſt triumphirend in die Höhe geht und die Dialektiker als dienende Engel um ſich ſammelt.

Eine nähere Erörterung der Vortheile, welche die dialektiſche Methode zu gewähren vermag, wird dienen, ihr Weſen noch mehr ins Licht zu ſetzen. Ich betrachte zuvörderſt einige praktiſche.

Einen leeren Beutel kann man dialektiſch ganz einfach dadurch zu einem vollen machen, daß man ihn wiederholt umwendet. Zwar hält jeder Dialektiker blos das Geld aus ſeinem eigenen Beutel für gültig; aber er braucht auch kein anderes, da er es ſich ja eben beliebig ſelbſt machen, ſich alſo auch ſelbſt damit bezahlen kann.

Eine Treppe kann man dialektiſch ganz wohlfeil aus einer einzigen Stufe bauen, indem man die erſte immer wieder wegnimmt und auf ſich ſelbſt ſetzt. Zwar glaubt man beim Hinanſteigen einer ſolchen Treppe

auf Nichts zu treten; aber man kommt doch oben an, und das ist die Hauptsache. Anfangs schwindelt man; zuletzt geht es in Sprüngen.

Sein Vieh mästet man dialektisch dadurch, daß man es wiederholt sich selbst auffressen läßt. Die dialektische Fütterung besteht nämlich nicht darin, dem Thiere Futter in die Krippe zu legen, sondern ihm das Futter möglichst zu entziehen. Hiedurch zwingt man dasselbe endlich, vor Hunger sich selbst aufzufressen und nach jeder Selbstverschlingung kommt es noch einmal so dick als vorher zum Vorschein, was man beliebig fortsetzen kann.

Seinen Oberboden füllt man dialektisch dadurch, daß man leeres Stroh mit leerem Stroh drischt, und insbesondere auch seine Schüler dazu anhält. Je leerer das Stroh, desto mehr gibt es beim Dreschen her, und die ganze Schwierigkeit liegt nur darin, das Stroh wirklich vorher ganz leer zu machen; indeß gewöhnt sich der dialektisch gebaute Acker allmälig daran, gleich blos leeres Stroh zu tragen.

Ein Krämer, der seine Wage dialektisch zu brauchen versteht, bedarf keiner Waare. Er hat nämlich blos nöthig, das volle Gewicht dessen, um was es sich handelt, in die rechte Schale zu legen, so schlägt alsbald die Wage dialektisch von selbst auf die linke Seite um, und ungeachtet der Käufer nichts empfängt, muß er doch anerkennen, daß ihm übervoll gewogen worden ist, und kann das Nichts in Papier gewickelt nach Hause tragen.

Sogar dem Thierreich iſt die dialektiſche Methode zu empfehlen. Ein gewöhnlicher Hund kommt nicht vom Flecke, wenn er ſich in den Schwanz beißen will, ein dialektiſcher Hund aber kommt um die ganze Welt, indem er ſeinem Schwanze von vorn nachläuft, was unſtreitig zu ſeiner Ausbildung viel beitragen muß.

So viel von den praktiſchen Vortheilen, welche die dialektiſche Methode zwar noch nicht geleiſtet hat, aber theoretiſch durchaus zu leiſten im Stande iſt. Kommen wir jetzt zu den theoretiſchen Vortheilen, welche ſie eben dadurch wirklich geleiſtet hat, daß ſie ſich über den Stand erhoben, praktiſche wirklich zu leiſten, insbeſondere zu denjenigen, welche uns ſelbſt für unſere wiſſenſchaftliche Aufgabe, der wir nun näher treten, zu Statten kommen ſollen.

1) Die Begriffe verlieren durch Behandlung mittelſt der dialektiſchen Methode gänzlich ihre bornirte Steifheit und indem ſie ſelbſt nicht mehr wiſſen, wo ihnen der Sinn ſteht, werden ſie dadurch um ſo geeigneter, in jeden Sinn des Philoſophen einzugehen, wie der Falke erſt ſchwindlich gemacht werden muß, um ſich nach dem Sinne des Jägers brauchen zu laſſen. Indem nämlich der Begriff ſich ſelbſt in eine höhere Region aufhebt, hebt er zugleich ſeine frühere Bedeutung inſofern auf, daß ſie nicht mehr Statt findet, aber zugleich auch inſofern, daß er ſie wie andere gut aufgehobene Sachen immer wieder beliebig hervorſuchen kann, ſo daß nicht nur der Begriff des Aufgehobenen

sondern überhaupt jeder Begriff in der dialektischen Methode mindestens drei Bedeutungen hat, wovon je zwei einander gerade entgegengesetzt sind, und von denen man vorkommenden Falls sich die passendste auslesen kann. Man sagt in dieser Beziehung auch, die dialektische Methode mache die Begriffe flüssig, und sieht es als ein Zeichen ihrer geschickten Anwendung an, wenn sie alles Handgreifliche zwischen den Händen zerlaufen läßt. Wem des Flüssigen zu viel wird, dem steht es frei, es mit der Streusandbüchse der Herbart'schen einfachen Wesen, die Gott zu diesem Behuf mit der dialektischen Methode zusammengeschaffen, aufzutrocknen.

2) Die dialektische Methode gewährt durchaus absolute Evidenz und Wahrheit; da nun jeder Philosoph, indem er die Begriffe nach seinem Sinne braucht, eine andere absolute Wahrheit findet, so hat die dialektische Methode vor der mathematischen, die bei jedem Gegenstande nie über eine absolute Wahrheit hinaus kommt, den wesentlichen Vorzug, daß durch sie das Gebiet der absoluten Wahrheiten außerordentlich erweitert wird. Bekanntlich heißt das große Gebot der Wahrheit: eure Rede sei ja ja, nein nein; indem nun immer ein Dialektiker ja ja, ein anderer dagegen nein nein ruft, entwickelt sich so die absolute ewige Wahrheit mit jedem Widerspruch in ihr immer weiter.

3) Die absolute Evidenz und Wahrheit der dialektischen Methode hindert daher auch nicht im Geringsten, Alles, was der Erfinder dieser Methode, der große

Hegel, mittelst derselben gefunden, für irrig und falsch zu erklären, mit einziger Ausnahme der Methode selbst; ja es wird dies, wenn nicht die Philosophie zu einem starren, todten, verknöcherten Wesen werden soll, mit der Zeit sogar unumgänglich nöthig. Dies gibt Jedem, der die dialektische Methode nach ihrem Meister gebraucht, den Vortheil, viel größer als der Meister selbst zu werden, indem er alles von ihm Gefundene mittelst derselben Methode wieder aufhebt, durch die es dieser gefunden, natürlich mit schuldiger Danksagung dafür, daß er, der Meister, ihn die absolut wahre und sichere Methode gelehrt habe, sich selbst von ihm aufheben zu lassen.

Von diesen Vortheilen der dialektischen Methode, insbesondere dem letzten, mache ich nun auch meinerseits im Folgenden Gebrauch, indem ich zur Sache komme.

Um die ganze Hegelsche Philosophie mit einem Male durch einen Hauptschlag über sich selbst zu erheben, hebe ich gleich von vorn herein die ganze Grundlage derselben in ihr Gegentheil auf, was offenbar durch den Entwickelungsgang der absoluten Idee jetzt eben gefordert ist, da es sonst jetzt nicht geschähe. Hegel geht von der absoluten Position des Seins aus, um sie zur Negation aufzuheben; der zeitgemäß gewordene Umschlag verlangt also, daß man künftig von der absoluten Negation des Seins auszugehen anfange, um sie in die Position aufzuheben. Dies rechtfertigt sich nach den Gesetzen der dialektischen Aufhebung zum Hö-

bern zwar von selbst, kann aber auch für den gemeinen Menschenverstand so bewiesen werden, daß daraus nachmals dessen eigne Aufhebung in das Gegentheil entsteht, wodurch noch in anderer Beziehung das Hegelsche System vervollkommt wird. Denn nach diesem ward bisher gefordert, daß man gleich von vorn herein mit Zurücklassung des gemeinen Menschen-Verstandes in die Philosophie hineinspringe, was Vielen, bei denen dies Erbübel zu fest sitzt, den Eingang sehr erschwerte; da die natürliche Eingangsweise, wodurch die Philosophie zur Weltphilosophie werden muß, doch nur die sein kann, den gemeinen Menschenverstand, womit jeder anfängt, sich durch sich selbst um sich selbst bringen oder in sein philosophisches Gegentheil umschlagen zu lassen, welchem Erfordernis, wie man sehen wird, das Folgende vollkommen genügt.

Ich sage also, um mich anfangs an den gemeinen Menschen-Verstand zu wenden: eine reine Position mag sich anstrengen, wie sie will, sie wird es aus sich selbst nie zu einer Negation bringen; es sei denn, daß sie ihr zuvor heimlich in die Tasche gesteckt worden wäre. Dagegen braucht die reine Negation blos ihr eignes Wesen an sich selbst zu bethätigen, sich auf sich selbst zu reflectiren, sich selbst zu negiren, so schlägt sie sofort von selbst in das reine positive Wesen als ihr Widerspiel um, welches nach dialektischen Principien, wo gegenüber und drüber dasselbe ist, auch ihr Höheres ist. Indem sie nun dasselbe Spiel an sich selbst wie-

derholt, kommt sie hiemit immer weiter oder höher; und producirt dabei Materie und Geist, Süd- und Nordpolarität, kurz alle Sätze, Gegensätze und aufgehobene Gegensätze der Welt. Trifft sie aber ja unterwegs einen Punkt, wo sie nicht mehr vorwärts zu kommen weiß, so geräth sie außer sich, dann geht es wieder.

Dies wird noch grundlicher dialektisch, wenn man die erste Negation nicht als Negation oder Aufhebung des Seins, sondern unmittelbar als Negation oder Aufhebung ihrer Selbst faßt; denn solchergestalt fällt der Anfangsbegriff der Philosophie mit dem Begriffe der dialektischen Methode unmittelbar selbst zusammen, deren Wesen ja eben in Selbstaufhebung liegt; und die Entwickelung dieses Anfangs mittelst der dialektischen Methode wird nun zu einer Selbstentwickelung des Begriffs der dialektischen Methode selbst. Statt etwas Anderes fortzurollen, wie bisher den Sisyphusstein des Seins, rollt sie nun blos noch sich selbst fort. Die Selbstaufhebung kann nämlich doch nichts Anderes aufheben, als sich selbst; hiemit wird sie aber zur Selbstaufhebung der Selbstaufhebung, d. i. zur Selbstsetzung, womit der erste Selbststoß geschehen ist, auf den Alles ankommt.

Unstreitig ist dies schon tiefsinnig genug, daß nur Die, welche die höchste Höhe der dialektischen Speculation zu ersteigen im Stande sind, bis hieher folgen können. Wie so Vieles in der dialektischen Methode wunderbar zusammenfällt, ist nämlich auch das Höchste

und Tiefste darin dasselbe. Inzwischen ist der Gipfel der dialektischen Speculation eine so scharfe und schmale Spitze, daß jedesmal nur der Eine, der eben hinaufgestiegen ist, oben Platz finden kann, und daher alle Andern tief unter sich sieht, die dafür glauben, er schwebe ganz in der Luft. Jetzt stehe ich eben oben, von wo man Alles sehen kann, was es gibt und was es nicht gibt, und sehe nun zu, wie aus Dem, was es nicht gibt, eben Das entsteht, was es gibt. Wer nun nicht dasselbe sieht, als ich, ist wegen seines Mangels an speculativem Sinn einfach zu bedauern.

Von selbst leuchtet nach der vorigen Dialektik ein, wie der Anfang der Welt nicht in einem ursprünglich schaffenden, sondern nur zerstörenden Princip liegen konnte, was sich aber weiterhin zum schaffenden Princip selbst aufhob. Indem nämlich das zerstörende Princip anfangs nichts fand, als sich selber, woran es seine zerstörende Macht äußern konnte, zerstörte es sein zerstörendes Wesen selbst und ward so erst zum schöpferischen Princip. Wie hätte dagegen umgekehrt aus einem schöpferischen Princip durch Bethätigung seiner selbst an sich selbst ein zerstörendes Princip hervorgehen können, was doch auch in der Welt vorkommt. Oder wird das erste Princip von vorn herein als selbstzerstörendes Princip gefaßt, so liegt auch gleich von vorn herein in seinem Begriffe, daß die Selbstzerstörung eine Selbstzerstörung der Selbstzerstörung ist, womit sie aber sofort in Selbstschöpfung umschlägt, die dann

wieder nicht weiter kommen kann, ohne dabei in Schöpfung von Anderm umzuschlagen.

Hiermit hätte ich meine Aufgabe und zugleich die Pflicht erfüllt, welche jedem dialektischen Philosophen obliegt, Gott, der in Betreff der Einsicht in sich und seine Werke nun einmal ganz auf den dialektischen Philosophen gewiesen ist, darüber aufgeklärt zu haben, wie er eigentlich sich und die Welt geschaffen, gezeigt zu haben, welches der Anfang vor dem Anfang sei.

Natürlich konnte nach Vorigem auch das erste Licht nur aus dem Dunkel, nicht umgekehrt geboren werden; es konnte nur als Selbstaufhebung des Dunkels, als Schatten des Schattens entstehen, daher auch die Alten ganz richtig Alles aus der Nacht geboren werden ließen. Sofern nun die im Menschengeiste zum Selbstbewußtsein kommende dialektische Methode demselben nur ein höheres Licht anzündet, kann das Licht, was dadurch dem Menschen zu Theil wird, als der Schatten vom Schatten eines Schatten angesehen werden, wobei zwar der gemeine Menschenverstand nichts sehen kann, der daher ein Talglicht immer vorziehen wird, wohl aber der Schatten des Schattens vom Schatten des gemeinen Menschenverstandes.

Und hiemit gewinnt diese Schrift, welche mit dem einfachen Schatten anhob und mit der dritten Potenz des Schattens endigt, passend selbst ihren dialektischen Schluß als ein in sich zurücklaufender Schatten.

BERICHTE

ÜBER DIE

VERHANDLUNGEN

DER KÖNIGLICH SÄCHSISCHEN

GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

ZU LEIPZIG.

MATHEMATISCH-PHYSISCHE CLASSE.

ZWÖLFTER BAND.

1860.

MIT 1 TAFEL.

LEIPZIG

BEI S. HIRZEL.

INHALT.

Sachs, Krystallbildungen bei dem Gefrieren und Veränderung der Zellhäute bei dem Aufthauen saftiger Pflanzentheile . . . 1

Möbius, Entwickelung der Grundformeln der sphärischen Trigonometrie in grösstmöglicher Allgemeinheit . . . 51

Funke, über photographische Vervielfältigung der Myographioncurven . . . 65

Schlömilch, Ein neuer statischer Beweis für das Parallelogramm der Kräfte . . . 68

Fechner, über die Contrastempfindung . . . 74

Derselbe, Einige Bemerkungen gegen die Abhandlung Prof. Osann's „Ueber Ergänzungsfarben" in der Würzburger naturwiss. Zeitschr. Bd. I. S. 61. ff. . . . 146

Derselbe, Ueber die ungleiche Deutlichkeit des Gehörs auf linkem und rechtem Ohre. . . . 166

Hofmeister, Ueber die durch die Schwerkraft bestimmten Richtungen von Pflanzentheilen . . . 175

Brubns, Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniss am 18. Juli 1860 in Tarazona in Spanien. Mit 1 Tafel . . . 214

G. Th. Fechner, *über die Contrastempfindung.*

a) Vorbemerkungen

Das Folgende enthält Beiträge zur Lehre von den Erschei-
ngen, die auf dem Contrast beruhen. Theils wird es sich um
rstellung der allgemeinen Gesichtspuncte, unter welchen diese
cheinungen aufzufassen sind, theils um die Ursachen, Ab-
ngigkeitsverhältnisse und näheren Bestimmungen derselben
ndeln. Das Resume zum Schluss gibt eine kurze Uebersicht
Resultate.

Die meisten der Beobachtungen, zu denen diese Unter-
hung Anlass gegeben hat, gehören dem Gebiete des Gesichts-
ses an. In Betreff des krankhaften Zustandes meiner dabei
rauchten Augen und der Mitzuziehung anderer Beobachter
e ich hieher auf das zu verweisen, was ich in meiner frü-
n Abhandlung über das binoculare Sehen *) angeführt habe.
rhaupt ist die ganze folgende Untersuchung in Zusammen-
z mit jener über das binoculare Sehen geführt worden, und
nzt sich mit ihr in gewissem Sinne, indem man das, was
Contrastverhältnisse von einer Netzhaut zur anderen hin-
anlangt, vielmehr in jener als dieser Abhandlung zu suchen
Von andrer Seite ergänzt sie sich mit den Untersuchun-
welche ich früher in Pogg. Ann. XLIV. 221. 513. und L.
427. über Contrastfarben bekannt gemacht habe, indem sie
meist auf den Contrast zwischen Schwarz und Weiss be-
Leider hat der Zustand meiner Augen auch hier der Wei-
rung mancher Beobachtungen eine unwillkommene Granze
zt.

*) Abhandl. d. math. phys. Classe der sächs. Societät. V. S. 345–351.

Wo im Folgenden von der Anwendung eines schwarzen Grundes die Rede ist, diente stets schwarzes glanzloses Russpapier oder eine schwarze glanzlose Tafel dazu. Eine inwendig schwarze Röhre ward in der Regel durch einen mit der schwarzen Seite nach Innen zusammengerollten Bogen Russpapier hergestellt. Die drei Sorten grauen Papieres, die zu mehreren der folgenden Versuche dienten, warfen, nach einem in meiner Abhandlung über das binoculare Sehen S. 365 angegebenen Verfahren bestimmt, ungefähr folgende Mengen weisses Licht zurück, wenn weisses Velin 1000 zurückwirft

no. 1 = 575
no. 2 = 385
no. 3 = 228.

Die meisten Beobachtungen sind in einem Zimmer mit nur einem Fenster auf einem unmittelbar am Fenster stehenden, mit dunkelgrünem Wachstuch überzogenen Tische, über welchen hinaus man ins Freie sieht, in verbreitetem Tageslichte angestellt.

Die Gränze zwischen zwei benachbarten contrastirenden Flächen, z. B. Schwarz und Weiss, nenne ich kurz Contrastgränze.

Wenn ich im Folgenden von Wachsthum oder Abnahme einer Empfindlichkeitssumme spreche, so ist diess ein kürzer Ausdruck für ein Verhältniss folgender Art. Wird bei gegebener Empfindlichkeit ein grösserer Theil der Netzhaut mit Licht gereizt oder die Netzhaut stärker als bisher mit Licht gereizt, so sage ich, dass die Summe der Lichtempfindung wächst, im Gegenfalle, dass sie abnimmt.

b) Allgemeines über Contraste.

Unter Contrastempfindung oder kurz Contrast wird hier die Empfindung eines Unterschiedes oder ein empfundener Unterschied zwischen gegebenen sinnlichen Eindrücken verstanden.

Da wir die Sinnesreize, welche den contrastirenden Eindruck machen, nicht an sich selbst empfinden, vielmehr der Eindruck, den sie in unserer Seele hervorbringen, nur in Empfindungen besteht, so kann der Contrast auch als Empfindung eines Unterschiedes zwischen Empfindungen erklärt werden.

womit er den Charakter eines höheren Seelenphänomens annimmt, als die einzelnen Empfindungen, wozwischen er besteht und eine psychische Beziehung herstellt.

Die Empfindungen, wozwischen der Contrast besteht, mögen der Contrastempfindung gegenüber absolute Empfindungen oder auch Empfindungen schlechthin heissen.

Wichtig ist, einen Unterschied zwischen Empfindungen noch nicht für einen empfundenen Unterschied, und also mit jenem noch keinen Contrast gegeben zu halten. In zwei verschiedenen Menschen können Empfindungen bestehen, deren Unterschied sehr gross ist; aber weder der eine noch der andere empfindet diesen Unterschied, er wird überhaupt nicht empfunden, indem jeder nur eine beider Empfindungen hat. In denselben Menschen können sehr verschiedene Empfindungen zu verschiedenen Zeiten fallen, ohne dass er doch etwas von einem Unterschiede derselben empfindet, indem die erste in ihm ihrer sinnlichen Nachwirkung und ihrer Erinnerung nach ganz erloschen ist, wenn die zweite eintritt. Wenn ein Ton in Höhe oder Stärke continuirlich steigt, und die Empfindung mit steigt, so wird nothwendig die kleinste Aenderung des Tons eine Aenderung der Empfindung mitführen, denn sonst könnte nach dem Continuitätsprincip eine grosse Aenderung des Tons auch keine grosse Aenderung der Empfindung merklich werden lassen, aber die Aenderung der Empfindung wird erst *als Aenderung empfunden*, wenn sie eine gewisse Grösse übersteigt.

Also ist ein empfundener Unterschied und mithin ein Contrast nicht überhaupt zu statuiren, wo verschiedene Eindrücke und davon abhängige verschiedene Empfindungen bestehen, sondern nur wo sie in demselben Individuum unter solchen Verhältnissen so nahe zusammentreffen, und der Unterschied so gross wird, um aus einem blossen Empfindungsunterschiede einen empfundenen Unterschied zu machen, und die Stärke des Contrastes hängt nicht minder von der Weise jener Begegnung, als von dem Unterschiede der Componenten des Contrastes ab, kann daher selbst bei sehr stark differenten Einwirkungen null werden.

Contraste finden ebensowohl zwischen successiven als gleichzeitigen Eindrücken statt, wonach wir *kurz Folge-Contrast* und *Simultan-Contrast* unterscheiden können. Wir wissen nicht, worauf es beruht, dass ein Vergangenes noch sein

Verhältniss zum Gegenwärtigen in der Seele geltend machen kann, möglicherweise darauf, dass das Vergangene in Nachwirkungen fortbesteht, zu denen die neuen Einwirkungen in Verhältniss treten. Indess hier haben wir nur das Factum anzuerkennen.

Contraste bestehen ebensowohl zwischen Eindrücken verschiedener Stärke, Beispiel Weiss und Schwarz, als verschiedener Qualität, Beispiel Roth und Grün, wonach wir kurz quantitativen und qualitativen Contrast unterscheiden können. Beim quantitativen Contrast kann die eine Componente im Gränzfalle null sein. In gewisser Weise lassen sich die qualitativen Contraste auf quantitative zurückführen. Wenn Grün neben Roth ist, fehlt das Roth neben dem Roth und fehlt das Grün neben dem Grün: und besteht also von beiden Seiten zugleich ein quantitativer Unterschied im Sinne der ersten Art des Contrastes. Doch ist noch fraglich, inwiefern mit dieser Zurückführung etwas zu gewinnen ist.

Die Contrast-Empfindung ist eine Empfindung sui generis, die, nach ihrer Abhängigkeit von der Differenz absoluter Empfindungen oder dem diese Differenz begründenden Verhältniss der Reize, zur Summe der absoluten Empfindungen, welche die Componenten des Unterschiedes gewähren, hinzutritt, und den Totaleffect für die Seele steigert, ohne irgendwie selbst als Summe oder als Function einer Summe absoluter Empfindungen erklärbar zu sein.

Wäre dem nicht so, so müsste sich der Effect in der Seele überall vermindern, wo sich durch Verminderung eines Empfindungsreizes die Summe absoluter Empfindungen vermindert, wogegen man es als allgemeine Thatsache ansehen kann, dass Verminderung oder Beseitigung eines Empfindungsreizes den Effect für die Seele überall vergrossert, wenn sie dient, die Gleichförmigkeit zeitlich oder räumlich zu unterbrechen oder aufzuheben, und es kann Verminderung eines Reizes auf diese Weise selbst als kräftiger Reiz für die Seele auftreten, der sie nicht nur unmittelbar eben so stark, oft lästig, affeirt, sondern auch die Aufmerksamkeit entsprechend anzieht, als Steigerung eines Reizes.

Wenn wir auf der Mitte eines weissen Grundes ein schwarzes Feld anbringen, oder gar das monotone Weiss durch ein scheckiges Muster aus Weiss und Schwarz ersetzen, so vermindern wir die Summe des absoluten Lichteindruckes erheblich, aber Nie-

and wird in Zweifel sein, dass der Effect für die Seele durch en Contrast im Ganzen gewachsen ist. Ein anderes auffälliges eispiel gewährt die Pause in einer rauschenden Musik.

Auf mein sehr reizbares Auge machen einzelne helle Son- enflecke in der Stube einen so starken Eindruck, dass ich sie cht wohl vertrage, indess ich im vollen Sonnenschein auf der rasse gehen oder in den hellen Himmel sehen kann, ohne es stig zu fühlen, ungeachtet hiebei die ganze Netzhaut mit der- lben oder grösserer Intensität gereizt ist, als erstenfalls nur ne begränzte Stelle.

Wie wirksam der Contrast sich bei den Phänomenen des nocularen Sehens erweist, contrastirende Eindrücke im einen ge zur Präponderanz über gleichförmige im andern Auge zu ngen, ist im 7. Abschnitt meiner Abhandlung über das bino- lare Sehen dargelegt.

Aus der doppelten und in gewissem Sinne von einander bhängigen Bestimmung unserer Seele durch absolute Em- ndungen und Contraste erklären sich viele scheinbare Para- xieen. Die Empfindung des Schwarz im geschlossenen Auge er beim Blick auf eine schwarze Fläche ist an sich eine po- ve Empfindung, wie wir zugestehen werden, wenn wir sie en das Nichtssehen mit dem Finger halten; doch wird Schwarz ein Mangel empfunden. Tiefes Schwarz ist eine schwächere htempfindung als Grau und macht doch in der Regel einen rkeren Eindruck in der Seele als Grau.

Um diess richtig zu deuten, unterscheide man die Summe soluter Licht-Empfindung, die wir beim Schwarzsehen ha- , von der Contrast-Empfindung des Schwarz gegen die vor- gegangene, die umgebende oder die mittlere Helligkeit, die in Erinnerung haben. Absolut genommen bleibt immer warz eine positive Lichtempfindung, was wir auch zugeben den, wenn wir sie gegen das Nichtssehen mit dem Finger en, und eine schwächere Lichtempfindung als das Grau. Aber Unterschied des Schwarz von der mittleren Helligkeit ist ser als der des Grau, und diese grössere Differenz macht n grösseren Eindruck ihrer Art in der Seele.

Mit der Kälte ist es anders als mit dem Schwarz und es et nur Analogie nicht Gleichheit beider Fälle statt. Indess bsolute Stärke der Lichtempfindung mit Verminderung des treizes entschieden durch alle Grade der Vertiefung des

Schwarz abnimmt, und blos der Contrast-Eindruck sich verstärkt, wächst dagegen die Empfindung von einem Puncte, wo wir es weder warm noch kalt finden, absolut mit zunehmender Kälte; und es kann uns starke Kälte eben so stark, nur ganz anders, sinnlich afficiren, als starke Hitze. Diess hindert aber nicht, dass sich im Gebiete der Temperaturempfindungen ebensowohl auch Contraste von dem[illegible]en Charakter geltend machen, als im Gebiete der Lichtempfindung. Und so kann uns eine warme Temperatur kühl gegen eine wärmere und eine kalte warm gegen eine kältere erscheinen.

Es ist leicht, im Gebiete anderer Sinnesempfindungen Erfahrungen von ähnlichem Charakter zu machen. Wenn ich bei meinen Versuchen über die Empfindlichkeit für Gewichtsunterschiede eine Reihe Versuche mit schweren Gewichten gemacht habe, und gehe unmittelbar zu sehr leichten über oder hebe ein unbelastetes Gefäss, so glaube ich nicht nur keine Last zu fühlen, sondern das gehobene Gefäss scheint mir so zu sagen ein negatives Gewicht zu haben.

Diese Empfindung der Leichtigkeit statt Schwere ist immer etwas Positives und nicht mit Abwesenheit oder Unbewusstsein der Empfindung zu verwechseln. Wohl aber ist die Differenz der Empfindung von der vorausgegangenen in negativem Sinne und die Empfindung dieser Differenz bestimmt in diesem Falle das Bewusstsein.

In einer früheren Abhandlung*) habe ich das Gesetz erörtert, dass ein Lichtunterschied immer gleich merklich erscheint, nicht, wenn der absolute Unterschied der photometrischen Intensitäten, sondern wenn der relative Unterschied, und hiemit, wenn das Verhältniss der Intensitäten dasselbe bleibt; ich habe (an den Sterngrössen) gezeigt, wie überhaupt der empfundene Lichtunterschied als eine Function des Verhältnisses der Intensitäten der Lichtreize anzusehen; und habe darauf hingewiesen, dass dieses Gesetz sich auch für andere Sinnesreize (allerdings nicht ohne Beschränkung) gültig erweist. Hienach wird auch die Grösse des Contrastes, welcher durch zwei quantitativ contrastirende Reize (Contrastcomponenten) entsteht, da er eben nichts Anderes als ein empfundener Unterschied ist, diesem Gesetze im Allgemeinen gehorchen, und als eine Function

*) Abhandl. d. sächs. Soc., math. phys. Cl. IV. S. 457.

des Verhältnisses der Reizgrössen (gründlicher der dadurch ausgelösten physiologischen Thätigkeiten, woran die Empfindungen hängen) anzusehen sein.

In der That bietet derselbe Stern, der in sehr starkem Contrast gegen den umgebenden Nachthimmel erscheint, gar keinen Contrast gegen den Tageshimmel dar, sondern verfliesst ununterscheidbar damit, ungeachtet der Zuwachs, den er der Himmelshelligkeit zufügt, bei Tage eben so gross als bei Nacht ist. Aber das Verhältniss der Helligkeit des Tageshimmels ohne Stern und mit Zuwachs des Sternes nähert sich der Gleichheit so sehr, dass die Contrastwirkung zwischen beiden unmerklich wird. Hienach kann man mit schwachen Reizen bei viel geringerer Summenwirkung der Eindrücke doch viel stärkere Contrastwirkungen erlangen, als mit starken Reizen, wenn man ein grosses Unterschiedsverhältniss der schwachen erzeugt.

c) Hebung der Eindrücke durch den Contrast.

Der Contrast führt von selbst eine Wirkung mit, die aber nicht als Grund desselben anzusehen ist. Schwarz neben Weiss erscheint im Allgemeinen schwärzer, Weiss neben Schwarz weisser, lichter, als in continuo für sich betrachtet. Roth und Grün in Nachbarschaft erhöhen wechselseitig ihren Farbeneindruck. Plötzliche Stille nach dem Lärm macht den Eindruck einer tieferen Stille, als wenn es lange still war. Ich will diess kurz die Hebung der Eindrücke durch den Contrast nennen, was also nicht mit Aufhebung derselben zu verwechseln ist, und zunächst die allgemeinen Verhältnisse derselben besprechen.

Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man geneigt sein, das Wesentliche des ganzen Contrastes auf die wechselseitige Hebung der Eindrücke zu reduciren, und nur eine Steigerung der Summe absoluter Empfindungen darin zu sehen, ohne es nöthig zu halten, auf die hinzutretende Wirkung eines besonderen Differenzgefühls Rücksicht zu nehmen. Inzwischen lehrt eine leichte Ueberlegung, dass die Summe der absoluten Empfindungen durch die Hebung nicht wächst, sondern blos die Differenz, so dass man zur Erklärung der in Verhältniss zu monotonen Eindrücken starken Wirkung des Contrastes immer darauf verwiesen bleibt, eine eigenthümliche Leistung der Differenz beim Contrast anzuerkennen, welche nun aber durch die Hebung nicht

erst erzeugt wird, sondern nur wächst. In der That, wenn die absolute Helligkeit des Weiss durch Contrast mit Schwarz zunimmt, so nimmt zugleich die des Schwarz ab; ja es wird sich durch die Versuche des folgenden Abschnittes herausstellen, dass durch die Hebung die Helligkeit des Schwarz für die Wahrnehmung im Allgemeinen mehr vermindert wird, oder die Tiefe des Schwarz mehr wächst, als die Helligkeit des Weiss, so wie, dass die Hebung der Eindrücke durch Gegenwirkungen aufgehoben oder selbst überboten werden kann, indess doch der Contrast noch besteht.

Die Hebung der Eindrücke ist hienach blos ein Nebeneffect, aber weder die Ursache noch nothwendige Begleitung der Contrastempfindung.

Der Grund der Hebung der Eindrücke durch den Contrast kann in einem doppelten Umstande gesucht werden. Er kann *erstens* darin gesucht werden, dass, indem wir z. B. das Weiss mit Schwarz oder umgekehrt vergleichen, beiderseits eine andere Einheit oder ein anderer Ausgangspunct für den Vergleich unterlegt, als wenn wir jedes mit sich vergleichen, und dass diese andere Einheit oder dieser andere Ausgangspunct das Urtheil in dem Sinne der wechselseitigen Hebung beider Eindrücke stimmen muss. Denn das Weiss muss *natürlich heller in Verhältniss* zum Schwarz als zum Weiss, und das Schwarz dunkler *in Verhältniss* zum Weiss als zum Schwarz erscheinen. Wir sind aber sehr geneigt, dieses relative Heller und Dunkler mit einem absoluten zu verwechseln.

Der Grund der Hebung könnte aber auch *zweitens* darin gesucht werden, dass durch die Nachbarschaft des Weiss und Schwarz die physiologische Thatigkeit, von welcher die Lichtempfindung abhangt, und die wir, wo es um kürze zu thun ist, kurz das *innere Licht* nennen können, auf den weissen Stellen relativ gesteigert, auf den schwarzen relativ vermindert ist gegen den Fall, dass Weiss oder Schwarz in continuo über die Netzhaut verbreitet waren. Stützt man, wie diess durch eine, mit dem Sprachgebrauche übereinstimmende, Definition geschehen kann, den Begriff der Empfindlichkeit für das Licht darauf, dass die Empfindlichkeit um so grösser genannt wird, je stärker die Empfindung bei gegebenem äusseren Lichtreize ist, oder ein je geringerer ausserer Lichtreiz eine Helligkeitsempfindung gegebener Stärke bewirkt, so würde man auch sagen können, dass

durch den Contrast die Empfindlichkeit für das Licht auf dem Weiss zunehme, auf dem Schwarz abnehme, indem die Thätigkeit, von welcher die Lichtempfindung abhängt, das innere Licht, auf dem Weiss bei gleichem äusseren Lichtreize wächst, wenn in der Nachbarschaft befindliches Weiss mit Schwarz vertauscht wird, umgekehrt auf Schwarz abnimmt, wenn benachbartes Schwarz mit Weiss vertauscht wird.

Kurz: man kann den Grund der Hebung der Eindrücke durch den Contrast entweder in ein höheres psychisches Gebiet verlegen, indem man ihn als eine Sache eines Vergleichsurtheiles fasst, oder kann ihn in die Sinnlichkeit verlegen und als eine Sache abgeänderter Empfindlichkeit für das äussere Licht oder, was dasselbe sagt, abgeänderter Stärke des dadurch erregbaren inneren Lichtes, fassen.

Endlich wäre auch noch ein Drittes möglich, dass nämlich beide Ansichten mit einander bestehen: und in der That wird sich zeigen lassen, dass man mit einer allein nicht ausreicht.

Wenn Nachts der Vollmond durch eine Oeffnung in den Gardinen scheint, und einen hellen Fleck im Zimmer hervorbringt, so erscheint mir dieser der umgebenden Nacht gegenüber von blendender Helligkeit, viel heller als ein weisses Papier am Tage, das doch ungleich heller erleuchtet ist. Nun ist unstreitig Nachts das ausgeruhte Auge empfindlicher gegen das Licht als das Auge im vollen Tageslichte; aber hiervon kann die scheinbar so grosse Helligkeit des Mondfleckes nicht allein und nicht einmal hauptsächlich abhängen. Denn ich könnte schwarze Schrift in dem Mondflecke nicht oder nur mit einer für mein Auge unerträglichen Anstrengung lesen, indess ich Schrift auf einem weissen Papierblatte am Tage leicht lese. Der Erfolg ist also hier unstreitig wesentlich Sache eines Vergleichsurtheiles.

Wenn mir nach gehobenen schweren Gewichten die Hebung eines leichten Gefässes den Eindruck einer ganz besonderen Leichtigkeit, ja negativen Schwere macht, so kann diess nicht davon abgeleitet werden, dass ein ermüdeter Arm die Schwere eines Gewichtes minder stark empfindet, als ein nicht ermüdeter, denn es findet in dieser Hinsicht factisch das Gegentheil statt, sondern nur daher, dass man das leichte Gewicht in Vergleich mit dem vorher gehobenen schweren Gewicht für leichter als sonst hält.

In dieser Hinsicht habe ich bei meinen Versuchen über die Empfindlichkeit für Gewichtsunterschiede, bestehend in fortgesetzter vergleichsweiser Hebung von zwei, etwas ungleich belasteten Gefässen, eine sehr merkwürdige Erfahrung gemacht. Vor Beginn dieser Versuche war einmal der linke Arm durch wiederholtes Heben eines 9¼ Pf. schweren Bleigewichtes, bis es nicht mehr ging, sehr stark ermüdet worden. Unmittelbar nach der Ermüdung hob ich von den beiden Gefässen, deren eines 1000, das andere 1060 Grammen schwer war, das schwerere links stehende Gefäss mit dem linken ermüdeten Arm zuerst, das rechte mit dem rechten nicht ermüdeten Arm zu zweit. Doch erschien bei dieser ersten Doppelhebung das linke schwerere und mit dem ermüdeten Arm gehobene Gefäss entschieden als das leichtere, indem seine Schwere offenbar gegen das vorangige starke Gewicht von 9¼ Pfund so leicht befunden wurde, während das zweit gehobene weniger gegen dieses als gegen das zuvor gehobene Gewicht von 1060 Grammen beurtheilt wurde. Hingegen trat bei den späteren Doppelhebungen (wobei immer abwechselnd das linke und rechte Gefäss das erst aufgehobene war) eben so entschieden das Gegentheil ein, d. h. es wurde das linke Gefäss als das schwerere befunden. Diese Erfahrung ist viermal mit gleichem Erfolge nach jedesmal neuer gleich starker Ermüdung des linken Armes gemacht worden. Dabei fühlte ich jedesmal deutlich, wie sich das Verhältniss von der ersten zur zweiten Doppelhebung änderte, so dass schon die zweite Doppelhebung das Uebergewicht für das Gefühl bei einer dieser kleinen Versuchsreihen zweideutig erscheinen, bei dreien links fallen liess.

Wundt in seiner Abhandlung über Tastversuche in Henle und Pfeufer Zeitschr. 1858 theilt folgende Erfahrungen mit, welche dasselbe, was sich aus Vorstehendem für die intensive Seite der Empfindung folgern lässt, auch für die extensive beweisen, und ich selbst habe oft genug Gelegenheit gehabt, Aehnliches bei meinen Tastversuchen zu beobachten.

»Als ein weiterer bemerkenswerther Umstand gehört hieher, dass ein unmittelbar vorangegangener Eindruck auf den ihm nachfolgenden von Einfluss ist. So z. B. wird immer, wenn man auf einen Eindruck mit weiter Zirkelöffnung einen solchen mit engerer Zirkelöffnung folgen lässt, die letztere Entfernung grösser geschätzt, als unter gewöhnlichen Verhältnissen; und das Entgegengesetzte findet Statt, wenn umgekehrt der engeren die weitere Zirkelöffnung nachfolgte. Hier wird die grössere Entfernung kleiner geschätzt als gewöhnlich .... Etwas Analoges beobachtet man, wenn man viele Eindrücke nach einander stattfinden lässt, indem man dabei allmälig von weiterer zu engerer Zirkelöffnung übergeht; hier verkleinern sich die geschätzten Entfernungen lange nicht in dem gleichen Masse wie die wirklichen, sondern viel langsamer, und es werden selbst da noch

deutlich zwei Eindrücke wahrgenommen, wo solches ohne dieses Verfahren bei Weitem nicht mehr wäre möglich gewesen . . . . Genau das Entgegengesetzte aber findet statt, wenn man in der umgekehrten Reihenfolge verfährt, wenn man den engeren Zirkelöffnungen, die anfangs sogar noch keine räumlich getrennten Wahrnehmungen möglich machen, allmälig die weiteren folgen lässt. Hier schleicht man sich unbemerkt über jene Gränze hinaus, macht also die Empfindungskreise grösser und von dem Augenblicke an, wo die zwei Eindrücke deutlich von einander geschieden werden, wachsen die geschätzten Entfernungen langsamer, als die gemessenen. So kommt es, dass man bei diesem letzteren Verfahren für dieselben Entfernungen beträchtlich geringere Werthe erhält, als bei dem vorangegangenen.«

Bei diesen Versuchen sähe man gar nicht ein, wie eine abgeänderte Empfindlichkeit als Grund der Hebung in Betracht kommen sollte.

In diesen und unzähligen anderen Fällen kann also die Hebung der Eindrücke wesentlich nur von einem Vergleichsurtheile in dem S. 78 angegebenen Sinne abhängig gemacht werden, und vielleicht ist man geneigt, die Hebung überall blos davon abzuleiten, und die Ableitung von einer durch die Nachbarschaft verschiedener Eindrücke modificirten Empfindlichkeit als eine müssige Hypothese anzusehen. Inzwischen dürfte sich aus dem Folgenden ergeben, dass die Hebung jedenfalls wesentlich mit, bei manchen Versuchsformen möglicherweise allein, auf Rechnung dieses zweiten Grundes zu schreiben ist.

Man muss in der That in dieser Hinsicht zwei Versuchsformen unterscheiden. Wenn ich den Abends gesehenen Mondschein mit dem Tages gesehenen weissen Papier in der Erinnerung vergleiche, so beurtheile ich beider Verhältniss nach dem Verhältnisse, was sie zu den ihnen gleichzeitigen Lichteinflüssen hatten, und der Mondschein scheint mir das Papier an Helligkeit zu überwiegen, weil er die gleichzeitigen Lichteindrücke der Umgebung stark überwiegt, indess das weisse Papier solche nur wenig überwiegt. Ueberhaupt, wenn ich einmal zwei contrastirende Eindrücke A, B, das andremal zu einer anderen Zeit zwei andere a, b habe, so werde ich jenesfalls die Stärke von A nach dem Verhältniss zu B und diesesfalls die von a nach dem Verhältniss zu b beurtheilen, wenn B und b die im Durchschnitt zu den betreffenden Zeiten statt findenden Eindrücke

sind, und wenn ich dann *a* mit *A* in der Erinnerung vergleiche, so wird mir *a* eben so stark als *A* oder stärker erscheinen können, ungeachtet es vielleicht absolut schwächer ist, wofern es nur ein stärkeres Verhältniss zu *b* hatte, als *A* zu *B*. Hierauf lässt sich der Erfolg der bisher betrachteten Fälle zurückführen. Anders aber, wenn wir einen Eindruck, z. B. Weiss, continuirlich im Auge halten, indess wir nachbarlich Weiss und Schwarz wechseln lassen und beobachten, was das erste Weiss gewinnt oder verliert. Dann werden wir uns, wenn die sinnliche Stärke des im Auge gehaltenen Weiss sich nicht durch Aenderung des Reizes oder der Empfindlichkeit ändert, auch der Uebereinstimmung desselben mit sich selbst bewusst bleiben können; trotz der sich zum Vergleich darbietenden neuen Nachbarschaft; entsprechend, wenn wir Schwarz constant im Auge halten, und Schwarz und Weiss nachbarlich wechseln lassen. Nun will ich zwar nicht behaupten, dass nicht auch bei dieser Versuchsform das Vergleichsurtheil Antheil an den beobachteten Hebungsphänomenen habe, da ich eine reine Entscheidung in dieser Hinsicht nicht zu fällen weiss; aber jedenfalls lehrt die Weise, wie diese Phänomene eintreten, dass sie nicht allein davon abhängen können, und lässt es selbst noch fraglich ob sie wesentlich mit davon abhängen.

Sollte nämlich auch bei dieser Versuchsform der Erfolg allein vom Vergleichsurtheil im angegebenen Sinne abhängen, so müsste die wechselseitige Hebung dabei Weiss und Schwarz in gleichem Verhältnisse betreffen, das Weiss eben so viel durch Nachbarschaft des Schwarz an scheinbarer Helligkeit gewinnen, als das Schwarz durch Nachbarschaft des Weiss an Tiefe zunehmen, gegen den Fall, dass beide ihr Gleiches neben sich behalten. Aber der Erfolg ist nach den Thatsachen des folgenden Abschnittes sehr unsymmetrisch für das Weiss und Schwarz, und zwar nimmt in den meisten Fällen, wenn schon nicht ausnahmslos, das constant im Auge gehaltene Schwarz durch Vertauschung des nachbarlichen Schwarz mit Weiss mehr an Schwärze zu, als das constant im Auge gehaltene Weiss durch Vertauschung des nachbarlichen Weiss mit Schwarz an Weisse gewinnt, oder es scheint erstenfalls die Hebung (auf dem Schwarz) deutlich, wenn sie zweitenfalls (auf dem Weiss) zweideutig oder gar durch die unten zu betrachtenden Gegenwirkungen überwogen erscheint.

Ferner: die Hebung durch den Contrast ist in der Nähe des

Contrastrandes zu beiden Seiten desselben am stärksten und nimmt von da ab, daher vom Contrast abhängige Randscheine, deren Verhältnisse weiterhin näher betrachtet werden. Sollte nun die Hebung blos vom Vergleichsurtheile abhängen, so müsste man erwarten, dass auch diese Randscheine zu beiden Seiten der Contrastgränze von Schwarz und Weiss symmetrisch wären, was ebensowenig der Fall ist; sie sind im Allgemeinen deutlicher und ausgedehnter auf dem Schwarz als Weiss, und überhaupt deutlicher und ausgedehnter auf der dunkeln als hellen Contrastcomponente, auf der ich in der Regel überhaupt nichts von einem ausgedehnten Randscheine wahrnehme. Der stärkste Contrast müsste ferner die deutlichsten Randscheine geben; aber Grau an Weiss oder Dunkelgrau an Hellgrau gibt unerwarteterweise einen deutlicheren Randschein als Schwarz an Weiss oder Hellgrau.

Endlich sollte man erwarten, wenn die hebende Wirkung bei der angezeigten Versuchsform Sache eines Vergleichsurtheiles wäre, dass die hebende Wirkung sich bei allen Personen in entsprechender oder doch ähnlicher Weise wiederfinden müsste. Hingegen bin ich erstaunt gewesen, zu finden, dass manche Personen unter denselben Umständen, wo ich und Andere die auffälligsten Phänomene der Hebung beobachteten, nichts Deutliches wahrnehmen konnten.

Alle diese Verhältnisse aber sind leicht im Allgemeinen verständlich, wenn man hier ein Spiel der Empfindlichkeit oder des inneren Lichtwechsels im Sinne der Erörterung S. 78 f. sehen will, wenn schon die Deutung der Erfolge im Einzelnen noch Schwierigkeiten machen kann. Setzen wir, dem Weiss wachse eben so viel inneres Licht zu, wenn nachbarliches Weiss mit Schwarz vertauscht wird, als dem Schwarz entzogen wird, wenn nachbarliches Schwarz mit Weiss vertauscht wird, oder das, was dem Schwarz einesfalls entzogen wird, gehe auf das Weiss andernfalls über, was nur ein anderer Ausdruck dafür ist, dass die Empfindlichkeit für das eine um eben so viel zunehme, als für das andere abnehme, so wird diese Aenderung doch auf dem Schwarz spürbarer sein müssen als auf dem Weiss, weil nach einem bekannten Gesetze ein positiver oder negativer Lichtzuwachs nach Verhältniss weniger gespürt wird, als die Intensität, der er zuwächst, grösser ist. So wäre die Dissymmetrie zu Gunsten der Hebung auf dem Schwarz erklärt. Freilich sollte man nach

dem ausserordentlich grossen Unterschiede in der Intensität von Weiss und Schwarz hiernach einen noch viel stärkeren und ausnahmslosern Unterschied der Hebung zu Gunsten des Schwarz erwarten, als doch wirklich statt findet. Denn wenn schon ich denselben nach den im nächsten Abschnitt folgenden Thatsachen im Ganzen für entschieden halte, scheint er doch mir selbst und manchen Andern nur mässig; einige konnten überhaupt keinen solchen finden, und ausnahmsweise fanden einige sogar den Vortheil der Hebung für das Weiss. Wahrscheinlich aber muss noch ein zweiter Umstand in Rechnung gezogen werden. Das Schwarz im geschlossenen Auge kann sich nicht unter eine gewisse Gränze vertiefen, und das innere Licht ist also, normalerweise wenigstens, überhaupt nur bis zu einer gewissen Gränze verminderbar. Nun ist zwar nach unten folgenden Thatsachen alles Schwarz, womit wir bei den Contrastversuchen operiren, von dieser Gränze noch ziemlich entfernt, noch der Verminderung wie der Vermehrung fähig, aber selbstverständlich nur einer geringeren Verminderung fähig, als das Weiss, indess die Vermehrbarkeit für beide gleich unbestimmt ist. Hiemit könnte wohl zusammenhängen, dass das lichtstärkere Weiss bei Vertauschung des nebenbefindlichen Weiss mit Schwarz auch absolut genommen stärkere Veränderungen der Lichtstärke in Plus erfährt, als das Schwarz bei Vertauschung des nebenbefindlichen Schwarz mit Weiss in Minus, und dass hierdurch der obbemerkte Nachtheil für das Weiss, dass die Aenderung eine grössere Intensität betrifft, zum Theil compensirt, ausnahmslos sogar übercompensirt würde. Die Voraussetzung, dass man das, was die eine Componente an innerem Lichte verliert, auf die andere übertragen denken könnte, wäre hienach natürlich nicht mehr statthaft, ist aber auch keine nothwendige und würde mit folgender zu vertauschen sein: je weiter sich eine Lichtintensität von der unteren Gränze entfernt, unter die sie für das Auge wegen des darin zurückbleibenden Augenschwarz nicht herabgehen kann, desto mehr beträgt bei demselben Wechsel der Nachbarintensitäten die absolute, desto weniger in den meisten Fällen die relative Aenderung der eigenen Intensität. Doch besteht kein festes Verhältniss in dieser Hinsicht; vielmehr ist dasselbe variabel nach Umständen und Individualität. Ich gebe diesen Satz zwar nur als einen hypothetischen, ohne welchen ich aber die allgemeine Richtung und Variabilität der Erfolge nicht wohl zu deuten wüsste.

Die Verhältnisse der Randscheine stimmen ganz gut hiemit. Wenn Grau an Weiss gränzt, sollte der Contrastrandschein auf der dunklen Componente aus doppeltem Grunde minder deutlich sein, als wenn Schwarz an Weiss gränzt; einmal, weil der Contrast bei Grau geringer ist, zweitens, weil die Aenderung des Grau eine grössere Intensität betrifft. Ist er nun doch deutlicher auf dem Grau als Schwarz, so scheint mir diess nur darauf beruhen zu können, dass die absolute Aenderung auf dem Grau doch so viel grösser als auf dem Schwarz ist, um das Uebergewicht der Deutlichkeit zu bewirken.

Davon, dass aber doch das schwärzeste Schwarz, was wir ausserlich zu erzeugen vermögen, noch erheblich Licht zurückwirft, welches ein entsprechendes Quantum inneres Licht im Sehorgan hervorrufen muss, kann man sich auf verschiedene Weise überzeugen; und da es nöthig ist, hierauf zu fussen, wenn man die Vertiefung des Schwarz beim Hebungsphänomen durch eine Verminderbarkeit dieses inneren Lichtes bis zu gewissen Gränzen erklärt, so führe ich einige belegende Thatsachen dazu an.

Neues glanzloses Russpapier erscheint tief schwarz, wenn man aber durch einen mit der schwarzen Seite nach Innen zusammengerollten Bogen solchen Papieres mit einem Auge unter Schluss des anderen nach einem weissen Grunde unter gewöhnlicher Tagesbeleuchtung hindurchsieht, sieht man den deutlichsten Lichtschimmer an der Röhrenwand, welcher von dem Augenende nach dem vorderen Ende an Helligkeit zunimmt, und nur ganz in der Nähe des Auges reines Schwarz. Auch braucht man nur denselben Bogen Russpapier, der bei senkrechtem Daraufsehen tiefschwarz und ganz glanzlos erscheint, unzusammengerollt unter sehr grosser Schiefe zu betrachten, um den Lichtschimmer darauf zu erkennen; und begreiflich tritt eine solche schiefe Betrachtung von selbst bei dem Versuche mit der Röhre ein.

Bei diesen Versuchen kommt durch die Schiefe eine Art spiegelnder Reflexion zur Geltung; aber auch bei senkrechtem Daraufsehen wirft das schwarze Russpapier erheblich Licht zurück.

Man nehme vor jedes beider Augen eine Röhre aus einem so vielfach zusammengerollten weissen Papierbogen, dass das Licht nur noch ganz wenig durchscheint, und sehe bei gewöhn-

lichem Tageslichte durch dieselben nach einem schwarzen Russgrunde, indem man die eine Röhre ganz auf den Grund aufsetzt, so dass alles Licht von dem durch die Röhrenmündung gefassten Theile des Grundes ausgeschlossen wird, ausser dem wenigen, was durch die Röhrenwand durchscheint; indess man die andere etwas erhoben über den Grund hält, so dass das Tageslicht freien Zutritt dazu behält. Durch erstere sieht man dann einen tief schwarzen, durch letztere einen im Verhältniss dazu sehr lichten Fleck, was nicht der Fall sein könnte, wenn das Schwarz des letzteren nicht von dem auffallenden Lichte erheblich viel zurückwürfe.

Wenn man anstatt zweier noch ein wenig durchscheinender Röhren aus weissem Papier zwei solche aus schwarzem Papier mit der schwarzen Seite nach Innen zu demselben Versuche anwendet, so sieht man blos den verhältnissmässig lichten Fleck unter der erhobenen Röhre, hingegen durch die auf den Grund aufgesetzte Röhre gar nichts; es ist so gut, als hätte man diess Auge geschlossen, indem jetzt für dieses Auge kein Unterschied mehr zwischen dem Schwarz des Grundes in der Röhrenmündung und der schwarzen Umgebung besteht; wogegen bei Anwendung der ein wenig durchscheinenden Röhren das Schwarz des Grundes in der Röhrenmündung sich gegen die vom durchscheinenden Lichte etwas erhellte Röhrenwand absetzt. Diess kann aber keinen Contrastvortheil gegen die andere Röhre begründen, wo derselbe Gegensatz besteht; und eben so wenig können die, für beide Röhren gleichen Verhältnisse binocularer Deckung*) die tiefere Schwärze des Flecks in der aufgesetzten Röhre verursachen.

Auch mittelst zwei vor beide Augen genommenen inwendig schwarzen Röhren kann man übrigens die erhebliche Lichtreflexion des Schwarz constatiren, wenn man beim Hindurchsehen nach dem schwarzen Grunde **beide** Röhren gleich über den schwarzen Grund erhebt, und dessen Helligkeit unter der Röhrenmündung mit der tiefen Nacht in der Röhre vergleicht, welche man am Augenende derselben wahrnimmt.

Auch das Schwarz des schwarzen Gesichtsfeldes selbst kann sich bis zu gewissen Gränzen vertiefen und erhellen, indem das Nachbild eines weissen Objectes auf schwarzem Grunde im ge-

* Hierüber vergleiche meine Abhandlung über das binoculare Sehen

schlossenen Auge ein vertieft schwarzes Bild in einem dagegen hellern Augengrunde hinterlässt, wenn schon diese Vertiefung ihre Gränze hat.

Man kann sich das Spiel der Empfindlichkeit bei der Hebung durch den Contrast erläutern, indem man sich vorstellt, der Reiz des Lichtes wirke wie ein Blasenpflaster auf die Stellen der Netzhaut, die er in Anspruch nimmt, er leite die Thätigkeit, auf der die Empfindung beruht, von den benachbarten Stellen ab, oder, was dasselbe sagt, erniedrige die Reizbarkeit der Nachbarstellen gegen das Licht. So tritt das Phänomen der Hebung unter einen sonst geläufigen Gesichtspunct. Auch kann man damit die Neigung einer Farbe in Beziehung setzen, neben sich, ja selbst, wie ich in meiner Abhandlung über das binoculare Sehen gezeigt habe, auf der andern Netzhaut die Complementärfarbe zu erzeugen, durch Erniedrigung der Empfindlichkeit oder Reizbarkeit für die Gleichfarbe in dem weissen Lichte.

In der That finden bei Farben sehr entsprechende Verhältnisse statt, als bei Hell und Dunkel. Wenn man durch zwei Oeffnungen im Laden eines finstern Zimmers Licht einfallen lässt, die eine mit einem Farbenglase bedeckt, die andere frei lässt, und nun mittelst derselben einen Doppelschatten von irgend einem Gegenstande auf eine weisse Tafel wirft, so erscheint der von der farbigen Oeffnung erleuchtete Schatten in der Farbe des Glases, der von der tageshellen erleuchtete in der Complementärfarbe. Aber weder wenn man die tageshelle Oeffnung zu gross noch wenn man sie zu klein macht, erscheint die Complementärfarbe am deutlichsten; sondern wenn man sie so gross macht, dass beide Schatten ungefähr gleich hell erscheinen. Ist die tageshelle Oeffnung zu gross, so wird die Complementärfarbe des von dieser Oeffnung erleuchteten Schattens mit zu viel weissem Lichte verdünnt; ist die tageshelle Oeffnung zu klein, so ist nicht genug weisses Licht vorhanden, an dem sich das Spiel der Empfindlichkeit geltend machen könnte, um noch eine deutliche Farbenerscheinung zu geben*), indem auch hier die Deutlichkeit der Farbenerscheinung einerseits um so mehr abnimmt, je grösser die Intensität des Weiss im Verhältniss zur Intensität der sich beimischenden Farbe ist, gerade so, als wenn diese vom inneren

*) Vgl. meine Beobachtungen hierüber in Pogg. Ann. L. 436.

Licht abhängige Farbe durch einen objectiven Farbenreiz direct hervorgerufen wäre, anderseits die Intensität dieser sich zumischenden Farbe um so geringer ist, eine je geringere Intensität des Weiss sie betrifft, was sich aber nicht für die Erscheinung der Färbung allgemein compensirt, sondern ein Maximum der Deutlichkeit der Erscheinung bei einem gewissen Verhältnisse der Helligkeit beider Schatten gibt.

Man konnte es für möglich halten, dass, indess im weissen Nachbarlichte einer Farbe die Empfindlichkeit für die Gleichfarbe herabgestimmt ist, sie in entsprechendem Verhältnisse für die Complementärfarbe erhöht wird, so dass beides gemeinsam zur Erscheinung der Complementärfarbe wirken könnte, wo dann die Entstehung der Complementärfarbe von keiner Veränderung der Helligkeit begleitet wäre. Bei einigen beiläufigen Versuchen (Pogg. L. 427) fand ich in der That, dass »wenn ich durch die tageshelle und die farbige Oeffnung des finstern Zimmers einen subjectiven und einen objectiven Schatten neben einander erzeugt hatte, und mich so weit von ihm entfernte, dass ich kleine Schrift innerhalb des erstern eben noch lesen oder einander nahe Puncte darin eben noch unterscheiden konnte, die Entfernung für diese Gränze noch dieselbe blieb, wenn ich nun die mit dem Farbenglase bedeckte Oeffnung verschloss, so dass die complementäre Färbung des Schattens aufhörte,« woraus ich schloss, »dass die objective Wirkung des Lichtes, das einen Schatten beleuchtet, dieselbe bleibt, mag er ungefärbt oder durch Gegenwart einer Nachbarfarbe gefärbt erscheinen.«

Inzwischen lässt dieser Versuch keine grosse Genauigkeit zu; und ich finde neuerdings, dass die directe Beobachtung der Helligkeit ein viel entschiedeneres und vom vorigen abweichendes Resultat gibt.

Eine quadratische Oeffnung des finstern Zimmers von 6 Zoll Seite ward mit einem Farbenglase bedeckt, eine andere tageshelle so weit offen gelassen, dass durch eine schattengebende Fläche ein subjectiv gefärbter quadratischer Schatten von etwas mehr als 6 Zoll Seite neben einem objectiv gefärbten entstand. Je nach dem ich die farbige Oeffnung verdeckte oder frei liess, erhellte sich der subjective Schatten deutlich unter Verschwinden oder verdunkelte sich unter Annahme der subjectiven Färbung*). Inzwischen kann man eben so gut umgekehrt den subjectiv gefärbten Schatten bei Verschwinden der Färbung sich erhellen, und bei Annahme derselben sich verdunkeln sehen, ersteres, wenn man das Farbeglas ganz entfernt, so dass durch die vorher davon bedeckte Oeffnung weisses Licht, wie durch die andere einfällt, letzteres, wenn man das Farbeglas wieder vorsetzt.

*) Dabei trat nicht nur eine complementäre Nachfarbe des objectiven Schattens, sondern auch, wenn der Eindruck intensiv gewesen war, des subjectiven Schattens ein, d. h. bei Verdeckung der farbigen Oeffnung nahm der subjective Schatten momentan und schwach die Farbe des verdeckten Glases an.

Offenbar hängen diese Erfolge unabhängig von aller Farbe einfach davon ab, dass bei Verschluss der farbigen Oeffnung das ganze Zimmer mit Ausnahme des subjectiven Schattens dunkler wird, dieser also durch Hebung wegen der relativen Helligkeit heller erscheint, umgekehrt bei Wegnahme des Farbeglases das ganze Zimmer mit Ausnahme des subjectiven Schattens heller wird, also der Schatten durch Hebung desshalb dunkler erscheint. Ueber die obige Frage selbst wird dadurch nichts entschieden; indess schien es nützlich, diese Versuche hier anzuführen, um falschen Folgerungen aus jenem früheren nicht hinreichend genauen zu begegnen.

Auch erhält man ganz entsprechende Erfolge, wenn man zwei gleich dunkle Schatten durch zwei Oeffnungen im Laden des finstern Zimmers ohne Zuziehung des Farbeglases erzeugt. Wenn man die eine Oeffnung verschliesst, verschwindet der, von der andern Oeffnung her beleuchtete Schatten, indem sich die Stelle, worauf er fiel, höchst auffällig zu erhellen scheint, während sich zugleich die Umgebung der Schatten verdunkelt.

Ein analoger Gesichtspunct, als der die Farbenphänomene mit den Phänomenen von Hell und Dunkel beim Contrast verknüpft, verknüpft auch die successiven mit den simultanen Contrastphänomenen.

Wenn das Auge durch Licht ermüdet ist, so sieht es n a c h h e r (nachdem die Nachdauer des Lichtes erloschen ist) vermöge abgestumpfter Empfindlichkeit dunkler, und wenn es im Dunkel ausgeruht ist, so sieht es n a c h h e r heller, was man nicht schöner nachweisen kann, als wenn man eine Zeit lang mit einem Auge bei Schluss des andern in den hellen Himmel sieht (besser einen bedeckten als blauen, um nicht Nachfarben in das Spiel zu bringen), dann mit beiden offnen Augen das Doppelbild eines weissen Feldes auf schwarzem Grunde erzeugt, wo das Bild im offen gebliebenen Auge ganz grau gegen das andere lichtweisse im ausgeruhten Auge erscheint, Versuche, die ich in meiner Abhandlung über das binoculare Sehen S. 113 näher beschrieben habe.

Nun hat man blos anzunehmen, dass das N e b e n und N a c h eines weissen Eindrucks insofern sich gleich stehen, als der weisse Eindruck dem Neben lebendige Kraft physiologischer Thätigkeit entzieht, für das N a c h solche erschöpft, so hat man für die entsprechenden Erscheinungen im Neben und Nach den entsprechenden Grund. Helligkeit stumpft ab gegen die Helligkeit, die neben und die nach ihm ist, Dunkel steigert die Empfindlichkeit für die Helligkeit, die neben ihm und die nach ihm ist.

Nicht unwahrscheinlich hängt mit den besprochenen Verhältnissen der Hebung eine bis jetzt nur gelegentlich bemerkte Thatsache zusammen, die wohl verdiente, genauer untersucht zu werden, da sie messende Bestimmungen gestattet.

Arago*) bemerkt in seiner zweiten Abhandlung über Photometrie bei Beschreibung seines Photometers**), dass die Beurtheilung der photometrischen Gleichheit zweier Helligkeiten (in Form schmaler Spalten oder Schatten) sicherer sei, wenn sie in einem lichten, als wenn sie in einem schwarzen Grunde beobachtet werden***). Hankel hat diess bei der photometrischen Messung der grauen Gläser, von denen ich in meiner Abhandlung über das binoculare Sehen gesprochen, bestätigt gefunden.

Nun scheint mir nicht, dass der Grund, den Arago hiefür angibt, dass das Auge erstenfalls mehr ermüdet werde, triftig sein könne, da man doch von dem helleren Grunde eine stärkere Ermüdung als von dem dunkleren erwarten müsste. Man bemerke aber, dass beide zu vergleichende Spalten oder Schatten, auf photometrische Gleichheit gebracht, in dem helleren Grunde durch die Hebung an Helligkeit verlieren, in dem dunkleren daran gewinnen müssen, und dass hienach ein zwischen ihnen eintretender kleiner Unterschied erstenfalls leichter spürbar sein muss, als zweitenfalls, sofern er erstenfalls geringere

*) Arago's Werke, herausgegeben von Hankel. Th. X. S. 161.

**) Ein vor ein Fenster gesetzter weisser Papierschirm, durch den das Licht durchscheint, davor eine Glasplatte in einer verticalen auf den Papierschirm senkrechten Ebene, davor ein horizontales, nach Rechts und Links drehbares, Rohr, durch das man hindurchsieht; die photometrisch zu vergleichenden Spalten und Schatten vor dem weissen Schirme rechts und links von der Glasplatte angebracht, und das Rohr, durch das man sieht, so lange nach der einen oder anderen Seite gedreht, bis das durch Transmission durch die Glasplatte durch gesehene Bild mit dem durch Reflexion davon gesehenen gleich hell erscheint.

***) „Wir haben, sagt er, bemerkt, dass die Beobachtung der hellen Spalten im reflectirten und durchgelassenen Lichte, wenn das übrige Auge sich in völliger Dunkelheit befindet, ermüdet und eine etwas geringere Sicherheit gewährt, als das Verfahren, das wir gewöhnlich angewandt haben und jetzt näher angeben wollen." Diess Verfahren besteht in Substitution der von zwei schwarzen Nadeln geworfenen Schatten, deren einer blos vom reflectirten, der andere vom durchgelassenen Lichte des weissen Schirmes umgeben ist, für die zwei in schwarzen Platten befindlichen Spalten, deren eine ebenfalls blos vom reflectirten, die andere vom durchgelassenen Lichte erhellt ist, die aber von Schwarz umgeben sind.

absolute Intensitäten betrifft; es wäre denn, was sich a priori nicht entscheiden lässt, aber durch den Erfolg dieser Versuche selbst widerlegt zu werden scheint, dass mit Eintritt des Helligkeitsunterschiedes beider Spalten oder Schatten auch die Hebung beide in entsprechend ungleicher Weise beträfe, so dass dadurch jener die Unterscheidung fördernde Einfluss compensirt würde. Uebrigens kann dieser Einfluss bei Arago's und Hankel's photometrischem Verfahren um so eher geltend gemacht werden, als es sich dabei nur um schmale Spalten oder Schatten handelt; die Hebung durch den Contrast aber in der Nähe des Contrastrandes am stärksten ist, wie aus der Thatsache der unten zu betrachtenden Randscheine hervorgeht, also sich auch auf schmale Flächen stark in der ganzen Ausdehnung äussern muss.

Indessen bleibt doch bis auf weitere Versuche diese Erklärung problematisch.

Bei den Versuchen über die Hebung der Eindrücke durch den Contrast, wo die Hebung wesentlich auf Abänderung der Empfindlichkeit beruht, ist es wichtig, einige Complicationen zu berücksichtigen, welche im Grunde nie dabei fehlen und stets der Hebung entgegenwirken, ja unter Umständen dieselbe überbieten können, aus denen inzwischen die Unsymmetrie der Erfolge auf Schwarz oder Weiss nicht ableitbar ist.

Der Kürze halber nenne ich alle Erscheinungen und Wirkungen, welche wider den Sinn der gewöhnlichen hebenden Contrastwirkung laufen, also vielmehr eine Schwächung als Verstärkung des Gegensatzes der contrastirenden Eindrücke, vielmehr die Gleichfarbe als Complementärfarbe in der Nachbarschaft einer Farbe begünstigen oder erscheinen lassen, *verkehrte* oder *umgekehrte*, und die gewöhnlichen im Gegensatz dagegen *directe*.

Helmholtz hat in seiner Abhandlung gegen Brewster (Pogg. LXXXVI. 501.) darauf hingewiesen, dass, wenn sehr helles Licht irgend einer Art auf eine Stelle der Netzhaut trifft, Licht gleicher Art als ein schwächerer Lichtnebel über einen grossen Theil des Gesichtsfeldes verbreitet erscheint, abhängig von Lichtzerstreuung im Auge, wahrscheinlich nach Helmholtz veranlasst durch Beugung des Lichtes an den Rändern der Pupille, durch die nicht absolute Reinheit der durchsichtigen Medien des Auges und durch Reflexion von der Hornhaut (wie der

Augenspiegel des Verfassers lehrt), wodurch die nicht unbeträchtliche Menge des von der Netzhaut zurückkehrenden Lichtes theilweis wieder in den Hintergrund des Auges zurückgeworfen wird; wozu unstreitig noch zu fügen, dass auch direct von der erhellten Stelle der Netzhaut etwas Licht zerstreut nach den übrigen Stellen zurückgeworfen werden kann.

Als Versuche zum Belege führt Helmholtz u. s. an: man stelle des Abends ein Licht in der Nähe irgend eines grösseren schwarzen Feldes auf, z. B. neben einer Thür, die in ein dunkles Nebenzimmer geöffnet ist, und beobachte aufmerksam den Grad der Dunkelheit dieses Feldes, während man sich das Licht mit dem Finger abwechselnd verdeckt und frei lässt. Man wird leicht bemerken, dass, so oft die Lichtstrahlen frei in das Auge fallen, ein weisslicher Schein auf dem schwarzen Felde erscheint, welcher in der Nähe des Lichtes heller ist, sich aber schwächer auch in ziemlich entfernte Theile des Gesichtsfeldes erstreckt. Dasselbe beobachtet man auch, wenn Tageslicht, und in der auffälligsten Weise, wenn Sonnenlicht durch eine Oeffnung eines schwarzen Schirmes in das Auge gelangt. Bedeckt man die Oeffnung mit einem farbigen Glase, so hat der Lichtschein ebenfalls die Farbe des Glases.

Nun leuchtet ein, dass, wenn ich neben Schwarz befindliches Schwarz mit Weiss vertausche, von diesem Weiss aus sich Licht mit über das erste Schwarz zerstreuen muss, dessen Schwärze sich durch die hebende Wirkung des Weiss vertiefen sollte, und dass hiedurch die Hebung mehr oder weniger compensirt werden muss. Aehnlich, wenn ich die Hebung auf dem Weiss beobachten will. Indem ich das daneben befindliche Weiss mit Schwarz vertausche, fällt das zerstreute Licht weg, was sich über das erste Weiss vom Nachbarweiss aus mit verbreitete, und die dadurch entstehende Verdunkelung wirkt der Erhellung entgegen, welche die hebende Nachbarschaft des Schwarz mitführen sollte. Ich will diese Ursache verkehrter Contrastwirkung kurz die Diffusion nennen.

Wahrscheinlich ist die Diffusion in verschiedenen Augen verschieden. Für mich macht sich der Einfluss derselben sehr bemerklich, wenn ich bei aneinander gränzendem weissem und schwarzem Grunde das Weiss durch einen nach der Contrastgränze hingeschobenen schwarzen Bogen bis auf einen schmalen weissen Saum zudecke, und den schwarzen Bogen wieder zurückziehe. Die von der Hebung abhängige Vertiefung des schwarzen Grundes an der Contrastgränze wächst durch das Herbeischieben des schwarzen Grundes, indess sich beim Zurückschieben ein weisslicher Schein von der Contrastgränze bis zu einer

gewissen Weite merklich über den schwarzen Grund ergiesst, ungeachtet ich erstenfalls die weisse Fläche, welche die hebende Wirkung auf das Schwarz äussert, verkleinere, letztenfalls vergrössere, und die Diffusion Seitens des unbedeckt bleibenden Streifens beidesfalls bestehen bleibt. Diess beweist zugleich, dass die hebende Contrastwirkung des Weiss auf das Schwarz sich bei mir rascher mit der Entfernung schwächt, als die Gegenwirkung der Diffusion.

Stelle ich den Versuch umgekehrt an, indem ich einen weissen Bogen über dem Schwarz des halb weissen halb schwarzen Grundes nach der Contrastgränze bis zur Zurücklassung eines schmalen schwarzen Saumes hinschiebe und zurückziehe, so kann ich keine deutliche Veränderung auf dem weissen Grunde in der Nähe der Contrastgränze bemerken, was sich nach dem S. 83 angegebenen Princip erklären lässt, indem danach eben so wie die hebende Wirkung auch die Diffusionswirkung weniger deutlich auf Weiss als Schwarz sein muss.

Eine Person mit sehr guten Augen fand keine Aenderung auf dem schwarzen Grunde bei Versuchen mit Herbeischieben und Wegziehen des schwarzen Bogens.

In unmittelbarer Nähe der Contrastgränze kann die hebende Contrastwirkung auch durch die, von optischen Abweichungen im Auge abhängige, Irradiation gestört werden. In dieser Hinsicht kann es gut sein, den Contrastrand statt mit freiem Auge durch ein Loch in einem Kartenblatte zu betrachten.

Die Diffusion und die Irradiation sind Nebenursachen, welche der Hebung durch den Contrast vom ersten Momente an entgegen wirken, ohne dass man Grund hat, anzunehmen, dass sie mit der Dauer wachsen. Eine dritte aber wächst mit der Dauer, und scheint sich überhaupt nur mit der Dauer zu entwickeln, steht aber in directerem Gegensatze gegen die Ursache der Hebung, indem sie in einer sich allmälig entwickelnden gegensätzlichen Umstimmung der Empfindlichkeit beruht.

Die Hebung beim Contrast von Weiss und Schwarz beruht darin, dass die Empfindlichkeit für das Weiss durch die Nachbarschaft des Schwarz gesteigert, für das Schwarz durch die Nachbarschaft des Weiss gemindert ist; aber allmälig ermüdet das Auge durch Anblick des Weiss und erholt sich durch Anblick des Schwarz, und dadurch nähern sich, dem Einflusse der Hebung entgegen, beide Eindrücke.

In der That findet man allgemein, dass die hebende Contrastwirkung sich durch ihre Dauer schwächt. Ein weisser Fleck auf schwarzem Grunde überzieht sich bei anhaltender Betrachtung mit einem sich immer mehr verdunkelnden, ein schwarzer auf weissem Grunde mit einem sich immer mehr lichtenden weisslichen Schleier; ein farbiger Fleck auf complementärem Grunde verliert bei anhaltender Betrachtung immer mehr an Lebhaftigkeit der Farbe*). Was dem Fleck begegnet, begegnet dem contrastirenden Grunde im entgegengesetzten Sinne, nur dass man die Veränderung leichter jedesmal in dem begränzten Fleck wahrnimmt. Hiedurch nähern sich nothwendig die contrastirenden Eindrücke.

Man könnte nun geneigt sein, das nähere Verhältniss hiebei so zu fassen, da das Schwarz nur eine geringere Lichtintensität als das Weiss hat, nuthin im Grunde auch, nur weniger, ermüdend auf das Auge wirken muss, als das Weiss, so wird die scheinbar zunehmende Erhellung eines schwarzen Feldes auf weissem Grunde darauf beruhen, dass das Auge durch das Weiss stärker ermüdet wird, als durch das Schwarz, und mithin das Schwarz, obwohl es an sich auch vielmehr dunkler als heller wird, doch heller zu werden scheint, weil es relativ gegen das Weiss erhellt wird.

Hiegegen aber könnte man sich auch denken, dass das innere Licht auf aneinander gränzendem Weiss und Schwarz, nach Maassgabe als es durch die Ermüdung auf dem Weiss abnimmt, zugleich auf dem benachbarten Schwarz wächst, und dadurch eine wirkliche Erhellung desselben bewirkt, oder, was dasselbe sagt, dass, wenn Schwarz und Weiss, oder allgemeiner Helligkeiten von verschiedener Intensität in Verbindung betrachtet werden, die Empfindlichkeit für die geringere Intensität allmälig bis zu gewissen Gränzen zunimmt, indess sie für die stärkere abnimmt, was aus dem allgemeinen Ausdruck der Erholung und Ermüdung freilich nicht zu folgern wäre, indess immer noch die Anwendung dieser Ausdrücke gestatten würde, wenn man nur eben dieselben im Sinne dieser besonderen Verhältnisse verstände, wie denn überhaupt, wenn wir von Er-

*) Im Allgemeinen bleibt dabei ein schmaler Saum an der Gränze des Grundes, welcher an dieser Veränderung keinen Antheil nimmt, und vielleicht, was noch nicht hinreichend untersucht ist, mit Irradiation zusammenhängt.

holung und Ermüdung als Ursachen der in Rede stehenden Phänomene sprechen, diess blos kurze allgemeine Ausdrücke für die Umstimmung der Empfindlichkeit im Sinne der Richtung ihres Erfolges sind, ohne über Gesetze und Grund derselben etwas auszusprechen.

Vielleicht neigt man sich von vorn herein vielmehr der ersten als zweiten Auffassung zu, doch scheint mir die zweite vorgezogen werden zu müssen. Nach Beobachtungen an Schwarz und Weiss mag zwar hierüber schwer rein zu entscheiden sein: aber folgende Thatsache an Farben, welche mit den Erscheinungen von Schwarz und Weiss in Zusammenhang steht, lässt meines Erachtens nur eine Erklärung im Sinn der zweiten Auffassung zu.

Betrachtet man recht anhaltend ein Farbenfeld auf weissem Grunde in hellem Lichte, so tingirt sich endlich der Grund sogar mit der Gleichfarbe des Feldes, statt mit der Complementärfarbe, indess nämlich die Netzhaut für die direct gesehene Farbe mehr und mehr ermüdet, so dass, wenn man nach einiger Zeit der Betrachtung den Farbenfleck entfernt, ein complementäres Nachbild davon bleibt, indess die Gleichfarbe des Feldes auf dem Grunde bestehen bleibt; auch braucht man nur während der Betrachtung, nachdem sich die Gleichfarbe auf dem Grunde entwickelt hat, das Auge ein wenig zu verschieben, um mit dem [illegible] der Netzhaut, der vorher von Farbe getroffen wurde, jetzt von Weiss getroffen wird, sofort einen complementären Rand zu sehen.

Wenn ich nicht irre, habe ich selbst hierüber die ersten Beobachtungen (Pogg. L. p. 440) bekannt gemacht, ohne freilich die Thatsachen damals richtig deuten zu können, und Brücke (Pogg. LVIII. p. 425) hat nochmals unter anderen Formen [illegible] gemacht.

Hierzu einige Anführungen aus meiner früheren Abhandlung: »Betrachtet man ein farbiges Feld auf weissem Grunde in verbreitetem Tageslichte oder in directem Sonnenlichte, so wird man anfangs überhaupt keine deutliche, oder höchstens eine ganz schwache complementare Färbung an dem weissen Grunde wahrnehmen. Nach einiger Zeit aber färbt sich der Grund entschieden mit derselben Farbe, welche das Papier hat, welche Färbung namentlich in directem Sonnenlichte so lebhaft werden kann, dass sie der nicht immer mehr abschwächenden Farbe des Papiers selbst kaum nachsteht. Diese Färbung des Grundes verbreitet sich mit gleichförmiger Stärke über die ganze Ausdehnung desselben, und es scheint auf die Grösse des farbigen Feldes dabei wenig anzukommen, so dass,

wenn man ein farbiges Feld von blos einigen Quadratlinien Grösse auf einem weissen Papierbogen von mehr als 1 Quadratfuss Grösse aus der deutlichen Sehweite betrachtet, nach einiger Zeit der ganze Papierbogen sich gleichförmig mit der Farbe des Feldes überzieht. Entfernt man das farbige Feld von dem weissen Grunde, nachdem sich derselbe mit der Farbe tingirt hat, so erscheint nun statt des ersten ein Feld mit der subjectiven Complementarfarbe, um welches die Farbe des Feldes fortbesteht, und jetzt durch den Contrast um so deutlicher erscheint.« Ich übergehe hier die mannichfachen Abänderungen dieses Versuchs, die ich noch angeführt habe, indem ich nur bemerke, dass man die Erscheinung ebenso an einem weissen Felde auf farbigem Grunde wahrnehmen kann; es tingirt sich (bis auf einen schmalen Saum) bei anhaltender Betrachtung in hellem Lichte mit der Farbe des Grundes.

Unstreitig kann bei diesen Versuchen die mit der Dauer der Ermüdung zunehmende Annäherung der contrastirenden Eindrücke nicht im Sinne der ersten Auffassung erklärt werden; vielmehr scheinen mir solche Annäherungen nur durch folgendes Princip erklärbar, welches in die zweite Auffassung hineintritt, und mit dem Princip der Hebung in Conflict kommt.

Während nach diesem die durch einen Reiz erhöhte Thätigkeit eines Organes oder Organtheiles nur auf Kosten der durch den Reiz überhaupt nicht geschaffenen, sondern nur anders vertheilten lebendigen Kraft der Thätigkeit oder Erregung anderer Organe oder Organtheile zu Stande kommen kann, vorzugsweise solcher, die im directesten organischen Nexus mit dem direct gereizten Theile stehen, kann von anderer Seite nach einem anderen Princip die Thätigkeit der in organischem Nexus stehenden Theile nur in einem gewissen Zusammenhange erfolgen, wonach leicht eine Ueberpflanzung der Thätigkeit oder Erregung von einem direct gereizten Theile auf die mit ihm in Nexus stehenden stattfinden kann.

So kann die Entzündung, die ein Blasenpflaster hervorruft, ableitend auf nahe liegende Theile wirken, es kann sich aber auch eine Entzündung auf nahe liegende Theile verbreiten. Es kann das Ergriffensein gewisser Theile von Krämpfen den Torpor anderer mitführen; es können sich aber auch Krämpfe von einem Theile auf Nachbartheile überpflanzen, solche gemeinsam mit fassen, oder umgekehrt die Ruhe sich von gewissen Theilen auf andere mit verbreiten. Und so kann auch nach Umständen die Erregung einer begränzten Stelle der Netzhaut die Nachbarstellen antagonistisch in der Erregbarkeit für dieselbe Thätigkeit herabstimmen oder sympathisch sich auf solche überpflan-

zen, und es ist kein Hinderniss sich zu denken, dass die letztere Wirkung im Verhältniss zur ersten mit der Dauer gesetzlich zunimmt.

Bei den successiven Contrastphänomenen haben wir einen entsprechenden Conflict als bei den simultanen, der sich aber der Zeitfolge nach in umgekehrtem Sinne entwickelt. Vermöge der Nachdauer der Eindrücke und der Zeit, welche ein Reiz braucht, seinen Eindruck in voller Stärke zu entwickeln, bleibt hinter dem Reize oder der Ruhe ein gleichartiger Zustand mehr oder weniger lange zurück, was hier das Analogon der verkehrten Contrastwirkung bildet, wonach sich erst die Hebung des nachfolgenden heterogenen Eindrucks durch den Contrast geltend machen kann.

Wenn Helmholtz in seiner Abhandlung gegen Brewster die Fälle, wo man in der Nachbarschaft einer Farbe die Gleichfarbe inducirt gesehen, schlechthin als Sache der Diffusion erklärt, so ist diess meines Erachtens dahin zu modificiren, dass die Diffusion dabei unstreitig überall mit im Spiele ist, und beiträgt, die verkehrte Contrastwirkung hervorzurufen. Aber es ist unmöglich, den Haupterfolg bei den von mir oben angeführten, durch Wiederholung auch Seitens meiner Zuhörer constatirten, Versuchen davon abzuleiten; weder die Allmaligkeit, mit der sich die inducirte Gleichfarbe entwickelt und steigert, noch die Gleichförmigkeit, mit der sie sich über den Grund verbreitet, noch die Kleinheit der erforderlichen Farbenfläche, von der sie ausgeht, noch die Fortdauer der Gleichfarbe nach Entfernung der Farbenfläche, würden damit erklärlich sein.

Um die von der Umstimmung der Empfindlichkeit abhängigen verkehrten Contrasterscheinungen von denen zu unterscheiden, welche von Diffusion abhängen, wird man hauptsächlich darauf zu achten haben, ob sie sich durch die Dauer steigern. Im Allgemeinen aber wird keine reine Scheidung beider möglich sein, weil keine solche in der Wirklichkeit stattfindet.

Nach Allem wird die Hebung der Eindrücke durch den Contrast oder die directe Contrastwirkung insofern immer als der Normalfall angesehen werden können, als die umgekehrte, wo sie überhaupt spürbar wird, erst durch allmälige Umstimmung der Empfindlichkeit oder durch Nebenwirkungen (Diffusion, Irradiation) erzeugt wird. Wo daher von Contrast-

wirkung schlechthin die Rede ist, wird auch stets die directe zu verstehen sein.

Uebrigens wäre wohl möglich, dass unter Umständen die Umstimmung der Empfindlichkeit so schnell einträte, um von Anfange herein die Richtung des Erfolges zu bestimmen.

Darin, dass die Hebung durch den Contrast sich je nach der Individualität in so verschiedener Deutlichkeit zeigt, stimmt sie ganz mit anderen, von einem Spiele der Empfindlichkeit abhangigen, subjectiven Phänomenen überein, was beitragen muss, sie mit denselben aus gleichem Gesichtspuncte betrachten zu lassen. Unstreitig zwar können Fälle vorkommen, wo der fehlende Erfolg der Hebung von einer sich vorzugsweise geltendmachenden compensirenden Wirkung der Diffusion, Irradiation, allmaligen Umstimmung abhängt; aber dies kann nicht überall der Grund sein, und ist wahrscheinlich selten der Grund; es muss auch angenommen werden, dass die hebende Wirkung an sich selbst bei verschiedenen Personen sehr verschieden ist. In der That sind bei mir jene drei Einflüsse, Diffusion, Irradiation, leichte Umstimmungsfähigkeit des Auges sehr entwickelt, doch finde ich die Hebung durch den Contrast unter den im folgenden Kapitel angegebenen einfachen Versuchsverhältnissen sehr entschieden, *indess eine andere Person*, die weder den weisslichen Schein am Contrastrande bei dem S. 92 angegebenen Versuche, noch die für noch sehr zufälligen Irradiationssaume wahrnimmt, noch endlich leicht subjective Farben sieht, mit einem Worte, die vortrefflichsten Augen hat, unter denselben Versuchsumständen (Versuch 1 u. 2) Nichts deutlich bemerken konnte, und ebenso habe ich andere Personen mit in jeder Hinsicht besseren Augen als die meinigen gefunden, welche die hebende Contrastwirkung weniger gut als ich wahrnahmen.

Ich halte es vielmehr für wahrscheinlich, dass die Stärke der hebenden Wirkung mit der Leichtigkeit der Ermüdung des Auges in einem gewissen Zusammenhange steht.

d) Directe und verkehrte Contrastphänomene.

Von den folgenden Versuchen sind die zuerst zu stellenden 1) und 2) sehr geeignet, die hebende Wirkung des Contrastes in augenfälliger Weise mit leichten Mitteln zu zeigen, wo nicht eine grosse Empfänglichkeit für derartige Phänomene be-

ht, zugleich aber können sie, bei vergleichsweiser Anstel-
ng mit verschiedenen Personen, dienen, die Verschiedenheit
r Individualität in dieser Hinsicht zu constatiren, indess die
rgleichsweise Anstellung von 2 und 3 die Dissymmetrie des
folges für Weiss und Schwarz bei den meisten Personen er-
nnen lässt, nicht minder aber auch grosse individuelle Un-
schiede in dieser Hinsicht herausstellt. Will man die lebende
ntrastwirkung in frappantester Weise darstellen, wo sie sich
bi Jedem mit objectiver Kraft aufdrängt, so hat man das unter
angegebene Verfahren einzuschlagen.

1) Man legt einen grauen Papierbogen (vom Grau No. 1, 2
er 3), welcher der *Grund* heisse, vor sich, und überdeckt
auf jeder Seite mit einem weissen, halben oder Viertel-
gen, so dass zwischen beiden weissen Bogen, den *Seiten-*
gen, ein graues Feld, das *Mittelfeld*, von etwa 3 bis
oll Breite, ⅓ Fuss Länge, bleibt. Nun kommt man mit zwei
warzen halben oder Viertelbogen, in jeder Hand einen, den
cken, seitlich herbei, deckt sie abwechselnd über die weis-
Seitenlagen und hebt sie wieder davon ab, indem man zu-
ch das graue Mittelfeld fixirt. Es ist für mich, wenn das
iss mit dem Schwarz überdeckt wird, genau so, als wenn
and mit einem schwachen Lichte herbeikäme, das graue
elfeld zu beleuchten, und wenn das Schwarz entfernt wird,
wenn man eine Quelle der Beleuchtung des Grau entfernte.
leicht zu ersehen, kommt es abgesehen von der jedes-
gen Richtung des Unterschiedes auf dasselbe heraus, die
enlagen schwarz zu nehmen und weisse Decken wechselnd
nlegen und abzuheben.

2) Man wendet statt eines grauen Grundes einen schwarzen
nd mit weissen Seitenlagen und wechselnd auf- und abge-
enen schwarzen Decken an. Beim Ueberlegen der schwarzen
ken erhellt sich der schwarze Grund, bei Wegnahme vertieft
für mich sein Schwarz in augenfälligster Weise. Letzteres
wird das, für mich auf Schwarz stets sichtbare krankhafte
tflackern meines Auges sehr entschieden und in ganz abn-
r Weise deutlicher, als wenn ich die Augen ganz schliesse,
mir nicht ohne Interesse scheint. Die Verdunkelung des
warz durch den Contrast erstreckt sich also nicht merklich
iese subjective Erscheinung meiner kranken Augen, sondern

diese macht nur den Eindruck, als wenn sie in einer tiefern Nacht vor sich ginge.

3) Kehre ich den Versuch 2) in der Weise um, dass ich einen weissen Grund mit schwarzen Seitenlagen und weissen Becken anwende, so erhalte ich Verdunkelung des weissen Feldes bei der Ueberlage und Erhellung bei Wegnahme der weissen Seitendecken, welche Phaenomene mir aber nicht so auffällig erscheinen, als die bei Versuch 2. Indem sich das Weiss bei Wegnahme der weissen Seitendecken erhellt, erscheint es mir zugleich reiner.

Nicht nur ich selbst, auch Baete und Welcker haben den Erfolg bei den Versuchsweisen 1 und 2) sehr auffallend gefunden. Hingegen fand Volkmann den Erfolg bei beiden vergleichungsweise mit mir und Welcker angestellten Versuchen nur wenig auffällig. Kohlschütter und eine gelegentlich mit zugezogene Frau C., mit sehr gesunden Augen, erhielt sogar bei No. 1 schwach den verkehrten Erfolg, bei No. 2 Kohlschütter den direkten Erfolg, Frau C. nichts. Alle drei, Volkmann, Kohlschütter und Frau C. haben Augen, welche schwer ermüden.

Den Vergleich von 2) und 3) anlangend, so erklärten nicht nur ich selbst, sondern auch Baete und Kohlschütter unabhängig von einander den Erfolg bei 2) für augenfälliger als bei 3), und Kohlschütter konnte überhaupt bei 3) keinen deutlichen Erfolg wahrnehmen.

Um ein bestimmteres Urtheil fällen zu können, stellte ich den Versuch 2. und 3. mit elf meiner Zuhörer vergleichsweise auf einmal an, wobei die Anordnungen des Versuches 2) und 3) ganz gleich nur in verkehrter Ordnung neben einander getroffen waren, und beide Versuche stets unmittelbar hinter einander von den betreffenden Personen angestellt wurden. Ueber die vorzugsweise zu erwartende Richtung des Erfolges war nichts vorhergesagt.

Von diesen 11 Personen erhielt 1 weder bei dem schwarzen Mittelfelde (Versuch 2) noch weissen Mittelfelde (Versuch 3) einen deutlichen Helligkeitserfolg. 1 erhielt auf dem weissen einen verkehrten, auf dem schwarzen deutlich den direkten Erfolg. 2 erhielten bei dem schwarzen einen deutlichen, bei dem weissen keinen Erfolg. 4 erklärten den Erfolg entschieden für stärker auf dem Schwarz als Weiss, obwohl sie ihn auf beiden erkannten. 1 fand den Erfolg gleich deutlich auf Schwarz und Weiss,

und 2 erklärten den Erfolg, der eine ein wenig, der andere (von Zahn mit ungleich hell und farbig sehenden Augen) entschieden für deutlicher auf dem Weiss als Schwarz.

Da bei diesen Aussagen keine Theorie oder Voraussbestimmung des Urtheils eingewirkt hat, darf man wohl das Resultat derselben, wonach unter 10 Personen, die überhaupt einen Erfolg wahrnehmen, der directe Erfolg bei 7 deutlicher auf Schwarz als Weiss, nur bei 2 umgekehrt, bei 1 gleich war, für unzweideutig ansehen. Die grosse Verschiedenheit im Erfolge bei diesen verschiedenen Personen unter ganz gleichen Verhältnissen gibt zugleich einen überzeugenden Beleg für den grossen Einfluss, den die Individualität bei derartigen Phänomenen hat, und für die Nothwendigkeit, sich nicht blos mit eigenen Beobachtungen oder den Beobachtungen einzelner Individuen zu begnügen.

Wesentlich ist bei vorigen Versuchen, wenn man das directe Contrastphänomen beobachten will, das Mittelfeld nicht zu schmal zu nehmen. Gebe ich bei Versuch 2) dem Mittelfelde statt der Breite von ein paar Zoll blos die Breite von ein paar Linien, so nehme ich das umgekehrte Phänomen, d. i. bei Auflegen der schwarzen Decken Verdunkelung, bei Wegnahme Erhellung durch einen weisslichen Schein wahr; es werden sich aber wahrscheinlich in Bezug auf die Breite, wo dies eintritt, und andere Particularitäten der Erscheinung verschiedene Augen sehr verschieden verhalten. Bei mir selbst ist das verkehrte Contrastphänomen noch bei ¼ par. Zoll Breite des Mittelfeldes ziemlich entschieden, und wird bei Fortsetzung des Versuches unter wiederholtem Auflegen und Abheben der Decken immer entschiedener. Dabei bleiben im Falle der Erhellung (bei Abheben der schwarzen Decken) tief schwarze Säume an den Gränzen des schwarzen Mittelfeldes, oder mit anderen Worten, das Mittelfeld erhellt sich nicht ganz bis zu seinen Rändern. Uebrigens wird der weissliche Schein des Mittelfeldes nicht nur bei Wiederholung des Auflegens und Abhebens der Decken, sondern auch bei anhaltender Betrachtung, wenn letztere entfernt bleiben, immer deutlicher.

Zu diesem verkehrten Contrastphänomen wirken Diffusion und Irradiation unstreitig vom Anfange herein zusammen und allmälige Umstimmung tritt noch hinzu.

Nehme ich bei Versuch 3) den weissen Zwischenraum zwischen den schwarzen Seitenlagen sehr schmal, so erhalte ich

doch kein verkehrtes Contrastphänomen, wie es bei Versuch 2) der Fall war, sondern das directe.

4) Die Dissymmetrie in der Stärke des Erfolges, welche sich bei den entgegengesetzten Versuchsanordnungen nach 2) und 3) zeigt, zeigt sich auch bei folgenden einfachen Versuchsweisen.

Wenn ich einen Bogen schwarzes Russpapier vor mich hinlege, diesen mit beiden Augen fixire, und dann von der Seite her einen Bogen weisses Papier darüber hinschiebe, so scheint die Tiefe des unverdeckten Theiles des Schwarz sichtlich zuzunehmen. Kehre ich jedoch den Versuch um, d. h. sehe nach einem weissen Bogen, indess ich einen schwarzen seitlich herbeischiebe, so kann ich keine deutliche Erhellung des weissen wahrnehmen.

Noch auffälliger als durch seitliches Herbeischieben eines weissen Bogens über den schwarzen Grund von einer Seite wird die Vertiefung des Schwarz durch Herbeischieben von zwei Seiten, indess die Umkehrung mit Herbeischieben von Schwarz über Weiss auch hiebei nur einen geringeren und manchmal zweideutigen Effect gibt.

Kohlschütter fand sowohl mit einseitigem als zweiseitigem Herbeischieben unter Anwendung des schwarzen Grundes das directe Hebungsphänomen wie ich, unter Anwendung des weissen das verkehrte.

5) Sehe ich nach einem weissen Grunde, sei es durch eine, aus einem halben Bogen weissen Briefpapieres einfach zusammengerollte, ganz licht durchscheinende oder durch eine schwarze Röhre, und schiebe einen schwarzen Bogen von der Seite her unter der Röhrenöffnung herbei, so dass das Weiss unter der Mündung halb zugedeckt wird, so kann ich beidesfalls keine deutliche Aenderung am übrigbleibenden Weiss bemerken; stelle ich aber denselben Versuch mit einem schwarzen Grunde und Herbeischieben von Weiss an, so erhalte ich bei Anwendung der schwarzen Röhre eine sehr starke Vertiefung des Schwarz, wenn der weisse Bogen herbeigeschoben wird, bei Anwendung der weissen durchscheinenden Röhre (deren innere Helligkeit zwischen Weiss und Schwarz steht, jedoch dem Weiss näher als dem Schwarz scheint) nur noch eine geringe.

Der Unterschied in der Anwendung der weissen und schwarzen Röhre bei schwarzem Grunde erklärt sich leicht daraus, dass bei Anwendung der weissen Röhre eine hebende Contrastwir-

ung auf das Schwarz unter der Röhrenmündung schon ohne erbeischieben des Weiss statt gefunden hat, die nun blos noch nen Zuwachs durch das seitliche Herbeischieben des vollen eiss erhält, während bei Anwendung der schwarzen Röhre die nze volle Hebung durch das herbeigeschobene Weiss erst be- irkt wird. Auch bei Anwendung des weissen Grundes unter nwendung der schwarzen Röhre muss die Hebung schon ohne erbeischieben des Schwarz grösstentheils vollendet sein, aber nter Anwendung der weissen Röhre, welche in der inneren elligkeit dem Weiss näher als dem Schwarz steht, hätte man ne stärker hebende Wirkung auf dem weissen als auf dem hwarzen Grunde bei Herbeischiebung des Gegentheiles zu er- arten, wenn nicht eine wirkliche Dissymmetrie der hebenden irkung für Weiss und Schwarz zu Gunsten des Schwarz statt nde.

Wo keine Röhre angewendet wird, wie bei den Versuchen bis 3), darf man annehmen, dass die Umgebung der Con- astflächen sich im Ganzen mehr dem Weiss als Schwarz nähert, fern der Himmel durch das Fenster über den Tisch hin (auf em beobachtet wird, und dessen Helligkeit unbestimmt zwi- hen Weiss und Schwarz liegt), in das Auge scheint. Diess ürde das Hebungsphänomen vielmehr auf dem Weiss als hwarz begünstigen, indess der Erfolg das Gegentheil zeigt.

6) Lege ich zwei weisse Bogen über einem schwarzen Grunde schief über einander, dass sie ein schwarzes V zwischen sich ssen, richte die inwendig geschwärzte Röhre vor einem Auge ei Schluss des andern darauf und führe sie vor der Spitze des , wobei der weisse Grund von beiden Seiten mit gesehen wird, ch dem weiten Theile, wo blos Schwarz erscheint, so sehe ich e auffallendste Helligkeitszunahme. Und selbst ohne Röhre ist e Zunahme der Helligkeit von der Spitze des V nach dem wei- ren Theile, nur minder auffällig, spürbar. Stelle ich diese rsuche umgekehrt mit schwarzen Bogen auf Weiss an, so sehe h jetzt auch die Spitze des weissen V lichter, im Uebrigen aber ine entschiedene Helligkeitsverschiedenheit zwischen den Thei- n des weissen V, wie sie sich bei dem schwarzen V zeigte.

Wende ich die weisse durchscheinende Röhre an, so finde h mit schwarzem und weissem V dieselben Erfolge als mit der hwarzen Röhre, nur scheint mir auch hier der Erfolg bei dem hwarzen V etwas schwächer als mit der schwarzen Röhre.

7) Ein für den Zustand meiner Augen particuläres Verhältniss scheint mir doch Erwähnung zu verdienen.

Mein ganzes Gesichtsfeld findet sich bei Schluss der Augen mit einem lebhaft flackernden Lichtstaube erfüllt, so dass ich mir auf diese Weise den Eindruck eines tiefen Schwarz gar nicht zu verschaffen vermag; dagegen kann ich den Eindruck eines tiefen Schwarz durch den Contrast erhalten, wenn ich die Augen öffne und sie auf eine schwarze Fläche auf oder neben einer weissen richte, ungeachtet doch die schwarze Fläche noch einen guten Theil Licht in das Auge sendet, der bei Schluss des Auges wegfällt, was sich auch darin beweist, dass das Lichtflackern auf der schwarzen Fläche bei offenem Auge viel minder deutlich erscheint, als im geschlossenen Auge. Der Unterschied der Tiefe zwischen dem mit Licht mehrten Augenschwarz bei Schluss des Auges und einem schwarzen Flecke auf weissem Grunde oder einer schwarzen Fläche neben einer weissen bei offenem Auge ist für mich sehr frappant und instructiv. Doch kann ich mir auch im geschlossenen Auge den Eindruck eines sehr tiefen Schwarz dadurch verschaffen, dass ich die Augen schliesse, nachdem ich Schwarz neben oder auf Weiss eine Zeit lang fixirt habe, indem dann das schwarze Nachbild des Weiss mit dem weissen des Schwarz einen sehr starken Contrast bildet.

Schliesse ich den Contrast mit dem Weiss aus, so macht sich die grössere Helligkeit des Schwarz bei offenen Augen als bei geschlossenen leicht geltend. Hiezu nehme ich eine inwendig geschwärzte Röhre vor ein Auge bei Schluss des andern, indess ein schwarzer Bogen vor mir liegt, und schliesse und öffne abwechselnd das Auge, was durch die Röhre sieht, wo ich dann die Nacht im geschlossenen Auge ohne Vergleich tiefer finde, als das Schwarz des Fleckes, den ich auf dem schwarzen Bogen vor mir sehe und der durch das Tageslicht erhellt ist. Der Eindruck seiner Helligkeit wird übrigens hiebei durch den Contrast mit der inwendig gar nicht erleuchteten schwarzen Röhrenwand erhöht.

8) Lege ich ein kleines graues Feld (Grau No. 3) auf einen schwarzen und ein anderes gleiches auf einen weissen Grund, die an einander gränzen, so erscheint mir das graue Feld, sei es mit einem oder beiden Augen betrachtet, auf dem schwarzen Grunde deutlich heller. Richte ich nun ein Auge mit einer inwendig schwarzen Röhre davor, unter Schluss des andern

Auges, auf beide graue Felder zugleich, die dazu nahe an der Gränze von Weiss und Schwarz liegen müssen, so nimmt der Unterschied der Helligkeit zwischen beiden erheblich zu, indem zwar beide grauen Felder hiebei an Helligkeit gewinnen, aber das auf dem weissen Grunde erheblich mehr als das auf dem schwarzen.

9. Zum Beweise, dass auch zwischen fernen Theilen des Gesichtsfeldes sich eine Contrastwirkung erstreckt, kann schon einigermassen der Umstand dienen, dass Verdunkelung und Erhellung durch den Contrast nicht auf die unmittelbare Nähe der Gränzlinie beschränkt bleiben. Zum bestimmteren Beweise dienen folgende Versuche.

Ich lege bei Vorderstellung gegen das Fenster ein kleines weisses Feld, Centralfeld, auf die Mitte eines schwarzen Grundes und schiebe dann seitlich einen weissen Bogen herbei, so dass das Schwarz des umgebenden Grundes mehr und mehr zugedeckt wird. Das weisse Feld verdunkelt sich um so mehr, je näher der weisse Bogen kommt, und erhellt sich wieder beim Zurückziehen. Die Wirkung tritt nicht erst bei der unmittelbaren Nähe, sondern nur wachsend mit der Nähe ein. Es gehört zwar einige Aufmerksamkeit dazu, den Erfolg der Verdunkelung und Erhellung wahrzunehmen; aber man nimmt ihn doch unzweideutig wahr, wenn man überhaupt für Contrastwirkungen empfänglich ist, und sowohl Funke als Grabau, als Welcker haben die Veränderung richtig erkannt, ohne von der zu erwartenden Richtung derselben avertirt zu sein. Auch eine oberflächliche Aufmerksamkeit aber reicht meist hin, sie wahrnehmen zu lassen, wenn man den Versuch mit Herbeischieben und Wegziehen eines weissen Bogens von beiden Seiten zugleich anstellt, die Verdunkelung und Erhellung des weissen Feldes wird hier für mich sehr auffällig, und Kohlschütter (ungeachtet er bei den vorerwähnten Contrastversuchen meist ein verkehrtes Phänomen auf Weiss beobachtete) sagte, es werde ganz grau. Volkmann jedoch fand den Effect weder bei dem einseitigen noch doppelseitigen Herbeischieben der weissen Bogen deutlich.

Das weisse Centralfeld kann grösser oder kleiner, ein paar Zoll oder ein paar Linien breit sein, und der Erfolg zeigt sich immer für mein Auge. Wenn ich hingegen den Versuch umkehre, d. i. ein schwarzes Centralfeld auf weissem Grunde anwende, so erhalte ich bei Anwendung eines hinreichend schmalen

Centralfeldes von ein paar Linien bis ½ Zoll Breite vielmehr das verkehrte, als directe Phänomen, d. h. das Schwarz des Feldes vertieft sich beim Zusammenschieben der beiden schwarzen Seitenschieber, und erhellt sich beim Auseinanderschieben, indem es sich bis auf einen tief schwarz bleibenden Rand mit einem weisslichen Schleier überzieht, der bei Wiederholung des Versuches immer deutlicher wird, und unstreitig von Diffusion und Umstimmung abhängt. Sowohl ich als Funke fanden diesen Erfolg gegen unsere Erwartung unter denselben Umständen, wo uns ein kleines weisses Centralfeld auf Schwarz den directen Erfolg gab. Kohlschütter jedoch erhielt auch mit dem schwarzen kleinen Centralfelde den directen Erfolg. Wende ich inzwischen ein breites schwarzes Centralfeld an, so erhalte ich auch mit diesem das directe Phänomen.

Es ist mir noch nicht zur Klarheit gekommen, warum bei diesen Versuchsweisen die Umstände, welche das umgekehrte Phänomen begünstigen, für Schwarz sich verhältnissmässig stärker geltend machen, als für Weiss.

Stellte ich dieselben Versuche auf grauem Grunde (Grau No. 3) mit einem schmalen Centralfelde an, so erhielt ich bei weissem Centralfelde mit weissen Seitenschiebern das directe, bei schwarzem Centralfelde sowohl mit schwarzen als weissen Seitenschiebern das umgekehrte Phänomen, bei weissem Centralfelde mit schwarzen Seitenschiebern aber keine deutliche Aenderung überhaupt.

10. Anstatt die Seitenschieber herbeizuschieben und wegzuziehen kann man nach der Versuchsweise 7) verfahren, nachdem man auf die Mitte des schwarzen Mittelfeldes zwischen den Seitenlagen ein kleines weisses quadratisches Centralfeld von ½ bis ¾ Zoll Seite gelegt hat, welches solchergestalt in Entfernung von den Seitenlagen und Decken bleibt, und dass man nun die Decken abwechselnd auflegt und abhebt. Die Erhellung und Verdunkelung im Sinne directen Contrastes war mir noch merklich genug, wenn die Breite des Mittelfeldes ½ par. Fuss betrug und die Beobachtung aus gewöhnlicher Sehweite geschahe, obwohl ein schmäleres Mittelfeld und mithin grössere Nähe des Centralfeldes an den Seitenlagen allerdings augenfälligere Resultate gibt. Kohlschütter constatirte den Erfolg bei ¼ bis ⅛ Zoll Breite des Mittelfeldes.

Ein schwarzes schmales Centralfeld gab mir auf weissem

Grunde bei derselben Versuchsweise nur zweideutige Resultate, auf grauem Grunde (Grau No. 3) unter Umständen das directe, unter andern das verkehrte Phänomen, indess ein weisses auf grauem Grunde immer das directe Phänomen gab.

Zufolge der Versuche 9) und 10) hat man unstreitig bei Beurtheilung der Contrastwirkung, welche ein begränztes Feld von seiner Umgebung erfährt, niemals blos sein Verhältniss zur nächsten, sondern auch zur weitern Umgebung in Betracht zu ziehen, und wenn die unmittelbare Umgebung durch ihre grössere Nähe in Vortheil ist, so ist die weitere Umgebung durch ihre grössere Ausdehnung in Vortheil, so dass durch letzteren Umstand der Einfluss der grösseren Nähe unter Umständen compensirt oder überboten werden konnte. Künftige Untersuchungen zur Ermittelung bestimmterer Verhältnisse in dieser Beziehung sind ein Bedürfniss, speciell hierauf gerichtete Versuche mit mehr und minder schmalen Umgebungen aber besser von solchen anzustellen, bei welchen Diffusion und Irradiation, die immer hiebei störend sein werden, es doch weniger sind als bei mir.

Auf diesem Einflusse der fernen Umgebung beruht denn auch unstreitig theilweise der Erfolg folgender Versuche:

11) Wenn ich mit einem Auge bei Schluss des andern durch die inwendig geschwärzte Röhre, d. i. die zusammengerollte Röhre Russpapier, in gewöhnlicher Weise, bei einiger Entfernung der Rohrenmündung vom Grunde, auf irgend einen vom Tageslichte beleuchteten Grund sehe, sei es einen Bogen schwarzes Papier oder weisses Velinpapier, so erscheint derselbe entschieden heller, als wenn ich ihn mit demselben Auge frei ohne die Röhre betrachte, indem der durch die Rohre erblickte Fleck des Grundes beidesfalls heller als die unbeleuchtete schwarze Röhrenwand ist, also beidesfalls in Contrast damit tritt. Nun sollte man meinen, da der Russgrund doch nur wenig, der Velingrund stark von der schwarzen Rohrenwand in Helligkeit abweicht, müsste auch die Hebung bei Betrachtung des Velins durch die Röhre viel stärker sein, als bei Betrachtung des Russgrundes. Ich kann diess aber durchaus nicht finden; sondern im Gegentheil. Während ich manchmal in Zweifel bin, ob der Fleck auf dem Velin durch die schwarze Röhre wirklich heller ist, als das frei gesehene Velin (obschon ich anderemale diess entschieden genug finde), bin ich nie in Zweifel auf dem Schwarz, so entschieden ist der Unterschied. Noch zweifelhafter wird mir

der Unterschied, wenn ich in den Himmel durch die schwarze Röhre und ohne Röhre sehe, ungeachtet der Contrast zwischen dem hellen Himmel und der schwarzen Röhrenwand beim Blick durch die Rohre eine sehr kräftige Hebung mitführen sollte, die bei freiem Blick in den Himmel wegfällt. Hingegen erscheint der Unterschied zwischen der Betrachtung mit und ohne Röhre auf Grau entschiedener als auf Weiss. Andere, welche ich diese Versuche wiederholen liess, fanden es entsprechend.

Theilweis nun wird diess unstreitig auf dem früher geltend gemachten Principe beruhen, nach welchem derselbe Lichtunterschied an Schwarz leichter als an Weiss bemerklich wird. Aber der so ausserordentlich viel grössere Contrast zwischen der schwarzen unerleuchteten Röhrenwand und dem hellen Himmel als zwischen der schwarzen unerleuchteten Röhrenwand und dem vom Himmel erleuchteten Russgrunde würde dessenungeachtet eine sichtlichere Hebung bei den Versuchen mit dem hellen Himmel erwarten lassen, käme nicht zugleich Folgendes in Rücksicht.

Wenn ich die geschwärzte Röhre von dem Auge nehme und frei damit nach dem schwarzen Grunde blicke, auf den ich vorher durch die Röhre sahe, so wird dieser Grund für mich durch seinen Contrast mit der umgebenden Helligkeit des gesammten übrigen Gesichtsfeldes verdunkelt, wogegen bei weissem Velingrunde oder Himmelsgrunde eine Erhellung durch den Contrast mit den umgebenden dunkleren Gegenständen statt finden muss. In der That finde ich, wenn ich den ganzen Beobachtungstisch mit Schwarz überlege, eine Rohre nur von ungefähr ¼ Zoll Länge anwende, und diese nahe über dem schwarzen Grunde halte, so dass bei Wegnahme derselben das über dem schwarzen Tische wenig erhobene Auge nicht viel Seitenlicht empfängt, den Unterschied der Helligkeit des schwarzen Grundes mit und ohne Röhre nur noch gering.

12) Nach Vorstehendem wird man die stärkste hebende Contrastwirkung dann erwarten müssen, wenn man um einen Fleck von constanter objectiver Helligkeit das ganze Gesichtsfeld ringsum abwechselnd erhellt und verdunkelt. Der Fleck wird sich erstenfalls ganz besonders auffällig subjectiv verdunkeln, zweitenfalls erhellen müssen.

In der That ist diess in unvergleichbar stärkerem Grade der

Fall, als bei den zuerst angeführten Versuchen 1) bis 3), wenn man den Versuch, wie folgt, im finstern Zimmer anstellt.

Im Laden eines übrigens verdunkelten Zimmers waren zwei quadratische Oeffnungen von ½ Fuss Seite angebracht, die durch Schieber verkleinert werden konnten. Ein schattengebender Gegenstand, wozu eine quadratische Tafel von etwas über ½ Fuss Seite diente, war vor die Oeffnungen im Zimmer aufgestellt, und warf einen Doppelschatten auf eine grosse weisse Tafel. Die eine Oeffnung wurde nun so weit verkleinert, dass der zugehörige Schatten verschwand, und blos der, der grossen unverkleinerten Oeffnung entsprechende, sichtbar blieb; dann die grosse Oeffnung abwechselnd verschlossen und wieder geöffnet. Bei diesem Wechsel von Verschluss und Oeffnung ändert sich objectiv nichts in dem Schatten, welcher der grossen Oeffnung entspricht, sondern nur in der Umgebung dieses Schattens, indem das ganze Gesichtsfeld ringsum sich bei dem Verschlusse verdunkelt (wobei der Schatten, welcher der verkleinerten Oeffnung entspricht, zum Vorschein kommt), bei der Oeffnung (unter Verschwinden dieses Schattens) sich erhellt. Aber ungeachtet der, der grossen Oeffnung entsprechende, Schatten objectiv derselbe bleibt, sieht man doch bei jedem Verschlusse der grossen Oeffnung eine gewaltige Erhellung, bei jeder Oeffnung eine entsprechende Verdunkelung dieses Schattens, so dass man sich kaum überreden kann, es sei blos eine subjective Erscheinung. Das Hebungsphänomen ist unter diesen Umständen gerade so zwingend, als die Erscheinung der complementären Schatten im finstern Zimmer, wenn man eine der Oeffnungen mit einem Farbenglase verdeckt.

Wenn ich sagte, dass der, der grossen Oeffnung entsprechende Schatten bei abwechselndem Verschluss und Oeffnung objectiv derselbe bleibt, so ist diess nicht ganz streng, indem bei der Oeffnung das zerstreute Licht, was die Wände in den Schatten zurückwerfen, sich vermehrt, und er also in der That objectiv etwas heller, beim Verschlusse dunkler wird, was aber die beobachtete Contrastwirkung weder erklärt noch steigert, sondern vielmehr derselben entgegenwirkt. Diese Gegenwirkung aber wird weit überboten von der Hebung.

Es ist sehr instructiv, diesen Erfolg mit dem zu vergleichen, welchen man erhält, wenn man eine inwendig schwarze Röhre auf die Mitte des Schattens, welcher der grossen Oeffnung

entspricht, richtet, während man den Wechsel mit Verschluss und Oeffnung vornehmen lässt. In diesem Falle, wo der Contrast mit der Umgebung wegfällt, fällt auch die hebende Wirkung weg, und der Schatten bleibt unverändert oder zeigt nur die kleine Aenderung, welche von dem Wechsel im Einfall des zerstreuten Wandlichtes herrührt. Auf diese Weise kann man sich direct überzeugen, dass das Phänomen wirklich subjectiver Natur sei.

Graban, Hankel und Ruete haben durch Wiederholung diese Erfolge bestätigt. Hankel bemerkte dabei, dass bei grösserer Entfernung des Auges vom Schatten die Phänomene der Erhellung und Verdunkelung erheblich stärker erschienen, als bei grösserer Nähe, was auch leicht verständlich ist, weil eine grosse Nähe das Auge approximativ in den Zustand des Durchsehens durch eine Röhre nach der Mitte des Schattens versetzt.

Anstatt den einen Schatten durch Verkleinerung der einen Oeffnung ganz zum Verschwinden zu bringen, und dann die unverkleinerte Oeffnung abwechselnd zu schliessen und wieder zu öffnen, kann man auch beide Schatten durch gleiche Grösse der Oeffnungen auf gleiche Helligkeit bringen, und dann die eine Oeffnung abwechselnd schliessen und wieder öffnen. Auch hiebei habe ich das Hebungsphänomen sehr auffallend gefunden, doch war das Resultat bei der vorigen Versuchsweise noch stärker.

Verfuhr ich so, dass ich einen Schatten blos durch eine, sei es grössere oder kleinere Oeffnung erzeugte, diesen eine Zeit lang ins Auge fasste, dann die Oeffnung ganz schloss, so dass das ganze Zimmer dunkel wurde, so sahe ich ein lebhaft helles Nachbild an der Stelle des Schattens; eben so Graban; indess Hankel den Schatten blos von gleichförmigem Dunkel verschlungen sahe.

Ich hätte die Versuche im finstern Zimmer gern noch mit einigen Abänderungen fortgesetzt, aber der öftere Wechsel zwischen Hell und Dunkel war für mein Auge sehr angreifend, so dass ich sie habe einstellen müssen.

13. So wie Schwarz neben Weiss schwärzer als neben Schwarz, Weiss neben Schwarz weisser als neben Weiss erscheint, ist es auch der Fall, wenn man das Neben mit Nach vertauscht, wie diess durch hinreichend bekannte Versuche bewiesen wird. Ich erinnere des Zusammenhanges wegen kurz

folgende: Zieht man ein auf weissem Grunde liegendes
warzes Feld nach einiger Betrachtung weg, so erscheint an
Stelle des weissen Feldes ein vertieft schwarzes Feld im
warzen Grunde, und zieht man ein auf weissem Grunde lie-
des schwarzes Feld nach einiger Betrachtung weg, so er-
eint an dessen Stelle ein lichter weisses Feld im weissen
nde, vorausgesetzt, dass das Auge für subjective Erschei-
gen überhaupt hinreichend empfänglich ist. Unter Umstän-
kann aber auch die Erscheinung überwiegend durch die
hdauer des Eindruckes bestimmt werden, was den verkehr-
Contrastphänomenen analog ist.

11) In Zusammenhang mit der Thatsache, dass Schwarz
h oder neben Weiss schwärzer erscheint, steht offenbar die
tsache, dass ein schwacher Farbeneindruck durch einen
ausgehenden oder nachbarlichen gleichartigen Farbenein-
ck von grösserer Intensität ausgelöscht oder unscheinbar ge-
cht wird. Man decke ein helles Farbenglas über die Gränze
Weiss und Schwarz. Auf dem Weiss scheint natürlich
verhältnissmässig intensive, auf dem Schwarz eine sehr
sache Farbe durch, diese aber löscht sich da, wo das
warz an Weiss gränzt, ganz in reinem Schwarz aus. Unter
as anderer Form stellt sich dieselbe Thatsache so dar:

Ein helles Farbenglas, gross oder klein, auf die Mitte eines
warzen Grundes gelegt, erscheint noch merklich farbig; wo-
n ein schwarzer Fleck auf weissem Grunde mit demselben
benglase überdeckt innatten des jetzt lebhaft farbig erschei-
den Grundes ganz schwarz erscheint.

Sehe ich mit einem Auge bei Schluss des andern auf einen
warzen Grund durch eine am andern Ende mit einem blauen
grünen Glase verschlossene inwendig geschwärzte Röhre,
ehe ich den Grund deutlich farbig; richte ich aber die Röhre
dem Farbenglase auf die Gränze von Weiss und Schwarz
wende sie auf einen weissen Grund, um sie nachher voll
den schwarzen Grund zurückzuwenden, so erscheint der
beneindruck auf dem Schwarz merklich erloschen oder sehr
hwächt; verstärkt sich aber bei der letzten Versuchsweise
alig wieder. Eigen aber ist, dass ich mit einem gelben oder
en Farbenglase die Schwächung auf diese Weise nicht deut-
wahrnehme, ungeachtet die obigen Ueberdeckungsversuche
rkennen lassen. Grabau fand diese Ergebnisse bestätigt.

15) Dass Farben geneigt sind, in ihrer Nachbarschaft die subjective Erscheinung von Complementärfarben hervorzurufen, ist bekannt genug und unter vielen Formen constatirt. Wenn subjective complementare Nachbarfarben nicht überall erscheinen, liegt der Grund theils darin, dass schwache Färbungen nicht erkannt werden, wenn sie nicht ein gewisses Verhältniss der Intensität zum weissen oder andersfarbigen Lichte, dem sie sich beimischen, überschreiten, in welcher Hinsicht man einige Versuche und Erörterungen in meiner Abhandlung über das binoculare Sehen vergleichen mag, theils darin, dass die besprochenen Ursachen der verkehrten Contrastwirkung unter Umständen überwiegend werden. Ohne auf die bekannten Versuche über complementare Nachbarfarben hier zurückkommen zu wollen, führe ich nur folgende Versuche an, welche beweisen, dass auch hier die Fernwirkung des Contrastes besteht.

Wiederhole ich an einem kleinen weissen Felde auf schwarzem Grunde die Versuche 9. oder 10., indem ich statt weisser Seitenschieber oder Decken einfarbige anwende, so kann ich im Allgemeinen keinen oder nur einen zweideutigen Erfolg subjectiver Färbung des weissen Centralfeldes wahrnehmen. Verfahre ich aber nach 10. so, dass ich z. B. rothe Seitenlagen und grüne Decken, oder blaue Seitenlagen und orange Decken anwende, so wird je nach Auflegen oder Abheben der Decken, namentlich nach einigen Wiederholungen des Versuchs, der Wechsel der Complementärfärbung am weissen Centralfelde für mein Auge sehr deutlich, auch wenn ich das weisse Centralfeld sehr stetig fixirt halte, so dass die Färbung nicht als Nachfarbe von den seitlich gesehenen Seitenlagen und Decken erklärt werden kann.

Noch augenfälliger lässt sich die Fernwirkung des Farbencontrastes durch Versuche im finstern Zimmer darthun, wohin einige Versuche gehören, die ich in dem folgenden, gegen eine Abhandlung des Prof. Osann gerichteten, Artikel anführe.

16) Stelle ich den Versuch 2) mit schwarzem Grunde und beliebig weissen oder schwarzen Seitenlagen an, welche letztere durch Freilassung des ganzen schwarzen Grundes vertreten werden können, und nehme die Decken farbig statt weiss oder schwarz, so erhalte ich, welche Farbe ich auch anwenden mag, stets das umgekehrte Contrastphänomen, d. h. das schwarze Mittelfeld überströmt sich mit einem Schein nicht von der Complementär-

farbe, sondern Gleichfarbe, was auch erfolgt, wenn ich auf einem schwarzen Bogen von beiden Seiten her einen farbigen nach der Mitte schiebe. Dieser sofort eintretende Erfolg kann wohl nur von Diffusion abhängen. Auf einem weissen statt schwarzen Grunde erhalte ich hiebei keinen deutlichen Erfolg, indem die geringe Färbung unstreitig vom Weiss absorbirt wird. Stelle ich den Versuch 4) mit einem farbigen statt grauen Grunde, mit zum Grunde complementärfarbigen Seitenlagen und dem Grunde gleichfarbigen Decken an, so erhalte ich bei orangenem oder hellgrünem Grunde sehr entschieden und sofort das directe Phänomen, d. h. der Grund (das Mittelfeld) nimmt an Sättigung der Farbe zu, wenn die ihm gleichfarbigen Decken abgehoben werden, und die complementärfarbigen Seitenlagen zum Vorschein kommen; wird dagegen weisslicher oder schwärzlicher (je nach der geringeren oder grösseren Helligkeit der Seitenlagen), jedenfalls unscheinbarer, wenn sie aufgelegt werden; und zwar scheint mir der Erfolg um so auffälliger zu werden, je öfter ich den Versuch hinter einander wiederhole. Hingegen erhalte ich mit einem rothen Grunde (bei grünen Seitenlagen) und violetem Grunde (bei gelben Seitenlagen) eben so entschieden und von vorn herein das umgekehrte Phänomen; d. h. die Farbe des Grundes wird gesättigter, lebhafter, wenn die gleichfarbigen Decken aufgelegt werden, unscheinbarer, wenn sie abgehoben werden, auch bleibt diess so bei fortgesetzter Wiederholung des Versuchs. Ich habe Roth und Grün von sehr verschiedenem Verhältniss der Dunkelheit gegen einander angewandt; und immer blieb das umgekehrte Phänomen für den rothen Grund gleich entschieden. Bei tiefblauem Grunde mit hellgelben Seitenlagen erhielt ich das umgekehrte Phänomen, mit orangefarbenem mehr oder weniger zweideutige, wechselnde, oder bei Fortsetzung der Versuche aus dem Directen ins Umgekehrte umschlagende Phänomene. Auch hellgelber Grund mit hellvioleten Seitenlagen gab zweideutige Resultate.

Das Statthaben des directen Phänomens bei hellgrünem und orangefarbenem Grunde und das umgekehrte bei rothem Grunde hat auch Grabau constatirt; wogegen Kohlschütter bei orangefarbenem, blauem, grünem, rothem Grunde überall das directe Phänomen erhielt. Einst stellte ich den Versuch mit rothem Grunde vergleichungsweise mit einer Mehrzahl von Personen an,

von denen einige eben so bestimmt den directen als andere den verkehrten Erfolg zu erhalten versicherten.

Auch wenn ich den Versuch 10) mit der Fernwirkung des Contrastes an einem kleinen farbigen Centralfelde auf schwarzem oder weissem Grunde mit gleichfarbigen Seitenlagen und complementären Decken (oder umgekehrt) anstelle, so erhalte ich bei einem orangenen und grünen Centralfelde eben so entschieden das directe Phänomen, als bei einem rothen das umgekehrte.

17) Manche sind geneigt, zu glauben, dass eine Farbe, um als solche zu erscheinen, überhaupt eines Gegensatzes bedarf, und zwar schliessen sie diess daraus, dass der Himmel oder eine Gegend bei Betrachtung durch eine farbige Planbrille oder überhaupt durch ein Farbenglas zwar im ersten Augenblicke in der Farbe des Glases erscheint, der Eindruck aber sich schnell schwächt und bald der Farbeneindruck so sehr verschwindet, dass man die Farbe des Glases danach nicht mehr erkennen würde. Da man nun die Gegend doch noch hell durch das Glas sieht, so kann es allerdings scheinen, als ob der Farbeneindruck des Lichtes allein dadurch erloschen sei, dass die Relation zu den vorausgegangenen heterogenen Eindrücken allmälig ihre Wirkung eingebüsst hat, und neue gleichzeitige heterogene Eindrücke nicht vorhanden sind.

Indess ist jenes, meist mit schwach blauen oder grünen Brillen erhaltene Resultat keineswegs allgemein gültig. Denn wenn ich ein dunkelrothes Glas vor die Augen nehme, so macht die intensiv rothe Farbe des dadurch gesehenen Himmels oder eines weissen Fehles auf schwarzem Grunde nach Minuten noch keine Anstalt zum Verschwinden. Nur finde ich, dass, während mir der Himmel durch ein rothes Glas intensiv roth erscheint, weisse Häuser, die ich zugleich durch das Glas sehe, keine deutliche Färbung zeigen, solche jedoch annehmen, wenn ich den Anblick des Himmels durch einen Schirm abblende, so dass der, wegen der grösseren Helligkeit des Himmels stärkere Farben-Eindruck den schwächern nicht zur Geltung kommen lässt, was sich den unter 14) angeführten Thatsachen anschliesst.

Da bei blossem Vorhalten eines Glases vor die Augen Seitenlicht nicht ganz ausgeschlossen werden kann, so wiederholte ich den Versuch mit Hindurchblicken durch ein Farbeglas so, dass ich in die quadratische Oeffnung (von 6 par. Zoll Seite) des

nsterladens eines übrigens dunklen Zimmers eine farbige Glas-
fel einsetzte, und hiedurch auf den halb im Schatten des Hauses
genden, halb von der Sonne erhellten Sandplatz vor dem Hause
verwandt blickte. Diess setzte ich unter Anwendung eines
nkelvioleten Glases, welches im prismatischen Spectrum sehr
erwiegend Roth gegen Blau zeigte, ¼ Stunde, unter Anwen-
ng eines homogen tief rothen 5 Min. lang fort. Im ersten Mo-
nte erschien allerdings die Farbe des hellen Theiles des Platzes
lebhaftesten, schien sich aber nicht sehr stark und über eine
wisse Gränze hinaus gar nicht weiter zu vermindern, so dass
e längere Fortsetzung des Versuches nutzlos schien.

Hingegen war sehr auffällig, dass bei Anwendung eines
uen Glases, welches im Spectrum fast nur Blau mit sehr we-
Roth zeigte, der Farbeneindruck fast sofort nach der Vor-
me des Glases erloschen schien. Da das blaue Glas heller
r, als das rothe und violete, von welchen ich nicht zu ent
eiden vermochte, welches heller sei, legte ich zwei blaue Glas-
ln über einander, welche Combination mir ungefähr gleich
mit dem rothen und violeten Glase erschien, ja ging selbst bis
dreifachen Lage, immer erlosch der Farbeneindruck sehr
nell in einer Art weisslichen Schein, der fast wie bei einer
terlandschaft die Gegend bedeckte. Ich muss daher glauben,
s die brechbarsten Farben sich in Betreff der Haltbarkeit des
drucks anders verhalten, als die mindest brechbaren. Dass
Violet hiebei sich dem Roth nahe stellte, lässt sich darauf
eben, dass es zum bei Weitem grössten Theile aus Roth be-
d.

Uebrigens hat schon Helmholtz bemerkt, dass die Farben
wachsender Intensität um so geneigter sind, weisslich zu
heinen, je brechbarer sie sind, und unstreitig hängt die vo-
Erfahrung über den Unterschied von Roth und Blau damit
nmen.

c) Vom Contrast abhängige Randscheine.

Nach den im vorigen Abschnitte angeführten Versuchen
hränkt sich die Hebung der Eindrücke durch den Contrast
blos auf die unmittelbar an einander gränzenden Theile
ontrastirenden Flächen, sondern reicht in die Entfernung.
sen ist die Voraussetzung natürlich, und hat sich selbst

schon in den vorigen Versuchen bestätigt, dass sich die Hebung doch in der Nähe der Contrastgränze am stärksten äussere, demnach die respective Erhellung und Vertiefung des aneinander gränzenden Weiss und Schwarz unmittelbar an ihrer Gränze am stärksten sei, und von da abnehme, also ein hievon abhängiger, sich allmälig in den Grund verlierender, heller und schwarzer Randschein wahrnehmbar sei. In der That erscheint ein solcher unter gewissen Umständen deutlich genug, indess er unter andern unmerklich wird. Auch wo er unmerklich ist, kann man ihn aber doch nach dem Zusammenhange der Thatsachen als vorhanden annehmen, d. h. seinen physiologischen Grund als bestehend annehmen, nur dass er nicht überall hinreichend ist, die Erscheinung bis zur Gränze des Merklichen zu treiben.

In dieser Hinsicht kommen folgende Puncte in Betracht.

Ein Lichtunterschied wird bemerktermassen überhaupt nur erkannt, wenn er ein gegebenes Verhältniss zu den Intensitäten, wozwischen er besteht, erreicht oder übersteigt. Die Erkennbarkeit eines Randscheines auf Weiss setzt also voraus, dass die Differenz zwischen der hellsten Stelle an der Contrastgränze und den von der Contrastwirkung nicht mehr erreichten Stellen des Grundes jenes Verhältniss erreiche oder übersteige; entsprechend auf Schwarz bezüglich der Differenz zwischen der dunkelsten Stelle an der Contrastgränze und den entfernten Stellen. Nach Bouguer beträgt das Verhältniss, bei welchem die Erkennbarkeit eines Lichtunterschiedes beginnt, $^1/_{64}$, es kann aber auch (s. meine Psychophysik I. S. 255) bis $^1/_{80}$ sinken und über $^1/_{120}$ heraufgehen. Die Versuche, wodurch diese Verhältnisse gefunden sind, beziehen sich jedoch auf die Erkennbarkeit eines an der Contrastgränze selbst zwischen zwei Lichtflächen erkennbaren scharf abgesetzten Unterschiedes; und obwohl es noch ganz an Versuchen darüber fehlt, ist doch mehr als wahrscheinlich, dass, wenn ein Lichtschein sich allmälig in einen Grund verläuft, der Unterschied zwischen dem Maximum und Minimum an den von einander entferntesten Stellen des Lichtscheines beträchtlich grösser sein muss, um noch erkannt zu werden, um so grösser, je allmäliger das Verlaufen statt findet, was daher unstreitig auch von den Randscheinen gelten wird, die sich in unserm Falle von der Contrastgränze herein in den Grund verlaufen.

Ein anderer Grund, dass vom Contrast abhängige Rand-

scheine unbemerkt bleiben können, liegt darin, dass auch von Lichtdiffusion und Irradiation Randscheine abhängen, welche die entgegengesetzte Natur haben, und sich über jene superponiren, so dass dieselben nur insofern zur Geltung kommen, als sie das Uebergewicht haben. Diese gegenwirkenden Randscheine stehen übrigens unter demselben Gesetze der Abhängigkeit von der Lichtintensität, als die vom Contrast abhängigen.

Sehr instructiv ist für mich in Betreff der Abhängigkeit der Sichtbarkeit der Randscheine von der Intensität des Grundes folgende Erfahrung.

Der Zustand meiner Augen nöthigt mich, so wie die Sonne sich nur ein wenig zu neigen beginnt, mit Schreiben oder Lesen aufzuhören, und ich pflege dann eine Stunde spazieren zu gehen. Steht nun gerade der Mond hoch in einem ganz klaren Himmel, so sehe ich ihn beim Ausgange abgesehen von einer Vervielfältigung, unter der sich mir derselbe wie so vielen Andern namentlich bei längerem Hinsehen darstellt, rein abgeschnitten im Blau stehen; wenn ich dagegen auf dem Rückwege bin, so sehe ich bei der jetzt stärker eingebrochenen Dämmerung stets einen verbreiteten goldnen Schein um denselben, wenn schon der Himmel keine Verminderung der Klarheit zeigt und der Mond vielmehr gestiegen als gesunken ist. Es ist mir diess sehr oft aufgefallen, und ich habe mich stets gewundert, dass in verhältnissmässig so kurzer Zeit der Dämmerungszunahme sich der goldne Schein von der Unmerklichkeit bis zu so grosser Deutlichkeit entwickeln konnte. Unstreitig nun war der Schein auch beim Ausgange vorhanden, konnte aber in der Helligkeit, in welcher der Himmel erschien, nicht von mir bemerkt werden.

Beim Spazierengehen mit einer Person, die sehr scharfe und gesunde Augen hat, habe ich wiederholt in Erfahrung gebracht, dass sie gar nichts von diesem goldenen Schein sehen konnte, während ich denselben sehr deutlich wahrnahm, was ich für einen Beweis halte, dass er vielmehr von Lichtdiffusion in meinen Augen, als von Lichtzerstreuung in der Atmosphäre abhängt, so lange der Himmel wirklich klar ist. Denn bei nebliger Luft sieht freilich jeder einen Schein um den Mond.

Im Allgemeinen werde ich einen Randschein, der bei geringer Aufmerksamkeit wahrgenommen wird, indem er bei hinreichendem Unterschiede vom Grunde sich in rascher Abstufung in den Grund verliert, doch aber nicht auf eine unmerkliche Breite reducirt, einen *decisiven* nennen; jenen, der sich sehr allmälig in den Grund verliert, einen *verwaschenen*; jenen, der sich auf eine fast unmerkliche Breite reducirt, so dass er nicht mehr füglich Randschein heissen kann, eine *Randlinie*. Natürlich unterliegt die Anwendung dieser Ausdrücke sehr dem subjectiven Ermessen, da es scharfe Gränzen hiebei nicht gibt;

allein in Ermangelung genauerer Masse muss man sich doch mit solchen ungefähren Bezeichnungen behelfen.

Bei Versuchen über Randscheine, welche vom Contrast abhängen, hat man sich nicht durch Säume oder Randscheine täuschen zu lassen, welche von andern Ursachen entstehen können.

Hat man eine Zeit lang die Gränze der contrastirenden Flächen betrachtet, und verschiebt den Gesichtspunct, was leicht unwillkührlich geschieht, so schiebt sich dadurch ein Nachbild einer Fläche über die andere, und entstehen dadurch subjective complementäre Säume, welche sich aber dadurch charakterisiren, dass sie erst mit der Dauer der Betrachtung entstehen, eine scharfe Begränzung und gleichförmige Helligkeit, respectiv Farbe haben, indess die Randscheine, um die es sich hier handelt, sofort da sind und sich allmälig in den Grund verlaufen. Verschiebt man beide Augen ungleichförmig, so dass ein Doppelbild der Gränzlinie entsteht, so schiebt sich damit das Bild des einen Grundes im einen Auge in einer gewissen Breite über das des andern Grundes im andern Auge, und entstehen in dem Streifen, in dem der eine Grund sich mit dem andern binocular deckt, Randscheine, von denen in meiner Abhandlung über das binoculare Sehen die Rede gewesen ist, um die es sich jedoch hier nicht zu handeln hat. Aber man erkennt solche Randscheine eben daran, dass sie mit einer Verdoppelung der Gränzlinie in Beziehung stehen, und bei Anwendung blos eines Auges fehlen oder wegfallen. Auch kommen sie nicht so leicht zufällig zu Stande, wenn die Gränzlinie zwischen den contrastirenden Flächen parallel mit der Verbindungslinie der Augen, als wenn sie senkrecht darauf ist, weil die Augen senkrecht auf ihre Verbindungslinie minder leicht sich ungleich stellen.

Die Verhältnisse der vom Contrast abhängigen Randscheine sind bisher keiner näheren Betrachtung unterzogen worden, und bieten Manches dar, was von vorn herein sehr unerwartet scheinen mag, und unerklärlich bleiben würde, wenn man die Hebung durch den Contrast blos von einem Vergleichsurtheile abhängig machen wollte, hingegen erklärende Gesichtspuncte in dem findet, was schon im Abschnitte *c*) darüber gesagt wurde.

Namentlich wird den Erwartungen, die man von vorn herein hegen möchte 1) dass das Phänomen der vom Contrast abhängigen Randscheine sich am deutlichsten bei Angränzung von vollem Weiss und Schwarz im vollen Tageslichte; 2) dass

es sich symmetrisch auf Schwarz und Weiss verhalten möge, gleich entschieden durch die Erfahrung widersprochen.

Unstreitig zwar wird bei der grossen Variabilität der Contrasterscheinungen je nach der Individualität von den folgenden Wahrnehmungen, die ich selbst gemacht habe, sich Vieles im Einzelnen anders bei Anderen zeigen; indess halte ich das eben Gesagte in seiner Allgemeinheit nach dem, was ich auch durch Andere habe constatiren lassen, auch für allgemein gültig.

Um vom Contrast abhängige Randscheine leicht und ohne alle Aufmerksamkeit wahrzunehmen, ist in der That die Angränzung von vollem Schwarz an volles Weiss in hellem Tageslichte das Ungünstigste, indess solche leicht und ohne Schwierigkeit auf Grau in der Angränzung an Weiss, auf Dunkelgrau in der Angränzung an Hellgrau wahrgenommen werden. Durch die verschiedensten Mittel der Dämpfung des Lichtes kann die Wahrnehmbarkeit von Randscheinen überhaupt sehr erleichtert werden.

Ferner ist die Erscheinung der Randscheine auf dem aneinander gränzenden Hell und Dunkel im Allgemeinen eben so unsymmetrisch, als sich die ganze Hebung durch den Contrast gezeigt hat. Oft nimmt man auf dem Dunkeln die deutlichsten Randscheine wahr, wo man auf dem Hellen nichts davon wahrnimmt, obwohl die Randscheine auf dem Hellen doch nicht überhaupt fehlen, und unter manchen Umständen auch deutlich gesehen werden können.

Allgemein scheint bei Angränzung von Hell an Dunkel der Randschein sich auf dem Hellen mehr zu concentriren, auf dem Dunkeln mehr auszubreiten, um so mehr, je schwärzer das Dunkel ist. Bei Angränzung von vollem Weiss an volles Schwarz sieht sich für mich jedenfalls der lichte Randschein auf dem Weiss stets in eine lichte Randlinie zusammen, von der mir noch fraglich scheint, ob sie überhaupt eine Sache des Contrastes ist, indess der schwarze Randschein sich weit ausdehnt.

Zur Anstellung der Beobachtungen wende ich in der Regel theils eine halb weisse, halb schwarze Papptafel, theils ganze Bogen weisses, graues, schwarzes Papier an, die partiell über einander geschoben und auf einander gepresst werden, so dass sie eine lange Gränzlinie bilden.

Des Näheren finde ich dabei Folgendes.

Fasse ich die Gränzlinie zwischen vollem Weiss und vollem Schwarz in hellem verbreiteten Tageslicht ins Auge, so nehme ich bei oberflächlicher Aufmerksamkeit überhaupt nichts wahr, was als ein vom Contrast abhängiger Randschein zu deuten wäre. Bei genauerer Aufmerksamkeit jedoch, indem ich mit der Gränze des Schwarz zugleich entferntere Theile des Schwarz ins Auge fasse, oder den Blick von der Gränze über die schwarze Fläche gleiten lasse, nehme ich auf das Deutlichste wahr, wie ein tiefes Schwarz an der Gränze sich allmälig in ein viel minder tiefes verläuft, so dass nur die verwaschene Form des Randscheines bei geringerer und auf die Nähe der Gränze concentrirter Aufmerksamkeit denselben nicht vorn herein entdecken hess. Das Weiss zeigt nichts der Art. Schärfe ich jedoch die Aufmerksamkeit noch mehr, so erscheint mir die Gränzlinie selbst auf dem Weiss in fast unmerkbarer Ausdehnung vorstechend licht, von da an aber das Weiss gleichförmig. Die lichte Linie tritt nur um so besser hervor, wenn ich blos mit einem Auge durch ein feines Löchelchen darauf sehe, Beweis, dass sie nicht von Irradiation abhängt.

Ueber das Verhalten der Randscheine auf dem Weiss und Schwarz in der Angränzung an Grau stellte ich Versuche vergleichungsweise mit dem Verhalten zwischen Weiss und Schwarz selbst so an, dass ich auf einer halb weissen, halb schwarzen Tafel Grau (No. 2, No. 3) bis zur Gränze hinschob und wegzog, und sahe, was sich auf der andern Seite änderte, je nachdem das Grau bis zur Gränze geschoben oder weggeschoben war. Auf Weiss änderte sich nichts merklich, ausser dass die lichte Linie, welche Weiss in der Angränzung an Schwarz zeigt, bei Ersetzung des angränzenden Schwarz durch Grau undeutlich wurde. Auf dem Schwarz nahm bei vollem Ersatz des angränzenden Weiss durch Grau die Tiefe sowohl des schwarzen Randscheines als weit hinein der übrigen schwarzen Fläche sichtlich ab und verstarkte sich wieder bei Entfernung des Grau, trotz des in entgegengesetztem Sinne wirkenden Einflusses der Diffusion. Auch schien mir, obwohl diese Beobachtung nicht so unzweideutig ist, um für ganz sicher zu gelten, bei der Ersetzung des Weiss der Tafel durch Grau der schwarze Randschein auf dem Schwarz minder verwaschen und hiemit auch für eine oberflächlichere Aufmerksamkeit etwas leichter spürbar zu werden, der Vortheil in dieser Hinsicht aber eben nur in der

decisiveren Form, nicht in der absolut grössern Intensität des Randscheins zu liegen, indem ich bei Angränzung von vollem Schwarz an volles Weiss den Unterschied zwischen der Contrastgränze und fernen Theilen des Schwarz doch grösser zu finden glaube, als bei Angränzung an Grau.

Die Randscheine auf Grau in Angränzung an Weiss sind im Allgemeinen viel decisiver und daher leichter bei oberflächlicher Aufmerksamkeit wahrzunehmen, als auf Schwarz in Angränzung an Weiss: nur ist, wie überhaupt bei diesen Versuchen, sehr wesentlich, die Papierbogen, wo man solche anwendet, scharf auf einander zu drücken, so dass keine Schattenlinie zwischen Weiss und Grau entsteht, welche ungeachtet ganz geringer Breite sehr störend einwirkt. So gibt mir Grau No. 1, auf Weiss lose aufgelegt, so dass eine schwarze Schattenlinie das Grau vom Weiss trennt, durchaus keinen merklichen dunkeln Randschein, der sogleich spürbar wird, wenn der graue Bogen auf den weissen hart niedergedrückt wird, so dass die Schattenlinie verschwindet. Auf Grau No. 2 und No. 3 erblicke ich trotz der schwarzen Schattenlinie noch den Randschein, aber er nimmt auffällig zu, wenn ich das Grau niederdrücke, und verschwindet, wenn ich die grauen Bogen etwas aufhebe, so dass sich die Schattenlinie in einen schmalen Schatten verwandelt.

Die Contrastwirkung einer schmalen schwarzen Schattenlinie, welche in der unmittelbaren Angränzung an Grau einen hellen Randschein auf diesem erzeugen sollte, kann also durch die Wirkung des durch die Schattenlinie vom Grau getrennten ausgedehnten Weiss überwogen werden, was mir Beachtung zu verdienen scheint.

Auf grauem Grunde in der Angränzung an schwarzen Grund im Tageslichte kann ich einen hellen Randschein nicht oder nur zweifelhaft finden: nur die lichte Linie, welche denselben zu vertreten scheint, jedoch wegen ihrer unmerklichen Ausdehnung nicht wohl Randschein heissen kann, zeigt sich ebenfalls sehr gut an allen drei Sorten des Grau. Legt man inzwischen einen schwarzen und weissen Bogen auf einem grauen einander gegenüber, so dass ein graues Zwischenfeld von 1 bis einigen Zollen Breite bleibt, so kann es den Anschein haben, als wenn dieses sowohl am Weiss einen hellen, als am Schwarz einen dunkeln Randschein hätte, indem die Abschwächung des dunkeln Randscheins auf dem Grau vom Weiss nach dem Schwarz zu sich

auch als eine vom Weiss ausgehende Lichtung fassen lässt. Diese Anordnung ist daher überhaupt nicht geeignet, das Dasein eines hellen oder dunkeln Randscheins insbesondere zu constatiren, indem das, was man auf Rechnung des einen schreibt, möglicherweise immer auf Abschwächung des andern beruhen kann; sondern man muss einmal Grau mit ausgedehntem Schwarz, ein andermal Grau mit ausgedehntem Weiss insbesondere combiniren.

Wo es sich jedoch darum handelt, Randscheine überhaupt bemerklich zu machen, ist jene Anordnung, nach der man das Grau zwischen Weiss und Schwarz, überhaupt Mittelhelles zwischen Helleres und Dunkleres bringt, welche ich wegen der hiebei statt findenden Abstufung des Hellen die treppenförmige nennen will, empfehlenswerth; denn beim Vergleich der Helligkeit an den beiden Gränzen des Mittelfeldes wird der von Randscheinen abhängige Unterschied besonders deutlich, sei es, dass doch ein, für sich nur nicht recht merklicher, heller Randschein oder die jedenfalls vorhandene lichte Linie an der Gränze des Schwarz, sei es, dass die Begränzung des Feldes von zwei Seiten in anderer Weise unterstützend mitwirkt.

Welcker sagt zwar (Irradiation p. 125): »ein gleichförmig graues Papier, von schwarzen und weissen Feldern benachbart, erscheint gleichmässig grau«; hat sich jedoch bei Versuchen, die ich gemeinsam mit ihm anstellte, vom Dasein des Unterschiedes auf dem Grau an den Gränzen von Weiss und Schwarz sehr wohl überzeugt, und jene Angabe, als nicht allgemein zutreffend, ausdrücklich zurückgenommen.

Es blieb übrig, die verschiedenen Abstufungen des Grau gegen einander zu untersuchen. Von den drei Nummern des Grau gibt nur jedes dunklere einen deutlichen decisiven dunkeln Randschein in der Angränzung an das nächst hellere oder dritt hellere, indess ich auf dem hellern Grau hiebei keinen deutlichen hellen Randschein, sondern nur mehr oder weniger deutlich die lichte Randlinie wahrnehmen kann.

»Besonders gut stellen sich die Randscheine des Grau bei folgender treppenförmigen Anordnung dar: Weiss, Grau No. 1, No. 2, No. 3, Schwarz; durch partielles Untereinanderschieben und gutes Aufeinanderpressen oder Kleben eines weissen, dreier verschieden grauen und eines schwarzen Papierbogens gebildet, so dass immer einer etwa 1 Zoll vor dem andern vorsteht. Alle

graue Streifen sind von einem Rande nach dem andern hin schattirt, am schwächsten der hellste No. 1, welcher an Weiss gränzt, am deutlichsten der dunkelste No. 3, welcher an Schwarz gränzt. So konnte eine Person, welche überhaupt schwer subjective Phänomene sieht, blos den Randschein auf No. 3, und zwar ganz deutlich, nicht auf No. 1 und No. 2 erkennen; ich selbst und Andere erkennen ihn auf allen drei Nummern des Grau sehr gut.

Bei allen vorigen Versuchen ist helles verbreitetes Tageslicht und Betrachtung mit freiem Auge ohne dämpfende und verdunkelnde Mittel vorausgesetzt, indem es angemessen schien, das Verhalten der Randscheine vor Allem für die Verhältnisse des gewöhnlichen Augengebrauches zu constatiren. Aber weit deutlicher und sogar von frappantem Effecte können die Randscheine werden, wenn man verschiedene Mittel der Dämpfung und Verdunkelung zuzieht, auch hiebei ausgedehnte Randscheine auf der helleren Componente des Contrastes zum Vorschein kommen.

Im Allgemeinen finde ich Abends und bei einbrechender Nacht an Dachfirsten so wie senkrechten Mauerlinien, die sich gegen den, noch mehr oder weniger Licht habenden, Himmel absetzen, sehr decisive tief schwarze Randscheine, indess ich während des Tages nichts Deutliches überhaupt sei es von dunkeln oder hellen Randscheinen an solchen Gränzen entdecken kann. Auch scheint mir in der tiefen Dämmerung manchmal mehr, manchmal weniger deutlich an solchen Gränzen eine Lichtung sich hinzuziehen, die ich für einen hellen Randschein nehmen möchte, jedoch meist vergebens versuche, als eine von der Gränze ab ausgedehnte zu verfolgen, was mir beim schwarzen Randscheine sehr wohl gelingt. Man muss sich nur bei Beobachtungen hierüber sehr hüten, lichte Nachbilder von dunkeln Sichern, die leicht bei Hebung des Auges entstehen, für ausgedehnte lichte Randscheine zu halten oder die in der Abenddämmerung vom Dachfirst nach Oben abnehmende Helle des Himmels als Randschein anzusehen; daher sich lieber an verticale Mauerlinien als horizontale Dachlinien halten.

Die 5-stufige Treppe aus Papier (s. oben) erscheint mir bei Lampenlichte im Allgemeinen viel stärker schattirt als bei Tageslichte. Sehr instructiv ist es, die bei der Treppe stehende Lampe, wenn sie erst in der zum gewöhnlichen Gebrauche hinreichenden Stärke brennt, immer niedriger zu schrauben, wo die Schattirung immer decisiver wird, indem sich namentlich

das Lichte in der Angränzung des Helleren an das Dunklere immer mehr zu lichten scheint. Diess kann man fast bis zum Erlöschen der Lampe verfolgen.

Der, nur bei genauerer Aufmerksamkeit erkennbare schwarze Randschein auf vollem Schwarz in der Angränzung an volles Weiss bei verbreitetem Tageslichte wird auch für die oberflächlichste Aufmerksamkeit sichtbar, wenn man über die Gränzlinie des Weiss und Schwarz ein durchscheinendes Papier legt (wodurch sich natürlich das Schwarz in Grau verwandelt), und zwar gelingt der Versuch, mag ich das sehr dünne durchscheinende Papier einfach oder bis 4mal zusammengelegt, wo es immer noch ein wenig durchscheint, anwenden. Nicht minder wird der Randschein auf Schwarz gegen Grau, auf Grau gegen Weiss, auf Dunkelgrau gegen Hellgrau durch diess Mittel deutlicher. Hingegen kann ich in allen diesen Fällen keinen Vortheil für die Merkbarkeit des Randscheins auf der hellern Fläche finden.

Sehr frappant zeigt sich die Verstärkung sämmtlicher dunkeln Randscheine, wenn man über die gesammte Treppe (S. 423) das durchscheinende Papier breitet. Man sollte nicht meinen, dass die Schattirung, die hier eintritt, blos eine subjective Sache wäre.

Eben so wirksam oder selbst noch wirksamer als das Ueberlegen eines durchscheinenden Papieres ist das Ueberlegen eines hellfarbigen, z. B. grünen, gelben Glases über die Gränze des weissen und schwarzen oder allgemeiner helleren und dunkleren Grundes. Diess Mittel verdeutlicht mir ebensowohl den hellen als dunkeln Randschein an der Contrastgränze ausgedehnter Flächen; und das Ueberlegen meines hellgrünen Glases über die Treppe gibt einen wahrhaft überraschenden Erfolg, so schwarz ist das Dunkle und so licht das Helle an den gegenüberliegenden Rändern jeder Stufe. Auch bei meinem gelben Glase ist der Erfolg augenscheinlich genug. Inzwischen finde ich den schwarzen Randschein bei Ueberlegen des durchscheinenden Papieres etwas deutlicher, als bei Ueberlegen eines Farbeglases, unstreitig, weil jenes die schwarze Fläche nicht so verdunkelt wie dieses.

Funke und Grabau konnten an der Gränzlinie des vollen Schwarz und Weiss ohne Zuziehung des durchscheinenden Papiers nichts deutlich von Randscheinen bemerken (auf die lichte Randlinie waren sie nicht aufmerksam gemacht). Ruete erkannte

etwas von einem schwarzen Randschein und die lichte Linie auf dem Weiss, auch ohne vorher darauf aufmerksam gemacht zu sein. Nach Ueberlegung eines durchsichtigen Papieres oder Farbeglases aber wurden allen die Randscheine deutlich, oder respectiv in der Deutlichkeit verstärkt. Eben so haben Volkmann und Welcker sich von der angegebenen Wirkung des durchscheinenden Papieres und der Farbengläser überzeugt.

Das Ueberlegen des durchscheinenden Papieres bezüglich der Randscheine zu versuchen, wurde ich durch die schon früher von Meyer *) gemachte Beobachtung veranlasst, wonach Weiss auf einem Farbengrunde durch Ueberlegen eines durchscheinenden Papieres über das Ganze die complementäre Nüance deutlich annimmt.

Das Ueberlegen grauer Gläser über die Contrastgränze leistet an sich denselben Erfolg, als das Ueberlegen farbiger Gläser, nur dass meine grauen Gläser, weil sie blos die Grösse mit der Form von Brillengläsern haben, keine grosse Entwickelung des Phänomens der Randscheine gestatten. Vor die Augen genommen haben hellgraue Gläser so wie helle Farbengläser keinen so günstigen Effect zur Verdeutlichung der Randscheine, als über die Contrastgränze gelegt, weil sie letztenfalls mit der zweiten Potenz der Verdunkelung wirken, da das Licht zweimal hindurchzugehen hat, ehe es zum Auge gelangt. Aber sehr dunkle graue oder Farbengläser verdeutlichen, wie ich mich hinreichend überzeugt habe, vor die Augen genommen ebenfalls augenfällig die dunkeln Randscheine. Auch der helle (an der Contrastgränze zwischen ausgedehntem Weiss und Schwarz) schien mir im ersten Momente sehr deutlich dadurch, aber bald zu schwinden.

Sehr geeignet zu Beobachtungen über Contrast-Randscheine sind Schatten, die man Abends an einer hellen Wand oder überhaupt hellen Fläche mittelst eines Kerzen- oder Lampenlichts erzeugt. Hier erkenne ich nicht nur den dunkeln Randschein sehr deutlich im Schatten, sondern sehe auch einen lichten Randschein um den Schatten in gewisser Ausdehnung.

Auch kann man mit Schatten sehr gut beliebige treppenförmige Anordnungen erzeugen. Bringt man durch zwei Lichter einen sich theilweise deckenden Schatten auf einer weissen

*) Pogg. Ann. XCV. p. 170.

Fläche hervor, so gibt der Kernschatten Schwarz, die Flügeltheile Grau, die Fläche ringsum Weiss, so weit sich solches überhaupt mit Kerzenlicht auf weissen Flächen erzeugen lässt. Man sieht hier an allen Gränzen die von den Randscheinen abhängigen Schattirungen sehr schön; und es ist nichts geeigneter, als dieser einfache Versuch, die vom Contrast abhängigen Abschattungen überhaupt zur Anschauung zu bringen. Diesen Versuch gibt übrigens schon Welcker*) an, indem er einen Doppelschatten durch zwei Fenster erzeugt; doch sind zwei Lichter zu Vermeidung der Halbschatten vorzuziehen.

Eine Treppe aus mehreren Stufen erzeugt man leicht dadurch, dass man mittelst drei, vier Lichter u. s. f. einen vielfachen, sich theilweise deckenden, Schatten erzeugt. Ich stellte einen Versuch mit 4 Kerzen an, wobei sich alle Schatten sehr schön durch die Randscheine schattirten.

Der schattengebende Körper — ich nahm meist ein Blatt Packpapier — ist bei diesen Versuchen gleichgültig. Man kann auch das Profil eines Menschen dazu benutzen.

Die vorigen Versuche sind nur hinreichend, das Dasein von Randscheinen, die vom Contrast des Hellen und Dunkeln abhängen und einige Verhältnisse derselben überhaupt zu constatiren, ohne noch zu genaueren Feststellungen über die Abhängigkeit ihrer Intensität und Ausdehnung von absoluter und relativer Helligkeit und Ausdehnung der contrastirenden Flächen zu führen. Unstreitig werden solche Feststellungen immer schwierig bleiben; zu genaueren Versuchen in dieser Hinsicht aber dürfte vielleicht nichts geeigneter sein, als die Anwendung einer in concentrische Ringe getheilten rasch gedrehten Scheibe, deren Ringe in verschiedenen Verhältnissen mit Weiss und Schwarz erfüllt sind, wodurch man alle beliebigen Abstufungen des Grau in Angränzung an einander erzeugen kann und zugleich ein photometrisches Mass der Lichtstärke des Grau hat**). Gesetzt, man theilt eine Kreisscheibe in drei concentrische Ringe, lässt den innersten ganz schwarz, den äussersten ganz weiss, und gibt dem mittelsten 180° Schwarz, 180° Weiss, so hat man bei rascher Drehung eine Treppe aus 3 concentrischen Stufen,

*) Ueber Irradiation p. 125.

**) Freilich nur insofern man die Intensität auf dem Schwarz vernachlässigt oder bestimmen kann.

Schwarz, halb Weiss, Vollweiss, und kann die Randscheine in der Angränzung der Ringe beobachten. Anstatt einer Stufe Grau kann man deren zwei, z. B. $^{6}/_{8}$ Schwarz $^{2}/_{8}$ Weiss, $^{1}/_{8}$ Weiss $^{6}/_{8}$ Schwarz oder beliebig viele zwischen Weiss und Schwarz einschalten.

Ich habe vor mir zwei Scheiben, jede von 13 par. Zoll Durchmesser mit 18 gleich breiten concentrischen Ringen*), in deren einer das Weiss, in der andern das Schwarz in gleichförmiger Abstufung vom Centrum nach der Peripherie zunimmt. Bei rascher Drehung zeigen sich sämmtliche graue Ringe, anstatt gleichförmig grau, durch die Randscheine in auffälligster Weise, auf beiden Scheiben in entgegengesetztem Sinne, von der Peripherie nach dem Centrum schattirt, so dass solche Scheiben ganz untauglich sind, wozu sie sonst sehr geeignet sein würden, eine Skale photometrisch abgemessener Helligkeiten darzustellen, da die Helligkeit in jedem Ringe in radialer Richtung ganz ungleich ist.

Es war meine Absicht, mit solchen Scheiben, unter Abänderung der Breite und Abstufungsverhältnisse der Ringe und unter Zuziehung der Betrachtung mit mehr oder weniger dunkeln photometrisch bestimmten Gläsern, mancherlei Beobachtungen anzustellen; ich habe aber davon abstehen müssen, weil meine schwachen Augen durch diese Versuche zu sehr angegriffen werden.

Anstatt in jedem Ringe das Schwarz in continuo und das Weiss in continuo anzubringen, wie es bei den seither von mir angewendeten Scheiben der Fall ist, wird man übrigens zu vorliegendem Zwecke besser thun, beides in mehrfachen Abwechslungen in demselben Ringe anzubringen, weil sonst die Scheiben einer zu schnellen Drehung bedürfen, um gleichförmiges Grau zu geben.

Das dunkle Nachbild heller Objecte auf dunklem Grunde oder in der Angränzung an dunkle Objecte, im geschlossenen Auge betrachtet, hat bei mir stets einen sehr decisiven lichten Randschein, den ich viel auffälliger als den dunkeln Randschein um das Urbild finde, wogegen ich im schwarzen Nachbilde

*) Eine ähnliche Scheibe von 18 Zoll Durchmesser habe ich Behufs anderer Versuche in Pogg. Ann. XLV. S. 227 beschrieben. Die Zahlangaben über die Verhältnisse der Ringe daselbst sind durch Druckfehler oder Versehen entstellt, was jedoch ohne Belang für den, an keine bestimmten Verhältnisse gebundenen, Erfolg der Versuche ist.

eines hellen an dunkles gränzenden Objects im geschlossenen Auge nichts von einem schwarzen Randschein deutlich bemerken kann.

Ich hätte erwartet, bei den Versuchen mit farbigen Complementärschatten im finstern Zimmer eine vorwaltende Intensität der objectiven und subjectiven Farbe, also farbige Randscheine, an den an einander gränzenden Rändern beider Schatten wahrzunehmen; habe aber diess nie finden können. Die Schatten, gross oder klein, schienen mir immer gleichmässig farbig in ihrer ganzen Ausdehnung.

f) Resumé.

1) Die Contrastempfindung als Empfindung eines Unterschiedes zwischen differenten sinnlichen Eindrücken tritt zu der Summe der Empfindungen, welche von den differenten Eindrücken abhängen, als eine eigenthümliche Seelenaffection hinzu (S. 74).

2) Wenn die Gleichförmigkeit eines Empfindungsreizes, der in räumlicher oder in zeitlicher Continuität wirkt, dadurch unterbrochen wird, dass der Reiz stellen- oder zeitweise vermindert oder beseitigt wird, so nimmt die Summe der Empfindung vermöge verminderter Summe des Empfindungsreizes im Ganzen ab; zugleich aber entsteht ein Contrast zwischen dem Mehr und Weniger des Reizes, welcher macht, dass der Totaleffect für die Seele durch die stellen- oder zeitweise Verminderung des Empfindungsreizes doch vielmehr wächst als abnimmt (S. 74).

3) Die sogenannte Hebung der Eindrücke durch den Contrast, vermöge deren Weiss neben Schwarz lichter, Schwarz neben Weiss tiefer schwarz erscheint, als in continuo betrachtet, ist ein Nebeneffect der Contrastempfindung, ohne dass sich diese darauf reducirt oder davon abhängt, oder wesentlich damit in Verbindung ist, da vielmehr diese Hebung unter Umständen fehlen oder durch Gegenwirkungen überwogen sein kann, ohne dass desshalb die Contrastempfindung fehlt (S. 77).

4) Die Hebung der Eindrücke durch den Contrast hängt zum Theile von einem Vergleichsurtheile ab; das Weiss erscheint neben dem Schwarz heller, das Schwarz neben dem Weiss dunkler, als jedes in continuo betrachtet, weil das Weiss dabei mit

etwas Dunklerem, das Schwarz mit etwas Hellerem als mit sich selbst verglichen wird. Zum Theil aber ist die Hebung Sache einer durch die Nachbarschaft ungleicher Reize abgeänderten sinnlichen Empfindung. Die physiologische Thätigkeit, auf welcher die Lichtempfindung beruht, wächst auf dem Weiss durch Nachbarschaft des Schwarz, und nimmt ab auf dem Schwarz durch Nachbarschaft des Weiss, gegen den Fall der Continuität der Eindrücke; was man unter triftiger Bestimmung des Begriffes der Empfindlichkeit auch kurz so ausdrücken kann: die Empfindlichkeit für das Licht nehme durch benachbartes Dunkel zu, durch benachbartes Licht ab. Hiefür sprechen folgende Thatsachen.

5) Sollte die Hebung überall nur von einem Vergleichsurtheile abhängen, so müsste das Weiss durch Nachbarschaft des Schwarz um eben so viel an Helligkeit als das Schwarz durch die Nachbarschaft des Weiss an Schwärze zuzunehmen scheinen gegen den Fall, dass jedes in continuo betrachtet wird. Nach den im Abschnitt *d*) angeführten Versuchen aber fehlt das Hebungsphänomen unter vergleichbaren Umständen oft auf dem Weiss oder ist durch Gegenwirkungen überwogen, wo es auf dem Schwarz deutlich ist, und erscheint überhaupt in den meisten Fällen augenfälliger auf dem Schwarz als Weiss, was keine Erklärung nach dem Vergleichsurtheile, wohl aber aus dem Gesichtspuncte zulässt, dass dieselbe Abänderung des Lichts, mithin auch der innerlich dadurch erweckten Thätigkeit leichter gespürt wird, wenn sie eine kleine, als wenn sie eine grosse Intensität betrifft.

6) Auch zeigen verschiedene Personen für die Wahrnehmung der Hebungsphänomene eine eben so verschiedene Empfänglichkeit als für andere subjective Phänomene, welche nachweisbar mit einem Spiele der Empfindlichkeit zusammenhängen, und namentlich scheinen Personen mit sehr kräftigen Augen wenig empfänglich dafür.

7) Drei Ursachen wirken der Hebung durch den Contrast im Gebiete des Gesichtssinnes entgegen, und können unter Umständen dieselbe überbieten, Lichtdiffusion von der hellen Contrastcomponente auf die dunkle hinüber, abhängig von Zerstreuung und secundärer Zurückwerfung des Lichts im Auge, Irradiation (welche sich jedoch nur auf geringe Weite erstreckt), und eine mit der Dauer allmälig zunehmende Um-

stimmung der Empfindlichkeit. Hierdurch gehen nicht selten Erscheinungen hervor, welche ich kurz als **verkehrte Contrastphänomene** bezeichnet und durch Thatsachen erläutert habe (S. 91 ff.).

8) Die Hebung durch den Contrast so wie die Gegenwirkungen dagegen sind nicht blos in unmittelbarer Nähe der Contrastgränze, sondern auch, mit abnehmender Stärke, von da in distans wirksam, wie die Thatsachen S. 103 ff. beweisen.

9) Das Hebungsphänomen erlangt die grösste Stärke, wenn um einen Theil des Gesichtsfeldes von constant gehaltener objectiver Helligkeit das **ganze** Gesichtsfeld ringsum abwechselnd verdunkelt und erhellt wird, worüber sich Versuche mit Schatten, welche durch Oeffnungen im Laden eines finstern Zimmers erzeugt werden, anstellen lassen (S. 109). Die objectiv gleichbleibende Helligkeit eines Schattens erfährt hiebei entsprechend auffällige und zwingende quantitative subjective Wechsel, als die Farbe des subjectiven Complementärschattens bei den bekannten Versuchen im finstern Zimmer qualitative erfährt, wenn das Farbenglas gewechselt wird.

10) Davon, dass die Hebung durch den Contrast mit der Entfernung von der Contrastgränze abnimmt, hängen Randscheine ab, welche sich von der Contrastgränze an mit abnehmender Intensität des Hellen und Dunklen in den Grund verlaufen, und unter Umständen gar nicht, unter Umständen ausserordentlich deutlich sichtbar sind (Abschnitt *e* S. 115 ff.).

11) Die Randscheine werden unsichtbar, wenn der Helligkeitsunterschied, den sie auf dem Grunde erzeugen, zu gering ist gegen die absolute Helligkeit des Grundes, wenn sie sich zu allmälig in den Grund verlaufen oder von den entgegengesetzten Randscheinen der Diffusion und Irradiation überwogen werden.

12) Sie sind im Allgemeinen leichter sichtbar auf der dunklen als hellen Contrastcomponente, und leichter sichtbar auf aneinander grenzenden Abstufungen von Grau als auf aneinander grenzendem Schwarz und Weiss.

13) Die Erscheinung derselben gestaltet sich zu einem frappanten Phänomen bei einer Stufenreihe an einander gränzender Helligkeiten, wie Schwarz, Dunkelgrau, Mittelgrau, Hellgrau, Weiss, wenn man die Fläche mit dieser Helligkeitsabstufung noch überdiess mit einem durchscheinenden Papiere oder helifarbigen Glase überdeckt oder Abends bei sehr schwachem Lam-

penlichte betrachtet; so wie auch multiple, von einer Mehrheit von Kerzen erzeugte, sich partiell deckende Schatten, und rasch gedrehte Scheiben, auf denen verschiedene Abstufungen von Grau concentrisch durch geeignete Vertheilung von Schwarz und Weiss entstehen, die von den Randscheinen abhängigen Schattirungen sehr schön zeigen.

14. Die mehrfach vorfindliche Angabe, dass der Eindruck einer Farbe, welche das ganze Gesichtsfeld erfüllt, nach kurzer Zeit erlischt, hat sich zwar für Blau, aber nicht Roth bestätigt; ein Unterschied, der mit einem schon bekannten Unterschiede zwischen brechbaren und minder brechbaren Farben zusammenzuhängen scheint (S. 147).

Nachtrag bezüglich einer, mit der vorstehenden verwandten, Untersuchung von Helmholtz.

Vorstehende Abhandlung wurde nach dem, am 4. Juli darüber gehaltenen, Vortrage am 2. Juli in Druck gegeben, als mir, am 3. Juli, durch besondere Vergünstigung unmittelbar aus der Druckerei, das zweite Heft von Helmholtz's physiologischer Optik zukam, in welcher sich unter andern schätzbaren Bereicherungen der Wissenschaft auch eine Untersuchung über Contrastempfindung findet. Natürlich bot dieselbe vielfachen Anlass zur Rücksichtsnahme dar; um indess die Unabhängigkeit, in welcher die hier mitgetheilte Untersuchung geführt worden ist, auch in der Form bestehen zu lassen, habe ich darin nichts zusetzen oder ändern wollen, sondern trage die Puncte, auf welche ich noch einzugehen veranlasst wurde, hier im Zusammenhange besonders nach. Wie es bei unabhängig von einander geführten Untersuchungen zu geschehen pflegt, dass sie in gewissen Puncten zusammentreffen, in gewissen sich ergänzen und in gewissen von einander abweichen, ist es auch hier der Fall gewesen.

Als Puncte des Zusammentreffens bezeichne ich insbesondere die Bemerkungen und Beobachtungen, p. 339, »dass die Contrasterscheinungen bei kleinen Unterschieden der Beleuchtung verhältnissmässig deutlicher als bei grossen sind« (wenn schon ich diesen Satz nur in gewissem Sinne und nur mit Beschränkung statuire); p. 393: »dass bei lang anhaltender Fixation durch die Ermüdung des Auges eine Reihe von Erscheinungen eintritt, die zum Theil den entgegengesetzten Erfolg, als

der ursprüngliche Contrast, herbeiführen»; p. 397 dass der Eindruck des Roth nicht schwindet, «selbst wenn wir uns längere Zeit in einem Raume befinden, welcher sein Licht nur durch ein homogen rothes Glas empfängt»; blässeres Roth aber dabei weisslich erscheinen kann; p. 400 dass verkehrte Contrasterscheinungen eben so von Diffusion als allmäliger Umstimmung abhängen können; p. 413 «dass eine gedrehte Scheibe mit angemessen angebrachtem Schwarz und Weiss ein besonders geeignetes Mittel liefert, die von der Hebung abhängigen Randscheine zur Wahrnehmung zu bringen; und p. 414, dass eine am Contrastrande eingeschobene schmale schwarze Linie zwischen Abstufungen von Grau die Entstehung eines Randscheines verhindert.

Als Puncte der Ergänzung bezeichne ich, dass Helmholtz (p. 401 ff.) eine Reihe Fälle näher untersucht hat, wo die hebende Contrastwirkung zwischen Farben nicht mehr allein von einer bestimmten Vertheilung der Farben im Gesichtsfelde abhängt; vielmehr bei gleicher Vertheilung die Hebung einmal spürbar sein kann, das andremal nicht, je nachdem wir durch, oft sehr geringfügige, Nebenbestimmungen der Versuche veranlasst sind, die contrastirenden Felder als ein Continuum aufzufassen oder als selbstständig gegeneinander. Hingegen habe ich meinerseits die Dissymmetrie der hebenden Contrastwirkung auf Schwarz und Weiss bei Wechsel der einen Componente und bei den Contrastrandscheinen bemerkt und einer näheren Betrachtung unterzogen.

Es freut mich, zu finden, dass in den Thatsachen kein Widerspruch zwischen beiden Untersuchungen besteht, aber an das, worin sie sich ergänzen, hat sich eine aus gewissem Gesichtspuncte wesentlich abweichende Auffassung der Thatsachen geknüpft, die sich, wenn ich nicht irre, doch auch zu einer sich ergänzenden wird verknüpfen lassen.

Wie aus meiner Abhandlung zu ersehen, mache ich die hebende Wirkung beim simultanen Contraste von ganz entsprechenden Gründen abhängig, als bei dem successiven, einerseits von einem Acte des Urtheils (Vergleichsurtheil), anderseits von einer Abänderung der Empfindlichkeit und mithin Empfindung durch die Nachbarschaft ungleicher Reize, wobei ich es noch in Zweifel stelle, ob bei manchen Versuchsformen des simultanen Contrastes der Act des Urtheils überhaupt wesentlich ins Spiel

kommo, ohne es entscheiden zu wollen. Hiegegen lässt Helmholtz (p. 392) die Erscheinungen des simultanen Contrastes »von ganz anderer Art« als die des successiven, indem er beide in der Weise auseinanderhält, dass er für das, was ich die hebende Wirkung nenne, bei dem successiven Contrast blos die Abänderung der Empfindlichkeit, bei dem simultanen blos den (etwas allgemeiner als von mir gefassten) Act des Urtheils als Ursache in Anspruch nimmt. Die Hauptabweichung liegt also darin, dass Helmholtz für den reinen Simultan-Contrast blos den Act des Urtheils als Grund gelten lässt und berücksichtigt; indess ich ihn nur mit, und sogar in vielen Fällen nur zweifelhaft als Grund gelten gelassen habe.

Die Versuche und deren Analyse, auf welche Helmholtz seine Ansicht stützt, sind so scharfsinnig, wie Alles, was von diesem Forscher herrührt; doch gestehe ich, dass mir dadurch nur die Mitwirkung des Urtheilsactes in den Fällen, auf welche seine Ansicht wesentlich gegründet ist, zweifelsfreier als früher geworden ist, ohne dass ich doch das Allgemeine der in dieser Abhandlung aufgestellten Ansichten aufzugeben vermöchte; und es sei mir gestattet, hierüber in einige Erörterungen einzugehen, worin ich eben so das Eigenthümliche und Treffende der Helmholtz'schen Untersuchung hervorzuheben, als meine eigene Auffassung gegenüber aufrecht zu halten suchen werde.

Ich knüpfe dabei an den Hauptversuch an, welchen nach meinem Urtheile die Ansicht von Helmholtz als Stütze aufzuweisen hat, dem jedoch im Original noch mehrere andere, auf gleichem Princip beruhende, und nach gleichem Princip zu deutende folgen. Er lautet wörtlich so (p. 404):

»Wenn man ein weisses, graues oder schwarzes Papierschnitzelchen auf ein farbiges Quartblatt oder Octavblatt legt, und diese etwa aus einer Fuss Entfernung betrachtet, sieht man in der Regel, genaue Fixation vorausgesetzt, nichts oder nur zweifelhafte Spuren von der Contrastfarbe. Wenn man aber, wie in dem früher beschriebenen Versuche von Meyer, das farbige Octavblatt mit einem Octavblatt dünnen Briefpapiers bedeckt, erscheint auffallender Weise die Contrastfarbe ganz deutlich und constant, trotzdem die Farbengegensätze dadurch ausserordentlich abgeschwächt werden. Auch hier ist es am vortheilhaftesten, wenn das Schnitzelchen grau ist und ungefähr dieselbe Helligkeit wie das farbige Papier besitzt.

»Das farbige Papier, von dem Briefpapier bedeckt, bildet einen sehr schwach gefärbten weisslichen Grund. Wo das graue Schnitzelchen unterliegt, ist die objective Farbe des oberen Papiers rein weiss. Jetzt sollte man erwarten, dass wenn man die objectiv weisse Stelle mit einem weis-

ses oder helleren Schnitzelchen bedeckt, welches man über auf das Briefpapier legt, dieses auch complementär zum Grunde erscheinen sollte. Aber wunderbarer Weise ist das nicht der Fall; ein solches erscheint in seiner objectiven Farbe, und ohne Contrast. Ja wenn man sich ein Schnitzelchen auswählt, welches genau dieselbe Farbe und Helligkeit hat, wie das Briefpapier über der grauen Unterlage, dies an die entsprechende Stelle des Briefpapiers hinschiebt, und nun anfangt die Farben beider Stellen genau mit einander zu vergleichen, so schwindet der Contrast auch auf der weissen Stelle des Briefpapiers, wo er früher bestand, und dieses erscheint nun weiss, so lange man die andere Schnitzelchen zur Vergleichung daneben hält. Ferner schwindet der Contrast auch, wenn man die Umrisse des unterliegenden grauen Schnitzelchens auf dem Briefpapier mit schwarzen Strichen nachzieht. Es bleibt also die Contrastfarbe nur so lange bestehen, als die beiden Felder durch nichts anderes von einander geschieden sind, als durch ihren Farbenunterschied. Sobald das eine Feld als ein selbstständiger Körper oder durch einen bestimmt gezeichneten Umriss abgegrenzt ist, verschwindet die Wirkung oder wird wenigstens sehr viel zweifelhafter.«

Die gewonnene Erklärung, die Helmholtz von dem Erfolge dieses Versuches gibt (p. 107), kommt wesentlich auf Folgendes zurück: sei das farbige Blatt grün, so scheint diess durch das weisse Briefpapier grünlich durch, während das mit dem Briefpapier überdeckte Schnitzelchen in Verbindung mit seiner weissen Decke objectiv nur weisses Licht hergibt. Indem wir aber, wegen allen Mangels der Abgränzung in der grünlichen Decke, unwillkürlich veranlasst sind, diese über das Schnitzelchen fortgesetzt und dieses darunter zu denken, verlegen wir auch demgemäss das Weiss an der Stelle des Schnitzelchen durch die innere Auffassung in ein oberes Grün der Decke und ein darunter liegendes dazu complementäres Roth, welche beide gemischt das wirkliche Weiss der Decke wiedergeben würden, aber hier durch das Urtheil aus einander gehalten werden (was, wie Helmholtz zeigt, auch noch in vielen andern Fällen geschieht), so dass wir hier nicht sowohl die blosse Complementärfarbe Roth als ein durch die fortäugend gedachte grünliche Decke durchscheinendes Roth zu sehen glauben. So wie aber der Anlass wegfällt, die grünliche Decke über das Schnitzelchen fortgesetzt zu denken, indem wir dasselbe über statt unter der Decke anbringen, fällt mit der Ursache auch die Wirkung weg.

Dieser sinnreichen Erklärung könnte man nur etwa folgende Ablehnung entgegenzusetzen versuchen. Da man doch sehr wohl zu unterscheiden weiss, ob das Papierschnitzelchen,

gleichviel von welchem Dunkelheitsgrade, sich über oder unter der Decke befindet, ja da Beides einen sehr verschiedenen Eindruck macht, so müssen irgendwelche, die Continuitätsverhältnisse des Lichteindrucks betreffende, physische Unterschiede beider Fälle vorhanden sein, diese können aber auch einen physischen Einfluss äussern, d. h. unabhängig von aller Bestimmung des Urtheils direct auf die Vertheilungsweise der, der Empfindung unterliegenden, physiologischen Thätigkeit wirken; indem die Contrastwirkungen zwischen aneinander gränzenden Flächen wohl nicht blos von der Vertheilungsweise, sondern auch der gegenseitigen Begränzungsweise der Lichteindrücke abhängen werden, da zumal eine so starke Bestimmung des Urtheils, dass das Grün der Decke über das Schnäuzelchen irrthümlich fortgesetzt gedacht wird, einen entsprechend starken sinnlichen Bestimmungsgrund voraussetzt. Die Wirkung der schwarzen Zwischenlinie wäre entsprechend zu deuten. Ich halte diese Ablehnung kaum für streng widerlegbar; aber doch die Helmholtz'sche Erklärung für so viel ansprechender, ungezwungener, und durch die anderweiten sinnreichen Betrachtungen, mit denen sie von Helmholtz in Beziehung gesetzt wird, zu gut unterstützt, als dass sich der Einfluss des Urtheils in der von Helmholtz aufgestellten Weise füglich bezweifeln liesse; wenn schon ich es sehr möglich halte, dass der physische Umstand auch nicht ganz einflusslos sein mag. Unstreitig aber wird die Helmholtz'sche Anstellungsweise und Analyse dieses Versuches gleiche überzeugende Kraft für Jeden bewähren.

Zunächst scheint diese Erklärung keine Anwendung auf manche andere Fälle, wie das Phänomen der farbigen Schatten, zu lassen; indess verallgemeinert Helmholtz dieselbe unter Zuziehung anderweiter Betrachtungen auch auf solche Phänomene. Es folgt (p. 408): »Wir gewöhnen uns, von allen farbigen Flächen ohne Unterschied, so weit sie im Bereiche der farbigen Beleuchtung sind, die Farbe der Beleuchtung abzuziehen, um die Körperfarbe zu finden. Dasselbe thun wir nun bei den farbigen Schatten, wo zwei farbige Beleuchtungen sich verbinden, nämlich Körperlicht und Tageslicht zusammen, so ist die Beleuchtung des Grundes weisslich rothgelb. Diese Rothgelb der Beleuchtung subtrahiren wir nun auch von der Farbe des Schattens, zu dem gar kein Körperlicht gelangt, und halten dieses für Grau, während es weiss ist.«

Endlich werden diese Erklärungen von Helmholtz einem allgemeinen Principe untergeordnet, welches er an die Spitze der Erklärung der gesammten Erscheinungen des Simultan-Contrastes stellt und mit einigen Nebenbestimmungen (p. 392) wie folgt ausspricht

»Sie (diese Erscheinungen) lassen sich im Allgemeinen charakterisiren als Fälle, in denen eine genaue Beurtheilung der reagirenden Farbe durch Vergleichung mit anderen als der inducirenden nicht möglich ist*). In solchen Fällen sind wir geneigt, diejenigen Unterschiede, welche in der Anschauung deutlich und sicher wahrzunehmen sind, für grösser zu halten, als solche, welche entweder in der Anschauung nur unsicher heraustreten oder mit Hülfe der Erinnerung beurtheilt werden müssen. Es ist diess wohl ein allgemeines Gesetz bei allen unseren Wahrnehmungen. Ein Mensch mittlerer Grösse neben einem sehr grossen sieht klein aus, weil wir im Augenblicke sehen, dass es grössere Menschen gibt, aber nicht, dass es auch kleinere Menschen gibt. Derselbe Mensch mittlerer Grösse, neben einen kleinen gestellt, wird gross aussehen. Zwei Farben oder zwei Helligkeiten werden nun am sichersten verglichen, wenn sie im Gesichtsfelde ganz dicht neben einander gränzen und ihre Gränze eben durch nichts weiter als ihren Unterschied bezeichnet ist. Je weiter sie von einander getrennt sind, desto schwerer ihre Vergleichung; noch schwerer, wenn die eine nur aus der Erinnerung gegeben werden kann . . . . Es sind ferner Täuschungen in der Beurtheilung kleiner Unterschiede leichter möglich, als bei grossen Unterschieden, dem entsprechend sind die Contrasterscheinungen auch bei kleinen Unterschieden der Beleuchtung verhältnissmässig deutlicher als bei grossen. Endlich erscheint ein Unterschied, welcher die einzige Ursache der Trennung benachbarter Flächen ist, grösser, als wenn er einer unter mehreren ist.«

Hiezu noch folgende Ausführung (p. 396): »Wenn im Gesichtsfelde eine besondere Farbe überwiegend verbreitet ist, so erscheint uns eine weisslichere Abstufung desselben Farbentons als Weiss, und wirkliches Weiss als complementär gefärbt. Es wird also der Begriff dessen, was wir Weiss nennen, dabei ver-

*) Inducirende Farbe diejenige, von welcher die hebende Wirkung ausgeht, reagirende die, an welcher sie sich äussert.

ändert. Nun ist die Empfindung des Weiss keine einfache Empfindung, sondern in einem bestimmten Verhältnisse zusammengesetzt aus den Empfindungen der drei Grundfarben. Um nun in einem bestimmten Falle eine gegebene Farbe als Weiss anzuerkennen, wenn uns die Möglichkeit fehlt, sie mit anderem Weiss zu vergleichen, welches als solches anerkannt ist, müssen wir das Intensitätsverhältniss der drei darin enthaltenen Grundfarben als verändert oder unverändert wieder erkennen. Die Vergleichung der Intensität verschiedener Farbenempfindungen ist aber, wie wir in §. 21 gesehen haben, eine höchst unsichere und ungenaue. Es kann also auch die darauf beruhende Bestimmung des Weiss keine sehr genaue sein, sondern es werden ziemlich bedeutende Schwankungen in dem, was wir zu verschiedenen Zeiten für Weiss halten, möglich sein, wie wir es denn auch wirklich finden.«

Die genauere Erläuterung dieses Princips oder dieser Principien kann freilich nur in der Durchführung derselben gefunden werden, in welche Helmholtz eingegangen ist, und hierüber muss ich auf das Original verweisen, nachdem ich mit Fleiss diejenigen Fälle herausgehoben habe, wo die Anwendbarkeit derselben unmittelbar am einleuchtendsten erscheint; indem sich die Gründe, welche das schwankende Urtheil in gewisser Richtung bestimmen, am leichtesten dabei darbieten.

Ohne nun dieser Auffassung im Allgemeinen widersprechen zu wollen, da ich ja selbst den Act des Urtheils bei den in Rede stehenden Phänomenen nicht ausgeschlossen habe, scheint mir doch in Betreff des gegentheiligen Ausschlusses einer Mitwirkung der Empfindung zuvörderst Folgendes im Allgemeinen gegenzubemerken.

Fast überall wirkt beim willkührlichen und unwillkührlichen Gebrauche unserer Sinne ein Act des Urtheils mit der Empfindung zusammen, und trägt, meist unbewusst, bei, den Eindruck zu bestimmen; ich erinnere daran, wie ein in doppelter Entfernung gehaltener Finger uns durch einen Act des Urtheils als gleich gross mit einem in einfacher Entfernung gehaltenen erscheint, ungeachtet sein Bild auf der Netzhaut nur halb so gross ist. Also wird es uns freilich auch nicht befremden können, wenn bei Beurtheilung der Helligkeits- und Farbenverhältnisse der Act des Urtheils eine wichtige Rolle spielt. Aber da die Empfindung nicht minder gewiss eine Rolle dabei spielt,

so wird der Nachweis einer Wirksamkeit des Urtheilsactes bezüglich irgendwelcher Bestimmungen dieser Verhältnisse nicht genügen, die Mitwirkung der Empfindung auszuschliessen, wenn nicht die Erfolge so von statten gehen, dass sie blos nach den Gesetzen des ersten, nicht aber der letzten erklärt werden können. Dass dem aber so sei, vermöchte ich nicht zuzugestehen.

Unstreitig zwar kann die von mir geltend gemachte Dissymmetrie des Helungsphänomens auf Schwarz und Weiss auch durch einen Act des Urtheils erklärt werden, aber man muss diesem dazu eine demgemässe Bestimmung erst gewissermassen octroyiren, indess diese Dissymmetrie naturgemäss aus bekannten Verhältnissen der Empfindung fliesst, wie ich S. 83 f. zu zeigen gesucht habe. Der ferner von mir geltend gemachte Umstand, dass verschiedene Personen das Helungsphänomen mit so sehr verschiedener Deutlichkeit wahrnehmen, mag bei der allgemeineren Fassung des Urtheilsactes durch Helmholtz auch nicht so durchschlagend sein, als es mir schien, da ich denselben blos aus dem beschränkteren Gesichtspuncte eines Vergleichsurtheiles in der S. 78 angegebenen Weise fasste, und man kann überhaupt fragen, warum sollte nicht das Urtheil verschiedener Personen so gut verschieden sein können, als ihre Empfindlichkeit. Doch scheint mir auch hier die Ableitung dieses Umstandes von Verhältnissen der Empfindlichkeit ungezwungener, als von Verhältnissen des Urtheils, von dem man meinen sollte, dass es durch die Vorkommnisse des Lebens in ungefähr gleichem Sinne erzogen werden müsste; und diess würde um so mehr gelten, wenn die S. 98 von mir geäusserte Vermuthung sich bestätigen sollte, dass Augen, die leicht ermüden, auch empfänglicher für das Helungsphänomen sind. Da jedoch die gelegentlich von mir gemachten Erfahrungen in dieser Hinsicht bei Weitem nicht hinreichen, diess zu beweisen, kann ich auch diesen Punct nicht weiter urgiren. Was aber den für eine Reihe von Erscheinungen im Sinne der Helmholtz'schen Auffassung fundamentalen Satz anlangt: «Es sind Täuschungen in der Beurtheilung kleiner Unterschiede leichter möglich, als bei grossen Unterschieden, dem entsprechend sind die Contrasterscheinungen auch bei kleinen Unterschieden der Beleuchtung verhältnissmässig deutlicher als bei grossen», so kann ich demselben weder im Princip noch in der Consequenz die für den Zweck der Erklärung zulängliche Allgemeinheit zugestehen. Denn sonst gilt vielmehr das Princip,

ass die Fehler der Beurtheilung mit der Grösse des zu Beur-
eilenden wachsen; und wenn ich nach der Versuchsform
S. 99 f.) in der Nachbarschaft eines schwarzen Mittelfeldes
Weiss und Schwarz wechseln lasse, während ich den Blick auf
as Mittelfeld fixire, ist das Hebungsphänomen auf demselben
eutlicher, als wenn ich Grau und Schwarz in der Nachbar-
haft wechseln lasse. Der Simultancontrast des Weiss gegen
as Schwarz des Mittelfeldes bringt hier offenbar eine stärkere
irkung hervor, als der Simultancontrast des Nachbargrau
gegen. Eben so wächst die Deutlichkeit des Randscheins auf
unkelgrau, mit je hellerem Grau ich dasselbe combinire, und
am deutlichsten bei Combination mit Weiss; ohne dass ich
nen Anhalt fände zu sagen, dass doch die Wirkung verhält-
ssmässig erstenfalls stärker als zweitenfalls sei. Warum aber
erhaupt auf Grau deutlichere Randscheine erwartet werden
nnen, als auf Weiss und Schwarz, ist aus Verhältnissen der
pfindung nach dem Princip S. 84 und 85 wohl erklärlich, und
sselbe Princip auf verwandte Fälle übertragbar. Wie endlich
überhaupt das Zustandekommen eines Randscheines, der mit
r Entfernung von der Contrastgränze an Intensität abnimmt,
ch den Helmholtz'schen Principien erklärlich? Nach p. 414
raus, dass die Sicherheit des Vergleiches mit der Entfernung
n Contrastrande abnimmt; die am sichersten wahrzunehmen-
n Unterschiede aber nach Helmholtz für die grössten gehalten
rden; aber von anderer Seite werden doch auch wieder von
lmholtz Hebungsphänomene von Täuschungen des Urtheiles
ängig gemacht; und desshalb bei kleinen Unterschieden, als
Täuschungen leichter zugänglich, deutlicher als bei grossen
unden. Ich gestehe, diese Incongruenz nicht klar auflösen
können, wenn nicht vielleicht hier ein Missverständniss mei-
seits obwaltet, oder die Incongruenz in einen Conflict über-
bar ist. Für die Annahme, dass hier Verhältnisse der Empfin-
g vorliegen, indem, wie ich mich ausdrückte, der Lichtreiz
h Art eines Blasenpflasters ableitend auf die Umgebung wirkt,
jedenfalls Alles selbstverständlich; er muss natürlich auf die
e stärker als auf die Ferne wirken. Und wenn ich unbedingt
ebe, dass bezüglich des Meyer'schen Versuchs und seiner Paral-
ersuche die Ableitung aus Empfindungsverhältnissen gezwun-
er ist, als aus dem Urtheilsacte, so scheint mir nach vorge-
nten Beziehungen das umgekehrte Verhältniss obzuwalten.

Abgesehen von diesen Schwierigkeiten der gegentheiligen Auffassung will ich zur Unterstützung der von mir vertretenen Auffassung noch auf ein paar Puncte hinweisen, die, wenn auch meist nicht für sich durchschlagend, sofern sie nur indirecter Natur sind, doch sehr geeignet sind, anderweite Gründe zu verstärken, indem sie sich auf das Bedürfniss beziehen, analoge Phänomene unter einem gemeinsamen Gesichtspunct zu verknüpfen. Doch scheint mir die auf S. 141 f. anzuführende Beobachtung direct und bindend.

1) Wenn man sich viel im Zusammenhange mit Versuchen über successiven und simultanen Contrast beschäftigt, drängt sich — wenigstens dürfte diess den Meisten so wie mir ergehen — von selbst so sehr das analoge Verhalten des Nach und des Neben auf, dass ein gewisser Widerstand gegen eine Ansicht, welche ein wesentlich verschiedenes Princip dafür einführt, natürlich ist.

Um ein paar Beispiele aus dem Kreise der in letzter Zeit von mir gemachten Beobachtungen anzuführen, wo sich mir der identische Charakter der successiven und simultanen Contrastphänomene besonders auffällig aufgedrängt hat, so will ich zuvörderst auf einen in der folgenden Abhandlung gelegentlich mitgetheilten Versuch hinweisen. Ein objectiv und ein subjectiv farbiger Schatten werden neben einander auf die bekannte Weise im finstern Zimmer erzeugt. Lasse ich (in der später genauer anzugebenden Weise) den Blick durch eine schwarze Röhre von dem objectiv farbigen Schatten auf den subjectiv farbigen übergehen, ehe ich etwas von der subjectiven Farbe mit freiem Auge gesehen, so erscheint der Schatten durch successiven Contrast subjectiv gefärbt. Nehme ich die Röhre vor das Auge*) und richte sie direct auf den subjectiv gefärbten Schatten, nachdem ich denselben frei angesehen, so erscheint er durch Persistenz der Simultan-Contrastwirkung subjectiv gefärbt. Beide Versuchsweisen geben mir die ganz gleiche Erscheinung in gleich zwingender Weise. Hieraus wäre nun freilich nicht nothwendig auf wesentliche Gleichheit des, beiden Phänomenen unterliegenden, Grundes zu schliessen, aber ich würde mich doch nur durch sehr bindende Gründe veranlasst finden, solche nicht vorauszusetzen.

*) Das andere dabei immer geschlossen.

Auf S. 88 habe ich anmerkungsweise, ohne besonderes Gewicht darauf zu legen, angeführt, dass eine Contrast-Nebenfarbe eine zu ihr complementäre, also der objectiven wieder gleiche, Nachfarbe nach sich ziehen kann, was zwar nur unter günstigen Versuchsbedingungen gelingen mag, aber, nachdem ich mich selbst davon frappirt fand, an verschiedenen Tagen und mit verschiedenen Farbengläsern ganz zweifelsfrei gelungen ist. Es würde unstreitig schwer sein, sich zu denken, dass eine Farbe, die blos Sache eines Urtheils ist, eine Farbe, die Sache der Empfindung ist, zur Nachwirkung haben kann.

Heute, an einem der hellsten und heissesten Tage des bisherigen Sommers, den 17. Juli gegen Mittag, ging ich auf der Strasse, auf welche die Sonne ihre Stralen schoss, und es fiel mir auf, dass ich in dem vor mir wandelnden vom grellen Sonnenschein umgebenen Schatten fast gar nichts von dem Sande und den Steinchen des Weges zu unterscheiden vermochte, indess ich diess doch eben so wohl in der hellen Umgebung des Schattens als namentlich in dem ausgedehnten Schatten eines Hauses vermochte, der objectiv genommen mit dem Schatten meines Körpers von gleicher Dunkelheit, wenn nicht gar, wegen Abhaltung eines grössern Theils des zerstreuten Himmelslichtes, noch etwas dunkler war. Auch brauchte ich nur durch die als Röhre zusammengenommene Hand mit einem Auge unter Schluss des andern auf den Schatten meines Körpers zu blicken, um die Kleinigkeiten des Bodens deutlich zu erkennen. Hier haben wir dieselbe Erscheinung im Neben, die wir im Nach haben, wenn wir aus dem Hellen in ein Dämmerungsdunkel treten, und ich gestehe wieder, nicht zu wissen, wie das Urtheil den Erfolg im Neben sollte bedingen können. Man kann vielleicht sagen, es ist ein, dem Urtheilsact verwandter, Act der Aufmerksamkeit, der hier den Erfolg bestimmt. Die Aufmerksamkeit wird durch das den Schatten umgebende grelle Sonnenlicht so sehr beschäftigt, dass die Unterscheidung der Gegenstände im Schatten leidet. Aber mit aller möglichen willkührlichen Anstrengung der Aufmerksamkeit war ich nicht entfernt im Stande, die kleinen Unterschiede des Bodens im Schatten meines Körpers eben so deutlich zu unterscheiden, als im Schatten des Hauses bei gar nicht angestrengter Aufmerksamkeit. Hingegen lässt die Ansicht, dass hier im Neben entsprechend abgeänderte Verhältnisse der Empfindlichkeit und mithin Empfindung vorliegen, als im

Nach, eine doppelte Erklärung zu, die möglicherweise mit einander besteht. Der begränzte Schatten des Körpers inmitten des Sonnenscheins erscheint des Contrastes halber subjectiv viel dunkler als der breite Schatten des Hauses, was sich durch einen directen Vergleich constatiren lässt, wenn man in der Nähe eines Hausschattens steht. Bei Nacht aber sind alle Kühe schwarz. Von anderer Seite wäre möglich, dass eben so wie starkes Licht die Empfindlichkeit für schwächeres sowohl nach als neben sich mindert, auch ein starker Lichtunterschied, wie ihn der Schatten mit dem umgebenden Sonnenlicht darbietet, die Empfänglichkeit für die Auffassung von schwächeren Unterschieden sowohl nach sich als neben sich beschränkte.

Nun sagt man vielleicht: der successive Erfolg ist vielmehr eine Sache successiven als simultanen Contrastes, indem die vom vorherigen freien Umblick in das Helle hervorgebrachte Ermüdung des Auges sich bei nachheriger Fixirung des Schattens noch geltend macht. Aber sofort, wenn man die Hand als Röhre vornimmt, wird unter sichtlichster Erhellung (da dieser Versuch unter das Princip des Versuches 12. S. 108 tritt) Alles im Schatten deutlicher, wogegen die Undeutlichkeit fortbesteht, wenn man den Schatten längere Zeit ohne Röhre fixirt. Vielmehr scheint mir dieser Versuch mit dem Sonnenschein ein ergänzender Gegenversuch zu dem Versuche S. 79 mit dem Mondschein, indem er eben so direct und schlagend für die Betheiligung der Empfindung als jener für die Betheiligung des Vergleichsurtheiles beweisen dürfte.

Wahrscheinlich wird dieser Versuch wie andere Contrastversuche bei verschiedenen Personen ein verschieden auffälliges Resultat geben, was aber dessen Gewicht nicht mindern kann.

2) Nach der innigen Verknüpfung, in welcher alle Theile und Thätigkeiten des Organismus unter einander stehen, dürfte es an sich wahrscheinlicher sein, dass die begränzte Reizung eines Theiles eines Sinnesorgans auf den Reizzustand der Nachbartheile influirt, als dass sie nicht darauf influirt. Wir sehen, dass ausserhalb der Sinnessphäre die Reizung eines Theiles die Nachbarschaft nach Umständen antagonistisch heralstimmt oder sympathisch mit erregt. Es kann also nicht unmotivirt erscheinen, wenn Phänomene der Sinnessphäre, die sich demselben Principe unterordnen lassen, demselben untergeordnet werden, wie ich diess gethan, indem ich die directen Contrastpha-

nomene vom einen, die verkehrten, so weit sie nicht von Nebenumständen abhängen, vom andern Princip abhängig machte.

3) In meiner Abhandlung über das binoculare Sehen habe ich gezeigt, dass, wenn zu Licht, was die eine Netzhaut erhellt, ein wenig Licht auf der andern Netzhaut hinzutritt, statt vermehrter Helligkeit verminderte Helligkeit entsteht. Diess lässt sich unstreitig durch keinen Act des Urtheils, sondern nur durch ein antagonistisches Verhältniss der Empfindung zwischen beiden Netzhäuten, wie ich es zur Erklärung der Hebungsphänomene beim Simultancontrast auch für Theile derselben Netzhaut annehme, erklären, so dass beide Erklärungen sich wechselseitig unterstützen. Mit jener beim binocularen Sehen beobachteten Thatsache hängen dann durch die Thatsachen des 12. Kapitels jener Abhandlung die Farben-Contrasterscheinungen des 14. Kapitels und diese mit den gewöhnlichen Contrasterscheinungen in der Weise zusammen, dass sie nothwendig dasselbe Erklärungsprincip fodern. Auch hier glaube ich, würde ein grosser Zwang dazu gehören, diesen Zusammenhang der Thatsachen einer Erklärung blos durch einen Act des Urtheils oder auch der Aufmerksamkeit anzupassen.

Wenn ich mich in dem hier verhandelten Puncte nur ungern mit einer Autorität wie der von Helmholtz in Widerspruch sehe, so ist es mir dagegen um so erfreulicher gewesen, bei ihm eine grössere und erklärtere Uebereinstimmung mit früher von mir aufgestellten Ansichten über die subjectiven Nachfarben zu finden, als deren ich mich Seitens Anderer zeither zu erfreuen gehabt; und ich kann nur wünschen, dass auch in Betreff des vorliegenden Differenzpunctes eine Ausgleichung sich ergeben möge.

Indem mir selbst durch die Versuche und Erörterungen Helmholtz's die Ueberzeugung aufgedrängt worden ist, dass der Act des Urtheils doch eine wichtigere Rolle bei den Erscheinungen des Simultan-Contrastes spiele, als ich früher vermuthete, gestehe ich freilich offen, dass mir die Weise, wie der Einfluss der abgeänderten Empfindlichkeit, den ich nicht minder festhalten muss, damit in Beziehung tritt, wie beides zusammenwirkt, aus einander zu halten und mit einander abzuwägen ist, ja wie schliesslich der Act des Urtheils selbst zu fassen ist, noch unklar ist; und ehe wir nicht eine Psychophysik der höheren Seelenthätigkeiten haben — die ich, wenn schon Verfasser einer

Psychophysik, mich nicht rühmen kann, gegeben zu haben und geben zu können, obwohl hoffend, dass sie einst wird zu geben sein — wird auch diese Unklarheit nicht zu heben sein. Inzwischen scheint mir folgende, den allgemeinen Ansichten meiner Psychophysik sich unterordnende, Auffassung des fraglichen Verhältnisses wenigstens auf dem Wege der Klarstellung zu liegen.

Unsere gesammte Seelenthätigkeit hängt an einem physischen, oder, wie ich ihn als Unterlage des psychischen nenne, psychophysischen Processe und die Empfindungen an besonderen Bestimmungen dieses Processes. Diese Bestimmungen können nun erfahrungsmässig nicht blos durch äussere Reize, sondern auch, wie die Hallucinationen und so manche andere Phänomene, die ich im 44. Kapitel meiner Psychophysik zusammenstelle, beweisen, durch innere Ursachen hervorgerufen werden; auch können erfahrungsmässig solche innere Ursachen in dem, unabhängig von äussern Reizen fortgehenden, bewussten psychophysischen Process selbst liegen. Diess sind die Einflüsse der Association, der Einbildung, des Urtheils auf die Gestaltung und selbst Entstehung von Empfindungen. Aber die Bestimmungen des psychophysischen Processes, mögen sie von Aussen oder Innen angeregt sein, werden doch derselben Art für psychische Phänomene derselben Art sein. Also meine ich nicht, dass, wenn eine Farbenerscheinung durch einen Act des Urtheils, eine Einbildung u. s. w., hervorgerufen wird, sie darum minder als eine Sache der Empfindung anzusehen sei, als wenn sie durch einen äussern oder einen innern unbewussten Reiz hervorgerufen wird, vielmehr wird ihr dieselbe Bestimmung des psychophysischen Processes unterliegen. Wenigstens macht es keine Schwierigkeit, sich die Sache so vorzustellen, und dadurch eine Verknüpfung zwischen zwei scheinbar abweichenden Auffassungen zu bewirken.

Der Verallgemeinerung dieser Auffassung scheint zwar eine Schwierigkeit entgegenzustehen. Ein in doppelter Entfernung vor dem Auge gehaltener Finger scheint mir, wie ich oben bemerkte, durch einen Act des Urtheils eben so gross, als ein in einfacher Entfernung gehaltener, und der Act des Urtheils kann doch das Bild im Auge beidesfalls nicht gleich gross machen. Das ist wahr; aber es scheint mir nur daraus zu folgern, dass die Grössenschätzungen überhaupt Sache eines psychophysischen

Verhältnisses sind, in welches die Grösse des Bildes nur als ein Element mit eingeht; in der Art, dass die Grössenschätzung sich nur dann allein darnach richtet, wenn sonst die Umstände gleich sind, nicht aber, dass diess uns unbekannte Verhältniss verschieden ist eines und andern Falles; und so wird auch die Bestimmung, an welcher die Farbenerscheinung hängt, dieselbe bleiben können, mag sie durch einen Urtheilsact oder Reiz hervorgerufen sein.

Inhalt.

	Seite
a) Vorbemerkungen	74
b) Allgemeines über Contraste	75
c) Hebung der Eindrücke durch den Contrast	77
d) Directe und verkehrte Contrastphänomene	98
e) Vom Contrast abhängige Randscheine	118
f) Resumé	118
g) Nachtrag bezüglich einer, mit der vorigen verwandten, Untersuchung von Helmholtz	131

ZUR KRITIK

DES

LEIPZIGER MENDEBRUNNENS

VON

F.

BIBLIOTHECA UNIVERS
EX DONO
ADOLFI EBERT
1890.
4287

LEIPZIG

DRUCK UND VERLAG VON BREITKOPF UND HÄRTEL

1887.

INHALT.

	Seite
I. Die sieben Wunderwerke Leipzigs	1
II. Die Anklage	3
III. Die Vertheidigung	7
IV. Zugeständnisse	16
V. Die Inschrift und die 4 leeren Schilder	18

I. Die sieben Wunderwerke Leipzigs.

Unsere Stadt Leipzig scheint es in ihrem raschen Aufschwunge darauf angelegt zu haben, binnen wenig, ich will sagen etwa sieben Jahren seine sieben Wunderwerke zu haben. Das neue Concerthaus brauchte sich nur aufzuthun, um gleich den 100jährigen Rubin des alten damit zu überflügeln, dass es einer Kunst, in der Leipzig seit lange die Führerschaft unter den Städten übernommen, nun auch den schönsten Wohnraum unter den Städten bietet. Das neue oder vielmehr phönixartig aus dem halben Ruin des alten neu erstandene Museum, Vaticum und Lateran, Glyptothek und Pinakothek für Leipzig in Eins, bietet mit seiner Beherrschung der inneren Räume, ihrer Durchlichtung und dem Wunderblick von Oben in den Michel-Angelo-Saal nicht nur allen Museen anderer Städte die Spitze, sondern fordert sie mit der Frage heraus, was habt ihr desgleichen? — Die neue Peterskirche ist mit ihren, sofort vom allgemeinen Staunen begrüßten und fort und fort die Blicke der Andächtigen nach sich heraufziehenden, vier apokalyptischen Hunden nicht nur ein Wunder der Stadt, sondern der Welt geworden; indess die alte Thomaskirche sich sichtlich wenigstens möglichst anstrengt, ein neues Wunder zu werden. — In nächster Aussicht steht das Siemering'sche Siegesdenkmal mit seinen vier grandios vor der Germania paradirenden Reitern, dem der Marktplatz nur eben gut genug als Rahmen dünkt, obwohl ich meine, das ist ein Platz, wo Nutzen vor Schönheit geht, indess der Augustusplatz ein Platz ist, wo Schönheit vor Nutzen geht, und ich es also lieber hier als da sähe. Gleichviel, mag es auch an die Höhe des Niederwalddenkmals nicht reichen, dem ein Berg am Rhein zum Postament dient, so besiegt es doch alle Siegesdenkmale unter den Städten. —

Hiernächst, wenn es endlich so gut sein will, das Reichsgerichtsgebäude, worin Leipzig sich selbst ein Siegesdenkmal über Berlin errichtet und zugleich dessen Parlamentsgebäude Concurrenz macht. Vorweg schon sehen wir es mit den Bildnissstatuen aller richterlichen Tugenden draußen, wie mit den wirklichen Tugenden innerlich geschmückt, sehen es die Richterstühle des ganzen Reiches ehrfurchtgebietend überragen, und in Verein mit dem Concerthause den Schwerpunkt der ganzen Stadt verrücken. — Und nun der, zu den schon fertigen Werken zählende, erst vor kurzem in einem gemeinsamen Weihefeste dem Museum so zu sagen angetraute, Mendebrunnen, der von der großartigsten Stiftung für den Nutzen des Landes nur abgezweigt erscheint, um unsere Stadt als Wunderbrunnen unter den Städten zu schmücken. Ueber den schon ertheilten höchsten Preis einer Concurrenz, zu der sich ganz Deutschland herbeigelassen, hat er endgültig noch den Preis errungen. Als monumentales Kunstwerk ehrt er zugleich das Andenken der Stifterin und giebt dem Danke der Stadt einen würdigen Ausdruck. Ein Kreis bewundernder Zuschauer hat ihn von vornherein umstanden, der Einheimische kehrt mit immer neuer Schaulust zu ihm zurück, und führt den Fremden mit unverhehltem Stolze zu ihm hin.

Man sieht nach Allem, dass ich unter dem etwas hochgegriffenen Titel von Wunderwerken der Stadt Hauptzierden derselben verstehe, in denen sie sich nicht nur mit anderen Städten messen, sondern dieselben in gewisser Hinsicht überbieten kann; und der neue Brunnen macht jedenfalls Anspruch, dazu zu gehören.

Doch seien wir nicht gar zu eilig mit dem Zugeständniss. Die Höhe des Anspruchs droht zunächst den Fall. Unter den bewundernden Stimmen haben sich doch auch hier und da missgünstige vernehmen lassen; und in diesen Dingen haben die wenigsten Stimmen meist das meiste Recht. Hüten wir uns, unbedacht ein wunderliches Werk mit einem Wunderwerke zu verwechseln; es gilt in dieser Hinsicht eine Lebensfrage für den Leipziger Geschmack. Nun fehlt uns freilich zum Reichsgericht in Sachen des Rechts ein solches in Sachen

des Geschmacks, was in höchster Instanz entscheidet. Aber Verhandlungen darüber lassen sich doch führen, wonach jeder in eigener Instanz entscheiden oder worin er doch eine Unterhaltung finden kann. Also lassen wir uns auch hier darauf ein; und geben in gewohnter Weise der Anklage vor der Vertheidigung das Wort. In der Hauptsache werde ich den Advokaten des Werkes machen; gegen das, was ich doch schließlich selbst daran zu mäkeln finde, mögen ihn dann Andere machen. Und nach allem Wider und Für und Für und Wider wird der Brunnen als ein Wunderwerk Leipzigs in obigem Sinne bestehen bleiben.

II. Die Anklage.

Fasse ich nun Alles zusammen, was ich, wenn auch nicht mit denselben Worten und Ausführungen, gegen den Brunnen sagen gehört, so ist es etwa folgendes.

Ein monumentales Kunstwerk will der Brunnen sein? Ein, wenn man will großartiges, jedenfalls theures, mit Nürnberger Künstlichkeit hergerichtetes Spielwerk, ja, was sich in verkleinertem Maßstabe wohl als Aufsatz auf eine prunkende wollende Uhr eignen würde: aber ein Kunstwerk und vollends ein monumentales, nein; denn dazu fehlen ihm die wesentlichsten Eigenschaften von Beidem: die Einheit des Kunstwerkes, wodurch alle Einzelheiten desselben organisch verknüpft und auf einander bezogen werden, und die verhältnissmäßige Einfachheit des Ganzen und maßvolle Haltung des Einzelnen, wodurch der in sich ruhende Eindruck des Monumentalen entsteht. Zu sehen freilich giebt es genug am Brunnen, was die Schaulust der Menge reizen, beschäftigen und befriedigen kann: Männer, Weiber, Kinder, Pferde, Delphine, Muscheln, Fische, Frösche, Krebse — Schildkröten scheinen wohl nur vergessen — geflügelte Larven, rococoartige Schilder, Felsbruchstücke aus heroischen Landschaften, ein Obelisk mit einem Sternchen darüber. Darunter fehlt es nicht an abenteuerlichen Gestalten und Bewegungen. Kurz

man hat da das Mögliche aus den Naturreichen und Unmögliche aus den Fabelreichen beisammen. Aber wo ist die Idee, die diesen, in engen Raum zusammen- und übereinandergeschachtelten, Kram zusammenhält. Unten mühen sich schlangenfüßige trompetende Wassermänner oder Tritonen mit Zügeln ihrer sich wild bäumenden schwimmfüßigen Flügelrosse, sog. Hippokampen, vergeblich ab, darüber bieten fischgeschwänzte Nixen, Najaden oder Nereiden den Beschauern Fische, Krebse und ein räthselhaftes Y-förmiges Ding (Coralle?) wie zum Verkauf dar; zu oberst Putten, die sich auch sonst überall wie Worte, wo Begriffe fehlen, in Kunstwerke einzufinden pflegen, also hier nicht glaubten fehlen zu dürfen: im Umkreis Delphine in liebender Umarmung mit rothen leeren Schildern (sog. Cartouchen). Aber wie wäre es, wenn die Personen eines Schauspiels auf der Bühne ihr Wesen eben so unabhängig von einander trieben, in einem Liede jeder Vers von etwas Andern sänge, in einer Sonate kein Satz sich um den andern kümmerte. Will der Brunnen allein eine Ausnahme von der allgemeinsten Forderung aller Künste machen und noch ein Kunstwerk heissen? Da er ein Wasserkunstwerk sein soll, sieht man freilich Wasser überall daran herumspritzen und daran herablaufen; aber der nach allen Seiten und Richtungen auseinandergehende Stoff kann die einigende Idee nicht ersetzen.

Und wie soll bei solcher Zerfahrenheit, die den Blick ziellos umherirren lässt, den gewaltsamen Bewegungen der männlichen, den hastigen Bewegungen der weiblichen Figuren, der Eindruck monumentaler Ruhe zu Stande kommen. In der That, nur etwa die Putten oben bewahren einigermaßen den monumentalen Anstand; aber ist es nicht eine verkehrte Welt, wenn die Kleinen, denen man am leichtesten eine muntere Bewegung gönnen, eine spielende Unart verzeihen möchte, den Erwachsenen ein gutes Beispiel geben, was diese nicht befolgen?

Nun ist wohl dem, aus der Mitte des Werkes herausragenden, Obelisken die Rolle zugemuthet, den ihm an sich eigenen monumentalen Charakter dem ganzen Werke einzuprägen. Aber was hat ein Obelisk mit der Idee eines Brunnens zu thun? und wiefern verbindet er sich mit dem Leben und Treiben der Figuren ringsum? organisch aus dem Obelisken

herauswachsend kann man sie nicht denken; also starren sie wie fremdartige Auswüchse oder Zacken an ihm hervor; man stelle sich nur etwas fern, um den Eindruck davon zu haben; da hätte man lieber den einfachen Obelisken. Dazu sticht sein helles Roth wie das der vier Schilder disharmonisch von der nachtdunkeln Patina der erzenen Figuren ab und fügt zum plastischen den coloristischen Zwiespalt.

Bei andren wirklich monumentalen Kunstbrunnen sieht man gemeinhin eine Hauptfigur als Spitze und Centrum des Ganzen die Hauptidee anschaulich vertreten und gleich deutlich sagen, was der Brunnen will, sei es ein Neptun, eine Amphitrite, ein Flussgott, eine Flussgöttin oder nur ein Meerungeheuer; darum reihen sich dann, bezugreich dazu, die Nebenfiguren mit Nebenbedeutungen und Leistungen. Aber wie kann der trockne, starre, stereometrische Obelisk eine solche Hauptfigur vertreten, vielmehr vertritt er einer Hauptleistung den Weg.

In der That, gleichviel, ob man im Brunnen ein Wasserkunstwerk oder Spielwerk sehen will, so sollte man, um seine Aufgabe in einer höchsten Leistung gegipfelt und zugleich seiner lehrhaften Inschrift entsprochen zu sehen, erwarten, es werde ein Wasserstrahl vom Gipfel aus

»Zum Himmel streben mit frischer Kraft.«

Aber nichts weniger als das. Ein solcher Strahl ist überhaupt nur in der Inschrift des Brunnens zu finden, die dadurch einen ironischen Charakter erhält. Die Putten oben lassen vielmehr das Wasser nach unten laufen, unbekümmert darum, dass es erkältend auf die nackten Nacken der Frauenzimmer darunter läuft, die man unwillkürlich deshalb bedauert. Freilich, da die Nixen sich durch ihre anderweite Beschäftigung dispensirt halten, selbst etwas zum Spiel des Wassers beizutragen, müssen sie sich wohl oder übel gefallen lassen, wenigstens davon überrieselt zu werden, um nicht, bei der grossen Kargheit des Brunnens an Wasser überhaupt, unschicklich und ungemüthlich für Nixen, ganz trocken dasitzen zu müssen.

In der That aber, welche Sparsamkeit an Wasser gegenüber der Verschwendung von festem Material an einem

Brunnen! Man hat da so zu sagen einen gewaltigen Lärm von Stein und Erz um ein verhältnissmäßiges Nichts von Wasser. Nirgends eine in Zusammenhang bewegte und wirkende größere Masse desselben, sondern, um bei seiner Wenigkeit noch nach etwas auszusehen, eine Zerfaserung dieser Wenigkeit in dünne Strahlen und kurze flache von einander abgesonderte Güsse. Und während so der Brunnen einen undankbaren Aufwand macht, durch Mittel, die seiner Aufgabe äußerlich sind, die Brunnen andrer Städte zu überbieten, wird er von den einfachen Springbrunnen der eigenen Stadt, im Schwanenteiche und vor dem Stadthause, an Macht, Höhe und Fülle der Wasserwirkung weit überboten; da hat man die Sache und Leistung, auf die es ankommt, in voller Concentration, indess das Wasser unseres Brunnens in schwächlichen Leistungen nach allen Seiten zerstiebt.

Und mit all diesen Fehlern ist der Brunnen dem Museum unbescheiden auf den Leib gerückt, macht mit seinem Obelisken der Höhe desselben eine lästige Concurrenz und verdeckt den Haupttheil desselben für jeden, der sich nicht in den knapp bemessenen Zwischenraum zwischen beiden einschiebt. Unstreitig, weil anderwärts vor großen Gebäuden Obelisken stehen, sollte auch vor dem Museum einer stehen, und weil das Geld zum Brunnen einmal da war, an Platz für Baden aber zu sparen war, hat der Obelisk den Brunnen gleich auf seinen Platz mitgenommen; wie wären sie sonst überhaupt zusammengekommen?

Endlich noch eine Frage und ein Bedenken, was zwar kleinlich scheint, und doch nicht übergangen werden kann, da es feinen Beobachtern und Beurtheilern nicht entgangen ist und Anstoß gegeben hat. Wie konnten die, auf das Leben in Niederungen angewiesenen Frösche an dem Denkmale hinauf bis zu den Putten gelangen; und was wollten sie da oben? Besser hätten sie doch statt der Delphine, die eigentlich ganz ins Wasser gehörten, oder abwechselnd mit den Delphinen, unten auf dem inneren Rande des wassergefüllten Bassins Platz gefunden; aber man sieht, es genirte den Künstler nicht, gelegentlich auch das Unterste zu oberst zu kehren.

III. Die Vertheidigung.

Man sieht, der Ankläger hat einen langen Athem, und hat damit unsern Brunnen so zu sagen todt geredet; endlich aber komme ich doch auch zu Wort.

Und womit kann ich als Advokat des Brunnens, für den ich mich erkläre, Alles, was er vorgebracht hat, widerlegen? Widerlegen gar nicht; der Thatbestand, gegen den die Anklage beläuft, ist ja ganz richtig; sondern nur der Auffassung des Anklägers mit einer anderen Auffassung widersprechen: wonach es jedem noch unbenommen bleibt, im Sinne der Anklage sich an dem Brunnen zu ärgern oder im Sinne der Vertheidigung an demselben zu freuen.

Der Mensch hat zu seinen zwei äußeren Augen, womit er das Aeußere der Dinge sieht, ein inneres, womit er durch die äußeren Augen hindurch ins Innere der Dinge sieht, und in der Welt wie im Kunstwerk zur äußerlichen Vielheit auch die innerliche Einheit erkennt; er muss das innere Auge nur offen halten; und ich klage den Ankläger an, dass er es nicht thut.

Ich sehe in unserem Brunnen die ganze Wasserwelt durch Kunst zusammengezogen ins Kleine, symbolische und natürliche Mittel dazu wirkungsvoll ineinander greifend und sich ergänzend; sehe das Ganze durch die Idee beseelt, das Leben, Weben und Treiben des Wassers in seinem Anschlusse an das Land, in seinen Beziehungen zur organischen Welt, in seiner Abstammung von Oben, kurz nach den verschiedenen Seiten und Richtungen, die es darbietet, zum in sich geschlossenen anschaulichen Ausdruck zu bringen. Nun soll ein Kunstwerk nicht eine abstracte Einheit, sondern einheitlich verknüpfte Mannigfaltigkeit darstellen. Warum also soll unser Brunnen kein Kunstwerk sein, da in ihm die größte Mannigfaltigkeit durch die deutlichste Idee einheitlich verknüpft ist. Es gilt nur, den einfachsten Fingerzeigen (S. 10. 11) einfach zu folgen.

Zwar fehlt es dem Brunnen an einer dramatischen Verknüpfung seiner Gestalten. Aber wer hat sie hier zu suchen? Sollen etwa auch die vier Reiter des Siegesdenkmals sich mit

einander und mit der Germania unterhalten, eine Scene spielen, damit es an einer solchen Einheit nicht fehle? Jedes Kunstwerk eigner Art hat seine eigne Weise, wie sich die Idee darin ausspricht; und statt durch eine Verzweigung unter einander können die Einzelheiten durch einen gemeinsamen Bezug verknüpft sein. So ist es in unserm wie im Sieges-Denkmal der Fall. Und wenn es ein sinnreicher Einfall ist, dass im Niederwalddenkmal die Nixe des Rheins der Nixe der Mosel das Wächterhorn überreicht, so ist das eine gern gesehene dramatische Episode, aber die Durchführung einer derartigen Verknüpfung durch das Ganze wäre nicht nur eine Unmöglichkeit, sondern eben deshalb auch der Versuch dazu ein Fehler.

Als monumentales Werk aber stellt sich der Brunnen dar, nicht nur durch die inschriftlich ausgesprochene Beziehung zum Andenken der Stifterin, sondern auch die den Platz beherrschende Höhe, das der Vergänglichkeit trotzende Material und die Massenhaftigkeit des Aufbaues. Und warum weniger deshalb, weil er nicht auf die Vergangenheit einer großen historischen Persönlichkeit oder eines großen historischen Ereignisses bezogen ist; aber er ist auf die nicht blos vergangene und heutige, sondern ewige Wirklichkeit und Wirksamkeit eines Hauptelementes und Hauptlebensquelles der Welt bezogen, und hatte demgemäß auch seine Gestalten vielmehr von quellendem Leben durchströmt als um eine abgestorbene Vergangenheit erinnernd darzustellen. Wollte man ihm aber den Namen eines monumentalen Werkes versagen, weil es doch nicht die Definition, die man sich von einem solchen gemacht haben mag und auch wohl anders machen könnte, erfüllt; was thäte es, wenn es nur die allgemeinen Forderungen der Kunst erfüllt. In ihrem Hause giebt es viele Wohnungen.

Dazu aber ist der Brunnen auch ein stilistisches Werk, was mehr sagen will, als ein stilisirtes Werk. Denn dieses zwingt die Natur in hergebrachte Kunstformen, indess der rechte Kunststil die Natur dem Beschauer nur in günstigern, das ist gefälligern und fasslicheren Verhältnisen darbietet, als die Natur es an sich selbst vermag. Wer nundie Schwierigkeiten kennt, die der Künstler in dieser Hinsicht zu über-

winden findet, wo es gilt, eine große Masse von Einzelheiten in stilvollen Zusammenhang und Fluss zu bringen, wird ein um so größeres Verdienst unseres Werkes darin anerkennen, je weniger er in dessen Anschauen von den Schwierigkeiten der Ueberwindung empfindet.

In der That aber sehen wir das Ganze des Werkes in einer Weise geordnet, gegliedert, abgestuft, dass aller Zersplitterung des Eindruckes gewehrt wird, und der Blick, statt ruhelos und rathlos in den Einzelheiten umherzuirren, am Leitfaden der Idee mühelos und sicher durch das Ganze geleitet; indess ihm doch immer die Wahl und der Wechsel der Richtungen frei bleibt. Die Massen im Umkreis sind wesentlich symmetrisch geordnet, nach Oben spitzt sich das Werk pyramidal zu; das sind bekannte Vortheile äußerer Wohlgefälligkeit, aber sie sind hier lebendig von den Forderungen der Idee durchbrochen. Nach Unten und Außen ist das Werk durch das, alles Wasser desselben in sich aufnehmende Bassin, nach Oben und Innen durch den aus seiner Mitte emporsteigenden Obelisken für die Anschauung zusammengehalten und abgeschlossen; dazwischen steigt das Werk in drei Terrassen oder Etagen über einander auf, und ihrer Verjüngung nach Oben folgend verjüngt sich der Charakter der Figuren, mäßigt sich die Lebhaftigkeit der Bewegungen und stuft sich die ganze Idee ab.

Dabei bildet der, so vielfach vom Ankläger geschmähte, Obelisk so zu sagen den stilistischen Kern des Ganzen, indem sich der ganze Figurenschmuck des Werkes an ihn anlegt, sich darum zusammenschließt, das ganze Werk durch ihn inneren Halt und äußere Höhe erhält, und mit dem Museum in architectonisch gesellige Beziehung tritt. Fiele er weg, so würde das ganze Werk zum losen Haufen zusammensinken, mit dem inneren Halt zugleich Axe und Pol für die Orientirung darin verlieren und dem Museum die Ergänzung fehlen, welche großartig ins Breite laufende Gebäude so gern durch einen davor in die Höhe ragenden Obelisken finden.

Möchte man doch, statt den Obelisken vor dem Museum, lieber die puttenartigen Obelisken auf dessen Höhe schelten, aber man thut es ja auch.

Fragt nun der Ankläger: was hat der Obelisk mit der

Idee eines Brunnens zu thun, so ließe sich mit scheinbar noch größerem Rechte fragen: was hat der Rahmen eines Gemäldes mit der Idee des Gemäldes zu thun? Wie dieser den äußeren Abschluss des Gemäldes gegen die Außenwelt gewährt, und noch durch sein Gold den Eindruck desselben hebt, so der Obelisk unserem Brunnen den äußeren Anschluss, und hilft noch durch seine Höhe zur Höhe von dessen Eindruck. Mag man der Kunst verargen, wenn sie äußeren Zwecken dient, doch nicht, wenn sie äußere Mittel sich dienstbar macht, nun vollends, wenn die Aeußerlichkeit des Dienstes blos für die äußerliche Betrachtung besteht und für den tiefer gehenden Blick schwindet.

Für diesen aber ist unser Brunnen endlich auch ein sinnvolles Werk durch die Weise, wie seine Idee in ihm durchgebildet ist. Versucht man freilich, dieser Durchbildung ins Einzelne zu folgen, so kann es leicht geschehen, da man nicht selbst der Künstler ist, hier und da mehr und Anderes darin zu sehen, als der Künstler selbst im Auge gehabt und als Andere darin sehen wollen. Aber, wenn nur der Hauptidee des Werkes nicht widersprochen wird, was kann der Versuch einer Auslegung desselben schaden, der damit, dass er noch anderen Versuchen Raum lässt, nur die Tiefe und innere Reichhaltigkeit des Werkes beweist. In diesem Sinne sei der folgende Versuch geboten.

In dem, das Ganze umgebenden, wassergefüllten Bassin kann man das Meer versinnbildlicht finden, welches das feste Land umschließt und alles von daher kommende Wasser in sich aufnimmt; dazu, wenn man will, in den, auf dem innern Ufer des Bassins vertheilten, wasserspeienden Delphinen die Flussmündungen, welche das Wasser unmittelbar an das Meer abgeben. — In den, das Wasser in weiten Bogen ausschleudernden, sich ungestüm bäumenden Hippokampen und alle Kraft zu ihrer Zügelung aufbietenden Wassermännern oder Tritonen, auf unterster Terrasse, die gewaltsamen und selbst verderblichen Wirkungen des Wassers mit den zu ihrer Bewältigung nicht minder gewaltigen Anstrengungen des Menschen. — In den schilfbekränzten Nixen mit lebendiger Wendung und Bewegung des Körpers und der Arme auf zweiter Terrasse Symbole eines gedeihlichen Verkehrs zwischen dem

Wasser und dem Menschen, indem sie theils die Zeichen einer friedlichen Beherrschung des Wassers durch ihn, beziehentlich Dreizack und Ruder, in den Händen halten, theils Gaben des Wassers an den Menschen in den Erträgnissen der Fischerei den Beschauern nach Außen darbieten. — In den geflügelten Putten der obersten Terrasse, welche das Wasser in stillen Strahlen senkrecht herabsenden, regenspendende Genien, als Vertreter sei es der windgeflügelten Wolken, sei es der Kräfte, welche das Wasser aus ihnen ausscheiden. — In dem, das Ganze überragenden, Obelisken endlich den, mit der stilistischen Bedeutung sich verschwisternden, Hinweis nach dem höchsten Ursprungsorte des Wassers überhaupt, und in dem Sternchen darüber noch insbesondre einen solchen über den Regenhimmel hinaus nach dem Sternenhimmel, von dem das Ganze Obdach und Licht empfängt. Und so zeigt sich in unserm Werke so zu sagen die ganze Rolle des Wassers auf Erden aufgerollt.

Nichts als Symbolik, sagt man; aber soll denn die ganze Bedeutung des Brunnens in Symbolik aufgehen? O nein; abgesehen von aller Symbolik bedeuten die Tritonen kraftvolle und in kraftvoller Leistung begriffene Männer; die Nixen schöne, in lebensvoller Thätigkeit begriffene Frauen; die Putten anmuthig mit Wasser spielende Kinder; der Obelisk einen Weiser, der den Blick unwillkürlich in die Höhe zieht; jede Figur überhaupt spricht unser Interesse auch für ihre natürliche Bedeutung an; aber wenn die Figuren nur das, was sie von Natur, nicht noch etwas darüber hinaus bedeuteten, was sie in eine das Ganze beherrschende Idee hineintreten macht, so hätte der Ankläger Recht, in unserm Brunnen nur ein Sammelsurium oder eine Art Arche Noäh zu sehen. Nicht der ganze Sinn, aber der Sinn des Ganzen ist symbolisch; und warum nicht, nachdem der Sinn der ganzen monumentalen und antiken Plastik, nach Manchen, die es übertreiben, sogar der ganzen Kunst überhaupt, symbolisch ist.

Zuzugestehen ist, dass unser Brunnen an manche schon vorhandene, namentlich römische Beispiele erinnert; aber welches Kunstwerk erinnert nicht an schon vor ihm vorhandene Werke seiner Art. Durch seinen, mit der Stilistik Hand in Hand gehenden sinnvollen Aufbau überbietet unser Brun-

nen doch alle, und erfüllt eben damit den Begriff eines Leipziger Wunderwerkes. Die Jünger einer Schule der Zukunft, die sich wenigstens dafür hält, weil sie ihre Vergangenheit vergessen hat, mögen sagen: in jenen Brunnen hatte der unsere nicht blos Beispiele, sondern Vorbilder zu sehen; sie aber prätendiren mit Recht gar nicht, einen andern Sinn, als der in ihren anschaulichen Formen selber liegt, darzustellen. Worauf ich, um kurz zu sein, nur sagen will, es kann flache und tiefe Brunnen geben; und unser Brunnen gehört zu den tiefen; um aber weitläufig genug zur Gründlichkeit zu sein, ein Buch wie Fiedlers Buch gegen dasselbe zu schreiben hätte.

Auch das ist zuzugeben, dass der Brunnen wirklich durch Sparsamkeit an Wasser weit hinter den möglichen Leistungen und hiemit Wünschen, die für den Ankläger zu Forderungen geworden sind, zurückbleibt. Wenn alles Wasser der Wasserleitung, welche den Brunnen speist, zum Spiele desselben verwandt, und die ganze Anlage desselben entsprechend vergrößert worden wäre, so würde damit unstreitig eine Wirkung erzielt worden sein, von der wir jetzt kaum eine Ahnung haben. Entsprechend, welche Wirkung würde die Peterskirche in Rom machen, wenn sie noch einmal so hoch wäre! Aber die Köchinnen und Wäscherinnen wollten doch auch Wasser zum Kochen und Waschen, die Gärtner zum Begießen und die Spaziergänger zum Staublöschen haben. Auch könnte es dem Ankläger selber leicht begegnen, dass er den Rath und die Stadtverordneten vielmehr wegen ihrer Freigebigkeit an Wasser als den Brunnen wegen seiner Sparsamkeit daran zu tadeln anfinge, wenn er hört, dass jede Stunde, wo der Brunnen mit Aufziehen aller Register spielt, der Stadt 8 Mark kostet, wofür er als Steuerzahler mit aufzukommen hat. Es ist nun einmal das Loos des Schönen auf der Erde, mit den Steuerforderungen in Conflict zu kommen.

Jedenfalls ist unrecht, etwas zu vermissen, was man anderwärts hat und wofür man etwas Andres hat. Spränge das Wasser, in einen einheitlichen mächtigen Strahl zusammengefasst, vom Gipfel des Brunnens nach Oben, so könnte es nicht zugleich nach allen Seiten springen, und theilte es sich zwischen beiden Aufgaben, so erfüllte es jede nur halb; nun darf

man bezwundern, was zur Freude des Auges mit der verfügbaren Wassermenge in der einen beider Beziehungen geleistet ist. Das nach allen Seiten sprühende Wasser macht fast den Eindruck eines Feuerwerkes, und in der Kraft selbst, mit der die erzenen Figuren es ausspeien, scheint noch etwas von dem Feuer ihres Gusses zurückgeblieben zu sein. Hiernach aber hindert nichts, von unserm, auf Vielseitigkeit der Wirkung angelegten, Brunnen zu den einfachen Springbrunnen unsrer Stadt zu gehen, und sich auch der Fülle, Macht und Höhe ihres einheitlichen Strahles zu erfreuen.

Indem ich es meinerseits thue, vermisse ich aber, um gelegentlich davon zu sprechen, an einem derselben, dem des Schwanenteiches, etwas, wovon der Ankläger ein Zuviel an unserem Brunnen findet, mögen ganz Oft auf einer Bank am Teiche dem Springbrunnen gegenübersitzend, wenn er eben sprang, um im Anschauen seines Spieles die Trägheit des Zeitlaufes weniger zu spüren, habe ich einen Mangel in dieser Hinsicht immer nicht ohne einige Unlust empfunden. Roh zwischen ein paar rohen losen Steinen springt der majestätische Strahl aus der Wasserebene bis über die Gipfel der höchsten Bäume empor. Ließ sich nicht sein Fuß mit einer, wenn auch noch so einfachen, kunstmäßigen Fassung versehen? Vielleicht sagt man: es soll vielmehr so aussehen, als wenn der Teich ihn aus eigener Kraft hervortriebe; aber man weiß zu gut, dass er es nicht kann, und so mein' ich, der Strahl sollte sich gleich als Erzeugniss der menschlichen Kunst durch entsprechende Umrahmung aus der Naturumgebung herausheben.

Auch war ich schon daran, in dieser Beziehung folgende kleine »Räthselaufgabe für Leipzig« in das Leipziger Tageblatt zu setzen:

»Ich führ' den schönsten Reigen
In Auf- und Niedersteigen!
Hätt' ich nur Euch dazu
Noch einen schönen Schuh!
Will Leipzig nicht dann denken
Mich damit zu beschenken?«

Ich ließ es nur, weil man den Vergleich der kunstmäßigen Umrahmung mit einem Schuh doch etwas zu ge-

zwungen finden könnte. Doch bleibt der Wunsch des Springbrunnens deshalb derselbe.

Um hiernach auf unsern Brunnen mit einer allgemeineren Bemerkung zurückzukommen, so muss man sich bei Betrachtung desselben, wie jedes Kunstwerkes, gegenwärtig halten, dass ein und dasselbe Kunstwerk nicht alle Vorzüge, die ein Kunstwerk überhaupt darbieten kann, zugleich darbieten kann; auch ein und derselbe Mensch vermag es nicht; dass es vielmehr für Vorzüge nach gewisser Richtung solche nach anderer Richtung preisgeben, im Conflict kleinere Vortheile für größere opfern, und selbst kleine Nachtheile für größere Vortheile in den Kauf nehmen, dazu den Bedingungen seines Entstehens und Bestehens Rechnung tragen muss; worüber der Künstler im Allgemeinen besser orientirt sein wird, als der Beschauer, daher ihn natürlich Kritiken, die, ohne von all' dem viel zu wissen, Alles besser wissen wollen, verdrießen müssen. Man sagt: ein Kunstwerk soll kein Rechenkunststück sein. Nicht blos, aber auch; denn jeder Rechenfehler rächt sich im Eindruck für den Beschauer, ohne dass er nachzurechnen braucht. Die Begeisterung, die man zum rechten Kunstwerk verlangt, rechnet nicht, aber reicht deshalb auch nicht. Was aber ist zuletzt die allgemeine Aufgabe und Forderung aller Kunst, der jedes Kunstwerk zu genügen hat? Kürzer und leichter gefragt, als gesagt. Ich besinne mich und meine: durch eine Verbindung sinnlicher Mittel einen höheren als blos sinnlichen Eindruck des Gefallens zu erzeugen. Einen solchen Eindruck nennt man einen ästhetischen; und die Aufgabe der Kunst, ihn zu machen, fällt sachlich zusammen mit der populärer ausgedrückten Aufgabe, den Beschauer über die gemeine Wirklichkeit hinwegzuheben. Gewiss aber wird Niemand finden, dass die Anschauung unseres Brunnens ihn in die gemeine Wirklichkeit hineinversetzt; und damit hätten wir ja eine recht einfache Rechtfertigung unsers Brunnens.

Ueber Manches lässt sich ja streiten, nur schwerlich entscheiden, ob es nicht vortheilhafter einzurichten war. Steht nicht wirklich der Brunnen dem Museum zu nahe? Manche, die es so finden, würden vielleicht alsbald das Gegentheil finden, wenn er nur um Weniges ferner rückte. Sollte

er überhaupt in Beziehung zum Museum erscheinen, und lieber hat man doch das Band als den Spalt in diesen Dingen, so durfte er nicht zu fern stehen, und doch auch wieder nicht zu nahe, um nicht der Anschauung desselben und dem freien Zugange dazu zu sehr in den Weg zu treten. Wo nun ist die rechte Mitte, wo der schönste Platz? Um ihn möglichst sicher zu treffen, hätte man den Brunnen zu verschieben, und schließlich bei der Stelle stehen zu bleiben, für welche die meisten unter den urtheilfähigsten Beschauern nach vielem Hin- und Herschieben, Hin- und Widerlaufen sich entschieden. Aber der Brunnen will sich nicht verschieben lassen; wer sind die urtheilfähigsten Beschauer; und nachdem wir Lehrbücher der Aesthetik haben, welche alle Forderungen der Schönheit aus der Idee der Schönheit ableiten, wäre es nun so thöricht, uns mit Experimenten darüber abmühen zu wollen, als sich solche diesfalls nicht anstellen lassen; warten wir also zur Entscheidung über den schönsten Platz für unsern Brunnen auf seine Ableitung aus der Idee der Schönheit und setzen dann alle Hebel an, den Brunnen ein für allemal dahin zu schieben.

Ebenso kann man fragen, ob nicht das helle Purpurroth des Oberleibes und der vier Schilder einen zu grellen Abstich gegen das Schwarzgraugrünlich oder Grünlichgrauschwarz der ehernen Figuren machen; Manchen scheint es so, und ich selber zweifle nicht, dass an sich eine vortheilhaftere Zusammenstellung und Abtönung von Farbe, Licht und Schattigkeit möglich war; nur hätte dazu ein anderes Material als das beste, was man gewählt hat, oder eine Uebermahlung des Werkes gehört, von der die, denen an plastischen Werken der Mangel an Farbe zur Erhebung über die gemeine Wirklichkeit gehört, sich schaudernd abgewendet haben würden; und welche Farbe würde gegen die abwaschende Kraft des Wassers und gegen die Unbilden der Witterung halten. Aber vielleicht hätte man, wie man an Statuen Alles weiß haben will, am Brunnen lieber Alles roth oder Alles schwarz gesehen; ich meine aber doch, da ist der Abstich, den die Figuren gegen die Grundmasse des Werkes bieten, vorzuziehen, da er das Lebende von Todten in dem Werke deutlich absetzt und dadurch selbst beträgt. Leben in den Eindruck des Ganzen

zu bringen. Das allergrößte und charakteristischeste Leben würde freilich in das Ganze kommen, wenn man alle Figuren naturwahr übermalen könnte und wollte; aber darüber ist man längst hinaus und längst noch nicht wieder hinein.

Es bleibt hiernach, denk ich, blos noch übrig, auch den Fragen und Bedenken des Naturalisten zu begegnen, welcher die Lebensgewohnheiten der Frösche in unserm Denkmal nicht genug berücksichtigt findet. Wie konnten die Frösche so hoch an dem Denkmal hinauf bis zu den Putten gelangen? Nun ganz natürlich durch Hüpfen. Und was wollten sie da oben? Eben so natürlich als regenverkündende Laubfrösche den regenspendenden Putten ein ihnen zukommendes Attribut gewähren.

IV. Zugeständnisse.

Nachdem ich mit Vorigem meiner Pflicht genug gethan zu haben glaube, als Advokat des Brunnens dem Ankläger desselben in Allem zu widersprechen, gestatte ich mir endlich noch, einfach zu sagen, was ich doch selbst am Brunnen lieber anders sähe; es ist aber nur Weniges von untergeordneter Bedeutung.

Einmal die gar zu ungeschlachten, man möchte sagen rekelhaften Stellungen und Bewegungen der, die Hippokampen zügelnden Tritonen. Diese bäumen sich wie die Hippokampen selber, spreizen dabei die Beine möglichst auseinander, ja scheinen sich ganz auseinander reißen zu wollen, was unnöthigerweise unschön aussieht, unnöthigerweise, weil durch Charakteristik nicht gefordert; denn, um große Kraft in einer angestrengten Bewegung sichtbar werden zu lassen, muss man die Anstrengung selbst nicht sichtbar werden lassen. Wie klassisch schön nimmt sich dagegen die Zügelung der Rosse durch die Dioskuren auf dem Monte cavallo aus! Und bei maßvollerer Bewegung der Tritonen blieb doch noch Feuer genug in den Bewegungen der Hippokampen. Nun könnte der Fehler in dieser Hinsicht statt im Kunstwerk, in unserer Deutung desselben liegen.

Sollen nicht etwa die Bewegungen der Tritonen statt auf eine Zügelung der sich sträubenden Wasserpferde zu gehen, vielmehr eine Theilnahme an deren Empörung bedeuten? Nun, ich gab meine Deutung nicht für ein Evangelium, doch hielte sie gern dieser, mir weniger zusagend scheinenden Erklärung gegenüber fest.

Aber zweitens. Da das Wasser das eigentliche Lebenselement der Pflanzen ist, so sähe man diese auch der reichen Thierwelt gegenüber gern etwas mehr als in der bloßen Schilfbekränzung der Nixen vertreten. Die Plastik sagt: Botanik ist nicht meine Sache; und in der That, wo hätte sie je Kräuter, Sträucher und Bäume dargestellt; auch liegt auf der Hand, warum sie es nicht that. Aber die Darbietung einer Wasserlilie oder Lotosblume durch die eine der Nixen in der einen jetzt leer ins Leere hinausgestreckten Hand wäre wohl keine zu starke und unbescheidene Zumuthung für die Plastik gewesen, und möchte sich gut zu Fisch und Krebs und Coralle in den Händen der andern Nixen geschickt haben.

Nichts weiter? Doch! noch Zweies, wovon sich zwar hier absehen ließe, da es nur ganz Nebensächliches an unserm Werke betrifft. Jedoch, da sich auch wohl einiges Interesse über dasselbe hinaus daran knüpfen kann, will ich zum Schluss noch einen besondern Excurs darüber machen. Das eine ist die, der Stiftungsinschrift auf der Gegenseite des Obelisken gegenüberstehende Inschrift, das andre sind die vier inschriftlosen Schilder zwischen den Delphinen.

V. Die Inschrift und die 4 leeren Schilder.

Die Stiftungsinschrift selbst auf der dem Museum zugewandten Seite des Obelisken lautet:

ERRICHTET
AUS DEM VERMÄCHTNISSE
DER FRAU
MARIANNE PAULINE MENDE
GEB. THERIOT
1886.

Die Gegenschrift auf der vom Museum abgewandten Seite des Obelisken lautet:

Zum Himmel streben
Mit frischer Kraft
Der Erde geben
Was Segen schafft
Mit lautrer Helle
Lehrt es die Welle.

Die Absicht dieser, von unserm allgeschätzten und beliebten Erzähler und Dichter, Paul Heyse, verfassten Inschrift ist klar, in möglichster Kürze und Prägnanz die Leistungen des Wassers, auf welche sich das Brunnenwerk bezieht, nach zwei Hauptrichtungen, mit erbaulich didactischer Wendung, zu bezeichnen; und hat in dieser Hinsicht des Beifalles eines, dem Autor dankbaren Publicums nicht ermangelt. Nur dass freilich, näher zugesehen, die Inschrift nicht zum Brunnen und der Brunnen nicht zur Inschrift passt, vielmehr beide das Gegentheil von einander lehren; und da dies merkwürdigerweise doch niemand zu bemerken scheint, kommt mir unser Brunnen auch noch wie ein psychologisches Wunder vor. In der That, wie schon früher berührt, strebt im ganzen Brunnen kein Wasser »mit frischer Kraft zum Himmel« und ist dies sogar auch außerhalb des Brunnens nicht der Welle natürliche Art; sondern das Wasser springt nach allen Seiten in Bogen abwärts oder läuft geradezu nach unten. Eben so wenig sieht man das Wasser des Brunnens »der Erde geben, was Segen schafft«, sondern alles Wasser des Brunnens läuft

wieder ins Wasser, und die Tritonen und Hippokampen strengen sich sogar möglichst an, es über das Land hinaus dahinein springen zu lassen.

Freilich, was konnte der Dichter für diese Widersprüche, da ihm bei Abfassung der Inschrift unstreitig nur die poetische, aber nicht die wirkliche, Anschauung des Brunnens zu Gebote stand; beide Anschauungen aber pflegen sich auch sonst zu widersprechen. Eher könnte man ihn, den formgewandten Meister, dafür in Anspruch nehmen, dass »mit lautrer Helle lehren« unbeholfen schwülstig klingt, und dass die beiden letzten Verszeilen den Eindruck des Hinkens dadurch machen, dass die vorletzte mit einer kurzen, die letzte mit einer langen Sylbe anhebt. Das Publicum aber hinkt auch in dieser Beziehung geduldig mit.

Was mir hiernach die Inschrift wirklich mit lautrer Helle zu lehren scheint, ist, dass es überhaupt misslich ist, sich mit der Abfassung eines monumentalen Verschen an eine Notabilität unter den Dichtern zu wenden. Zwar scheint es selbstverständlich, dass dem, der Großes in einem Felde leistet, die Leistung einer Kleinigkeit darin nur ein Spielwerk sein müsse; aber es hat Bedenken nach zwei Seiten. Vielleicht hätten wir eine reizende Novelle mehr von Heyse, wenn er sich nicht mit der Inschrift zu einem Brunnen, der ihn nicht interessirte, zu plagen gehabt, eine Plage aber ist's, und fordert bekanntlich viel Zeit, mit möglichst wenig Worten möglichst viel zu sagen. Die Inschrift selber aber wäre wohl besser gelungen, wenn der Dichter nicht gerade den Plan zu einer neuen Novelle oder einem neuen Drama im Kopfe gehabt, wozu er eine Intrigue zwischen den Tritonen und Nixen nicht verwerthen konnte. Wenn das Kleine in das Große nicht mit eingeht, stört es das Große, und das Kleine büßt seinen niedlichen Schritt ein, wenn es mit dem Großen Schritt halten soll.

Bei dem rastlosen Eifer unserer Zeit, Denkmale zu errichten, nachdem die Zeit, Denkwürdiges zu verrichten vorüber scheint, ist unstreitig in voriger Bemerkung ein nützlicher praktischer Wink für Bestellung von Inschriften dazu enthalten; und, um dem Wink um so mehr Nachdruck zu verleihen, könnte ich noch auf ein andres vornehmes Beispiel,

was dasselbe lehrt, verweisen; aber da ich dazu neu ausholen müsste, und mir die undankbare Mühe, das Strahlende an einem Pünktchen zu schwärzen, nicht noch einmal geben will, es würde mir doch nur doppelt verdacht werden; so mag es bei dem, uns hier allein angehenden Beispiele bewenden.

Nun freilich, wenn eine Inschrift einmal bei einer hervorragenden Persönlichkeit bestellt ist, kann sich das Monument nicht mehr davor retten; sie muss angenommen werden. Und, lässt sich fragen, was kann eine Behörde oder das Stiftungscomité anders thun, als sich mit der Bestellung an die anerkannteste Autorität wenden, um jedenfalls selbst der Verantwortlichkeit für den Erfolg überhoben zu sein.

Ich glaube doch, es ließe sich noch etwas Andres thun; es ist nur nicht hergebracht zu thun; aber könnte man nicht einmal riskiren, vom Hergebrachten abzuweichen? Ich meine, man hätte mit oder nach der Concurrenz für das Monument eine solche für die Inschrift darauf zu eröffnen; und da ich diesem Vorschlage den Werth einer Entdeckung beilege, will ich auf ihre Vortheile etwas näher eingehen.

Man weiß, es fehlt in Deutschland nicht an Dichtern, eher an Solchen, die es nicht sind. Also zunächst, welcher Zudrang zur Concurrenz; jeder Dichter würde mit der Inschrift auf dem Monument sich selbst ein Monument zu setzen hoffen dürfen, und, hätte er den Preis wirklich gewonnen, auch auf einen Verleger für seine andern Gedichte rechnen können; denn, hat nur erst der Kopf ein Loch gebohrt, so geht auch der längste Schwanz hindurch. Ja, da nur eben auseinandergesetzt ist, dass die größten Dichter nichts weniger als die größte Chance des Erfolges hiebei bieten, so würde selbst ein mittelmäßiger oder gar schlechter Dichter im glücklichsten Momente seines Lebens auf den preiswürdigsten Einfall gerathen und dadurch der Stolz seiner Nachkommenschaft werden können.

Hiernach empföhle sich, die eingelaufenen Inschriften in ein Album zusammengedruckt dem Publicum vorzulegen, was neue Vortheile böte. Denn erstens hätte man darin so zu sagen eine Büchse poetisches Fleischextract zur Charakteristik der poetischen Leistungsfähigkeit der Zeit; zweitens hätte

dann jeder Einzelne im Publicum die Möglichkeit, nach eigenem Ermessen den Preis zu ertheilen, und das Comité zu schelten, wenn es nicht mit ihm stimmte, drittens gäbe es sicher darin viel zu lachen.

Um meinen Vorschlag um so besser ins Licht zu setzen, fingire ich, die Inschrift sei noch nicht da, sondern die Concurrenz dafür erst eröffnet. Obwohl ich nun weder ein mittelmäßiger noch schlechter, sondern überhaupt kein Dichter vom Fache bin, hindert mich das doch nicht, mich an der Concurrenz zu betheiligen, da ich erstens jedenfalls mit meinen Mitconcurrenten den Vortheil theile, das Monument, auf welches die Inschrift passen soll, selbst ansehen zu können; zweitens ein Beispiel, wie sie nicht zu machen, seitens eines vorzüglichen Dichters vor Augen zu haben, drittens aber, um ganz offen zu sein, eben nichts Andres finde, eine lästig gewordene Zeit zu tödten. Um aber meine Chance möglichst zu vermehren — wie man gleich eine Anzahl Loose nimmt, um möglichst sicher zu gewinnen — mache ich mir selber Concurrenz mit folgenden Einsätzen:

Variationen der Inschrift des Mendebrunnens.

(1)

Wie die Wasser munter springen,
Kröne freudiges Gelingen
Diese Stadt in allen Dingen.

(2

Wasser, Erz und Stein
Thun es nicht allein;
Ehre sei dem Geiste,
Welcher that das Meiste,
Der dies reiche Leben
Hat dem Stoff gegeben.

(3)

Das Wasser, was vom Himmel kam,
Treibt unten sein vergnüglich Spiel;
Der Obelisk weist nach dem Ziel,
Woher es seinen Ursprung nahm.
So mag bei allem irdischen Treiben
Das höchste Ziel im Auge bleiben.

(4)

Von der Erde erst getrunken,
Tief in ihre Nacht versunken,
Was darin schien ganz verloren,
Ist hier neu ins Licht geboren.
Drüber gehn des Himmels Kerzen;
Nimm das schöne Bild zu Herzen.

(5)

Ein buntes Mährchen scheint's
Gewebt aus fremden Sagen;
Doch einfach ist sein Sinn,
Wenn du danach willst fragen;
Ein Element der Welt will gleichnissweis entfalten
Im engen Raum vor dir sein vielgestalt'ges Walten.

Freilich, was wollen 5 Versuche sagen, wenn sich tausende um den Preis streiten. Welche unter den eingelaufenen Inschriften aber auch denselben gewinnen möge, so mag sie sich nur nicht einbilden, dass sie die einmal vorhandene verdrängen wird, welche von vorn herein alle mögliche Concurrentinnen dadurch besiegt hat, dass sie keine derselben sich gegenüber hatte. Sie wird stehen bleiben, nicht, weil sie sich darauf berufen kann, dass aller gegen sie gerichtete Tadel nur auf die Tadelsucht des Tadelnden zurückfällt, sondern weil sie einmal steht; wie auch die vier apokalyptischen Hunde der Peterskirche stehen bleiben werden, nicht, weil es keine wirklichen Hunde sind, denn jedermann hält sie doch für hässliche Hunde, oder weil sie stilistisch durch nichts Anderes zu ersetzen waren; dies Armuthszeugniss wird man der Architektur nicht geben wollen; sondern weil sie einmal stehen; und wie auch der alte Hahnemann in den Parkanlagen sitzen bleiben wird, weil er einmal sitzt. Monumentale Werke haben nun einmal etwas Conservatives; und in der That, was sollte dabei herauskommen, wenn jedem neuen Einfall gestattet sein sollte, etwas Neues daraus zu machen; das gäbe statt eines Monuments eine Geschichte des Monuments. Wenn also eine Zeit einen Fehler in der Errichtung eines Monumentes begangen oder zugelassen hat, so muss sie sich auch gefallen lassen, dass er die Haltbarkeit des Monumentes theilt, und damit charakteristisch bleibt für die Zeit.

Um so lieber aber wird sich das Publicum die Inschrift gefallen lassen wie sie ist, als es ja ohnehin nicht nach dem Sinn derselben fragt, genug, dass die Inschrift rücksichtslos darauf ein gleich schönes Ornament in Gold, als die Stiftungsinschrift gegenüber bildet; der schönste Sinn aber würde die Inschrift in dieser Hinsicht nicht verschönern können.

Jedenfalls hat die Inschrift einen Sinn, was aber hat es hingegen für einen Sinn, dass die vier rothen Schilder oder Cartouchen zwischen den Delphinen gar keine Inschrift haben, und was können sie ohne das bedeuten? In der That, gleichsam wortlos gähnen sie uns an und scheinen, da sie nicht selber sagen, was sie sagen wollen, uns danach zu fragen; aber ich weiß keine sichere Antwort darauf zu geben. Einen symbolischen Sinn können sie nicht haben, einen blos ornamentalen aber auch nicht, da das Denkmal überhaupt nicht auf leere Ornamentirung angelegt ist, und da sie von je zwei, zum Figurenbestande des Werkes gehörigen Delphinen umrahmt sind; Verzierungen aber umrahmt man nicht mit wesentlichen Theilen des Werkes. Dazu ist noch sehr fraglich, ob sie, in den fast schwarzen Figurenbestand des Werkes eingeschoben, nicht vielmehr beitragen, dasselbe rothfleckig erscheinen zu lassen, als zu verzieren.

Nun kann man daran denken, dass ein stilistisches Bedürfniss vorlag, dem einfachen rothen Obelisken inmitten eine Art Gegengewicht am Umfang in vertheilten Massen gleicher Farbe zu geben. Aber gesetzt, es bestände ein solches, konnte es dann blos durch leere Schilder erfüllt werden, die das Bedürfniss einer Erfüllung nicht erfüllen. Alles das schlägt also nicht durch und doch, umsonst können die Schilder in einem so wohl durchdachten Werke auch nicht da sein.

Ich mache also meine Hypothese, indem ich mir denke, die Schilder waren wirklich ursprünglich für Inschriften bestimmt, welche zu der, die allgemeinste Bedeutung des Werkes ausdrückenden Hauptinschrift noch specielle oder Nebenbedeutungen ausdrücken sollten, um dadurch theils zur Unterhaltung der Beschauer beim Umgange um den Brunnen beizutragen, theils blöde Augen für seine mehrseitige Bedeutung zu öffnen. Und wäre wohl eins und das Andere so übel gewesen? Aber es kam nicht zur Ausführung, und warum

nicht? Dafür eine neue Hypothese, wie sich ja überhaupt Hypothesen gern auf einander stützen. Dem Autor der Hauptinschrift mochte man nicht auch die Nebeninschriften zumuthen und meinte, dafür würden sich leicht auch untergeordnete Kräfte finden; aber der Brunnen wurde eher fertig, als sich solche fanden und mochte nicht mit seiner Eröffnung auf sie warten; so blieben die Schilder leer. Oder auch, was noch wahrscheinlicher sein mag, es fanden sich wirklich solche Kräfte; die damit erlangten Inschriften aber wollten noch weniger als die Hauptinschrift zusagen, so dass die Schilder selber sich sträubten, sie aufzunehmen.

Um nun die Sache der Schilder wenigstens nicht in der Idee verloren zu geben, komme ich auf die Fiction zurück, es sei eine Concurrenz eröffnet, sie noch nachträglich mit Inschriften zu füllen; und da ich durch Eingehen darauf weder Eitelkeit verrathe, indem ich meine Kräfte zu den untergeordneten rechne, noch das Publicum um eine schöne Novelle von mir bringe, hauptsächlich aber aus dem dritten der obigen Gründe, trete ich wieder selbst mit folgenden Beiträgen in die Concurrenz ein:

(1)

Im Vielen such' das Eine,
Sonst ist der Fehler Deine.

(2)

Das Wasser nutzt zu vielen Sachen;
Hier will's einmal sich lustig machen.

(3)

Die Kraft, die roh kennt weder Maß noch Ziel,
Durch Kunst bezwungen giebt ein schönes Spiel.

(4)

Und ob sich's drinnen regt von grimmigen Gestalten,
Ein Werk des Friedens ist's, den Gott uns mög' erhalten.

Jedoch es ist genug, mich selbst damit unterhalten zu haben; denn hat nicht der Brunnen Grund, sich überhaupt gegen die Zumuthung zu wehren, zu seinen zwei Hauptinschriften noch vier Nebeninschriften aufzunehmen, indem er

geltend macht, er sei ein plastisches Werk, für das so viel Leserei sich nicht schicke.

In der That fällt mir hiezu ein Wortspiel ein, was man auf Trochu machte, der als Militärgouverneur von Paris bei dessen Belagerung 1870 nicht müde werden konnte, das französische Volk durch Maueranschläge und Proklamationen über den Stand der Dinge und die Forderungen der Zeit zu belehren. Man nannte ihn statt Trochu trop lu; und so könnte es auch unserm Denkmal begegnen, wenn es durch Lesen das Denken über seine Bedeutung ersparen wollte, dass man sagte: es sei vielmehr ein Les'mal als Denk-mal.

Wenn hiernach Inschriften auf den Schildern überhaupt nicht passen sollten, so könnte man an einen andern Inhalt denken; nur dass jeder, an den ich zu denken weiß, ein oder mehrere Aber hat. Z. B. Schildereien auf den Schildern anzubringen; also etwa die schönsten Wasserlandschaften Leipzigs. Aber das plastische Werk würde sich eben so gegen Malerei als Leserei an ihm wehren, die Schildereien durch Einwirkung von Luft und Wasser bald schäbig werden, und die schönsten Landschaften Leipzigs nur den Mangel an schönen beweisen. Oder die Wappen Sachsens, Leipzigs, der Stifterin und des Künstlers (Ungerer in München) in Basrelief oder eingelegter Arbeit auf den Schildern anzubringen. Aber existiren auch dazu die Familienwappen? und das Wappen der Stifterin müsste doch unter der Stiftungsinschrift angebracht werden; aber keins der 4 Schilder steht darunter, indem sie vielmehr den 4 Ecken als Flächen des Obelisken entsprechen.

Und warum sich noch weiter mühen, da der Brunnen doch zuletzt sein monumentales Recht behaupten wird, die Schilder leer stehen zu lassen, weil sie einmal leer stehen, wie er die Inschrift stehen lassen wird, weil sie einmal steht.

Nach Allem scheint mir, dass die Verlegenheit, die vier leeren Schilder des Denkmals zu deuten, zu motiviren oder zu füllen, auf eine thatsächliche Verlegenheit bei Ausführung des Denkmals hinausläuft, der nicht beizukommen war, und die man sich ja leicht gefallen lassen kann, da sie nicht zu aufdringlich ist. Von solchen Verlegenheiten geben aber auch andere Kunstwerke Zeugniss, und ich leugne nicht, dass das

Siegesdenkmal, was hoffentlich unserm Brunnen auf der Gegenseite desselben Platzes gegenüberstehen wird, mir eine solche zu verrathen scheint, von der ich eine glückliche Lösung ungern vermisse.

Sie betrifft die Weise, wie der Kaiser in dem Monument darzustellen war. In dem zuerst ausgestellten Entwurf war er, so viel ich mich erinnere, nur auf einem, das Denkmal umgebenden Basrelief als Hauptfigur unter anderen Figuren zu erblicken; das schien aber unstreitig seiner Bedeutung als Haupt und Hort des Reiches in Kriegs- und Friedenssachen gegenüber der Darstellung der vier Paladine des Reiches in prachtvollen, aus dem Denkmal vorspringenden Reiterstatuen nicht genug gethan. Dagegen schien er zu verschwinden. Aber wo und wie sonst? Vor, zwischen, neben den vier Reiterstatuen als fünfte war er nur ein fünftes Rad am Wagen. Oben stand schon die durch Nichts zu ersetzende oder zu verdrängende Germania. Nun sehen wir ihn im definitiven Entwurfe als Büste oder sitzende Figur in einer Nische des Postaments der Germania angebracht. Aber eine Hauptfigur im Postament einer anderen Hauptfigur anzubringen, schiene mir noch weniger angebracht; sollte ich aber sagen, wie die Verlegenheit überhaupt zu lösen, so müsste ich die Antwort schuldig bleiben. Lieber wäre mir doch der erste Entwurf geblieben; doch mag es Andern anders scheinen.